







Skizzen

aus den

Vereinigten Staaten von Nordamerika.



Skizzen

aus den

Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von

Dr. A. Kirsten.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1851.

Vorwort.

Der Widerspruch, in welchem die nachfolgende Auffassung und Beurtheilung des Lebens und der Verhältnisse in den Vereinigten Staaten von Nordamerika mit den gewöhnlichen Nachrichten über diese steht, macht es, wenn auch nicht nothwendig, doch rathsam, der Veranlassung und des äußern Einflusses, unter denen sie hervor gegangen sind, mit einigen Worten zu gedenken.

Meine Uebersiedlung nach den Vereinigten Staaten im Jahre 1846 erfolgte, nachdem sich länger als zehn Jahre zuvor Vieles vereinigt hatte, mir mein engeres Vaterland zu verleiden, und mir gewissermaßen kein anderer Ausweg übrig gelassen war, als diesen Schritt zu unternehmen. Alles, was ich bis dahin über die Vereinigten Staaten gelesen hatte, lautete im Ganzen zu deren Gunsten und war nur geeignet, mir eine vortheilhafte Meinung von ihnen beizubringen. Hin und wieder eingestreute Bemerkungen, die sich auf etwas Tadelnswerthes bezogen, machten nur allein den Eindruck auf mich, daß nirgends etwas Voll-

kommnes sich erwarten lasse. Nur ein einziges Mal war mir vor Antritt der Reise die Gelegenheit geboten, einen gebildeten Deutschen, der Jahre lang in den Vereinigten Staaten gelebt hatte, zu sprechen. Auch der schilderte mir alles, bis auf das Klima, von der vortheilhaftesten Seite. Unter anderem versicherte er: alle Standesverschiedenheit, insbesondere unter den Deutschen, falle dort weg. Die Gebildeten wüßten die weniger Gebildeten an sich heran zu ziehen. Auffallend sei es, wie bald die weniger Gebildeten einen höhern Grad von Bildung und Anstand sich zu eigen machten. Eigentlich Ungebildete gebe es daher dort nicht. — Dieses zusammen genommen erleichterte mir einigermaßen den Abschied von meinem Vaterlande, wenn sich auch in der letzten Zeit meines Dortseins viele neue Beweise von Freundschaft und warmer Theilnahme, an denen es mir schon früher in der gedrücktesten Lage nicht gemangelt hatte, häuften und die vollste Liebe zu dem deutschen Volke mich bewahren ließen. Am meisten tröstete mich der Gedanke, daß ich einem Lande entgegen gehe, wo ich Landsleute in großer Zahl treffe, von denen ich, wenn auch nicht ein Mehres, doch wenigstens so viel glaubte voraussetzen zu dürfen, daß beim Wegfallen jedes Standesunterschiedes und so vieler Hemmnisse, die in Deutschland eine Trennung der Menschen herbeiführen, sie in voller Eintracht zusammen leben würden. Außerdem erwartete ich dort einen südlichern Himmelsstrich, nach welchem ich schon seit einer längern Reihe von Jahren mich gesehnt hatte. Weder

war es daher große Sehnsucht noch eigentlicher Widerwille, die mich nach Amerika geleiteten.

Erst während der Ueberfahrt erlangte ich durch drei Deutsche, welche zuvor schon längere Jahre in Amerika gelebt, Mittheilungen über dieses Land, die dasselbe in einem andern Lichte erscheinen ließen, als ich bisher voraussetzte, und die einen zur Reisegesellschaft gehörenden höchst gemüthlichen Buchhändler aus dem Würtemberg'schen, der die Vereinigten Staaten in Augenschein nehmen wollte, um vielleicht sich in denselben zu besetzen, zu der Aeußerung vermochten: wenn sich das dort so verhielte, dann wäre das kein Land für ihn. Durch seine schon vor Ablauf eines Jahrs erfolgte Rückkehr nach Deutschland hat er denn auch thatsächlich bewiesen, welchen Eindruck die Vereinigten Staaten auf ihn gemacht haben.

Nach einer achtwöchigen Fahrt langte ich in Neuyork an. Es war dies gegen Ausgang August. Sobald wir dem Golfstrom uns näherten, trat eine entsetzliche Hitze ein, die sich mehrte, je näher wir dem Lande kamen. In Neuyork wurde ich vollends gewahr, was die Hitze in Amerika, in dem Breitengrade von Neapel zu bedeuten habe. Viele Besuche, die ich zu machen hatte, führten am Tage eine arge Erschöpfung herbei. Nachts aber fand ich keine Erholung, theils weil die Hitze kaum sich minderte, theils der Muskitos und des ungewohnten Feuerlärms wegen, der sich jede Nacht wiederholte. Daneben stellte sich mir das dasige Leben ganz anders dar, als ich es nach dem,

was ich in Deutschland darüber gelesen und gehört, mir gedacht hatte. Es verhielt sich ungefähr so, wie die drei Reisegefährten bemerkt hatten.

Zwar lernte ich sehr bald manche Deutsche kennen, die sich meiner auf's Liebevollste annahmen und deren Andenken mir stets theuer bleiben wird. Allein weder waren es die Amerikaner, die mir zusagten, noch die Deutschen im Allgemeinen. Unter diesen vermißte ich Zusammenhang und Eintracht; die meisten verriethen ein Wesen, wie es mir in Deutschland nirgends vorgekommen war; von Bildung in weiterem Kreise war nichts wahrnehmbar. Angewiesen auf den Umgang mit denen, die den Tag über ihren Geschäften nachgingen, Abends aber sich hier- und dorthin zerstreuten, ohne einen bestimmten Vereinigungspunkt zu haben, fühlte ich mich in der geräuschvollen, jedoch vergnügungslosen Stadt nicht heimisch und nicht wohl. Mehre, denen ich klagte, was ich in Neuyork vermißte, meinten, ich werde dieses in Philadelphia erreichen. Nach vierwöchigem Aufenthalt in jener Stadt begab ich mich nach dieser. Unter den Deutschen traf ich es aber da nicht anders als in Neuyork, eher fand ich noch weniger Verbindung unter ihnen. So wurde ich denn auf Baltimore verwiesen. In mancher Beziehung sagte mir die Stadt mehr zu als Neuyork; sie ist kleiner, nicht so geräuschvoll und man kann eher aus den Häusermassen heraus ins Freie gelangen. Durch den dort bestehenden deutschen Klub „Germania" hat mehr Verbindung unter den dasigen gebildeten Deutschen statt. Im Uebrigen aber war das

Leben hier ebenso beschaffen als in Neuyork und Philadelphia, ja in einzelnen Beziehungen noch weniger mir zusagend; mithin fand ich auch da keineswegs eine Befriedigung meiner Wünsche und Erwartungen. Dazu kam die entsetzliche Hitze, die, obgleich es Oktober war, den ganzen Monat hindurch, wenigstens um die Mittagszeit, noch herrschte, selbst dann, wenn es des Morgens gereift hatte. Ein schon lange in den Vereinigten Staaten ansässiger Deutscher, dem ich meine Unzufriedenheit klagte, äußerte: er habe noch keinen Deutschen gesprochen, dem es im ersten Jahre in Amerika gefallen hätte. Andere meinten: es werde erst dann in Amerika mir gefallen, wenn ich ein einträgliches Geschäft gefunden. Noch Andere waren der Ansicht: ich werde nie in Amerika mich zufrieden fühlen.

Den Entschluß, der so sehr angreifenden Hitze wegen, die ich in Neuyork und in steigender Maße in Philadelphia und Baltimore getroffen, mich nach dem Norden des Staats Neuyork oder Ohio zu wenden, um dort bleibend mich zu besetzen, gab ich wieder auf, indem ich erfuhr, daß da in eben der Maße mir die Kälte in dem langen Winter würde widerwärtig werden. Das Verlangen nach deutschem Leben führte mich zu dem Entschluß, den bevorstehenden Winter in irgend einer Stadt in den Bezirken Pensylvaniens zuzubringen, wo fast nur Deutsche wohnen, die deutsche Sprache noch die vorherrschende ist, und wo ich nun auch erwartete, deutsches Treiben und Gewohnheiten zu finden. Allein auch hierauf

verzichtete ich, nachdem ich mich vergewissert hatte, daß die Menschen zwar da größtentheils noch deutsch sprächen, aber übrigens mit den Deutschen fast nichts Verwandtes mehr hätten und sich in ihrem Wesen beinah gar nicht von den Amerikanern unterschieden. Sonach überzeugte ich mich bald und immer mehr, daß die Recht hatten, welche meinten, ich werde mich in Amerika nie zufrieden gestellt fühlen. Da ich nach Deutschland in mein engeres Vaterland weder zurück kehren konnte, noch auch unter den damaligen politischen Verhältnissen zurück kehren mochte, so ergab ich mich in mein Schicksal, hoffend, daß ich mit der Zeit, wenn meine Familie mir gefolgt sein, meine Lage erträglich finden und die Gewohnheit das Fehlende ersetzen würde. Ein Zufall, den ich in seinen Folgen einen glücklichen nennen kann, führte mich von Baltimore nach einer Landstadt im Staate Neuyork, Poughkeepsie, wo ich über drei Vierteljahre verweilte. Sie liegt in einer der schönsten Gegenden der Vereinigten Staaten. Da ich einstweilen frei von Geschäften war, so hatte ich volle Zeit, auch in weiterm Umkreise mich um die Natur und die Menschen zu bekümmern, das Wahrgenommene dem Papier anzuvertrauen und auf diese Weise den Grund zu diesen „Skizzen" zu legen.

Nach Ankunft meiner Familie kehrte ich nach Neuyork zurück, wo ich bis zur Rückkehr nach Deutschland meinen Wohnsitz nahm. Hier brachten es meine Verhältnisse mit sich, daß ich täglich mit Menschen aus den verschiedenen Ständen, sowohl von Deutschen als Ame-

rikanern, in Berührung kam. Auch blieb mir hinlängliche Zeit, mich von allem so viel als möglich zu unterrichten.

Nichts trat inmittelst ein, was mich mit den Verhältnissen in Amerika hätte versöhnen können. Je länger ich dort verweilte, je vertrauter ich mit den dasigen Zuständen wurde, um so weniger sagten sie mir zu. Glückliche Erlebnisse im Kreise meiner Familie hatten für mich ihren Werth nicht blos dort; ohnedies blieb mir die Aussicht, meine Familie, wenn auch erst später, in Deutschland wieder um mich vereinigt zu sehen. So wurde mir nach dem Umschwunge der Verhältnisse in meinem Vaterlande der Entschluß leicht, ein Land zu verlassen, das weder in klimatischer noch sonstiger Hinsicht mich befriedigte.

Den Entschluß zur Rückkehr nach Deutschland faßte ich zu der Zeit, als noch die Aussicht vorhanden war, dasselbe werde unter einem Oberhaupte und im Genuß der von der Reichsversammlung in Frankfurt beschlossenen Grundrechte der glücklichsten Zukunft entgegen gehen. Meine Abreise erfolgte an demselben Tage, an welchem die Nachricht vom Ausbruche des letzten badischen Aufstandes in Neuyork eintraf. Hätte ich nicht alles zur Abreise vorbereitet gehabt, vielleicht würde ich nunmehr Bedenken getragen haben, unter den drohenden Verhältnissen nach Deutschland zurückzukehren. Doch hoffte ich, die Vorsehung werde Deutschland vor dem Schlimmsten, dem Bürgerkriege und der davon fast unzertrennlichen Einmischung der Fremden, bewahren.

Mit der unendlichsten Spannung, was sich inmittelst ereignet haben, was aus meinem mittlerweile mir doppelt theuer gewordenen Vaterlande geworden sein werde, legte ich die lange Seereise zurück. Aber schon bei Annäherung an die englische Küste erreichte uns eine Trauerbotschaft: die Sperrung der deutschen Häfen durch die Dänen dauere fort. Der Kapitän und alle Uebrigen auf dem Schiffe hielten die Nachricht anfangs für ein leeres Vorgeben des englischen Lootsen, damit er uns seines Vortheils wegen in einen englischen Hafen führen könne. Allein die Zusicherung, daß er für seine Mühwaltung nichts verlange, wenn die Nachricht nicht begründet sei, mußte sie einigermaßen wahr erscheinen lassen. In Falmouth bestätigten einige vierzig deutsche Kapitäne, die dort mit ihren Schiffen zum Theil schon vor Monaten einen Zufluchtsort gesucht hatten, jene schmachvolle Kunde. Alle übrigen Nachrichten über Deutschland lauteten gleichfalls niederschlagend.

Auf dem Umwege über Holland in Deutschland angelangt, hörte und sah ich viel Bedauernswerthes, aber nichts Trostloses, nichts, was die Hoffnung auf eine bessere Zukunft abgeschnitten hätte. Ich fand Preßfreiheit, freies Versammlungsrecht, Bürgerwehr und Schwurgerichte, wenn auch in manchen Ländern erst noch in der Vorbereitung, vor, die alles in Fesseln haltende Polizeigewalt gebrochen, veraltete Vorzüge des Adels, da, wo sie bisher noch bestanden, beseitigt, die Verwaltung der Landes- und Gemeindeangelegenheiten, sonst im Geheimen verhandelt, jetzt

ans Tageslicht gezogen, einen ganz andern Geist unter Bürger und Bauer, großentheils ihrer Rechte und Ansprüche sich bewußt, endlich auch, was mir als Hauptsache galt, die Einheit Deutschlands noch in Aussicht. Dies mußte mich mit neuer Hoffnung beleben, der Reue über meine Rückkehr nach Deutschland mich überheben.

Leider zwar haben sich seitdem die Verhältnisse nicht in derselben Bahn fortbewegt, nicht zum Bessern gestaltet, vielmehr in den meisten Beziehungen verschlechtert. Noch größer ist die Schmach, die in jüngster Zeit dem Auslande gegenüber auf Deutschland geladen worden. Was aus diesen Zuständen hervorgehen werde, liegt zwar noch im Schooße der Zukunft verborgen. Nur Eins ist gewiß: daß die Zurückführung vormärzlicher Zustände auf die Dauer eine Unmöglichkeit ist, und daß, je weiter die dahin zielenden Versuche gehen, die dadurch über kurz oder lang hervorgerufene Erschütterung desto zerstörender auf alles wirken wird, was bisher das nationale Gedeihen hemmte, während der deutsche Charakter hinreichende Bürgschaft gewährt, sie werde nicht gleichmäßig auch die bürgerlichen Verhältnisse berühren.

Wenn ich nun, so wenig das monarchische Deutschland in seiner jetzigen Beschaffenheit befriedigen kann, dessenungeachtet nicht als Bewunderer und Lobredner der amerikanischen Zustände mich zu erkennen gebe, so beruht dies keinenfalls auf einer durch meine Herkunft und Erziehung, oder durch die in der Monarchie einstmals

eingenommene Stellung hervorgerufenen Vorliebe für diese. Was mir unter monarchischer Regierungsform, in ihrer frühern Unumschränktheit mit ihrem Anhängsel, dem geheimen Verfahren in Strafsachen, widerfahren ist, hätte mir in den Vereinigten Staaten nie und nimmer begegnen können. So wenig ich jenes Erlebte verschmerzen kann, so vermochten doch auch andererseits die in der Republik gesammelten Wahrnehmungen nicht mich zu befriedigen, obgleich mir da nichts persönlich Verletzendes begegnet ist. Auch sie hat ihre großen Schattenseiten, wenn auch nicht so große als die unbeschränkte Monarchie. Darum eben ziehe ich die konstitutionelle Monarchie vor, d. h. eine solche, die mit der möglichsten Freiheit die nöthige Rechtssicherheit gewährt, da jene nur zu leicht Freiheit auf Kosten des Rechtsschutzes bietet. Gern gebe ich zu, daß die Deutschen wegen ihrer Biederkeit, Bildung und ihres Sinnes für Gesetzlichkeit am ehesten sich für eine republikanische Regierungsform eignen würden. Allein eine andere Frage ist, ob sie der jetzigen Denkweise der überwiegendsten Mehrzahl der Deutschen und der geographischen Lage des Landes angemessen wäre. Beides aber muß ich bezweifeln.

So wenig nun, als es mir in den Sinn gekommen ist, die Republik in Schatten zu stellen, um der Monarchie das Wort zu reden, ebenso wenig bin ich bemüht gewesen, ein nachtheiliges Urtheil über das amerikanische Volk aufzustellen, und darauf ausgegangen, das Tadelnswerthe an demselben hervorzuheben, das Lobenswerthe zu verschweigen. Vorzüge desselben,

die ich habe ausfindig machen können, habe ich nicht unberührt gelassen. Wenn ich nicht mehr Rühmliches an demselben entdeckt habe, so ist das nicht meine Schuld. Nur vermochte ich nicht in den gewöhnlichen Ton deutscher Reisebeschreiber einzustimmen, die alles Fremde im glänzendsten Lichte darstellen, an den Amerikanern hervorzuheben, was meiner Ueberzeugung nach nichts Lobenswerthes ist, wenn auch noch so Viele vor mir solches lobenswerth fanden. Gern gebe ich zu, daß in manchem Betracht darüber verschiedene Ansichten obwalten können. So z. B. entsinne ich mich, daß Löher, in seinem sonst vortrefflichen Werke: Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika, sich durch den Unternehmungsgeist und die Geschäftsthätigkeit der Amerikaner, sowie durch das, was beide hervor bringen, hinreißen läßt. Ich bewundere sie auch, finde aber in ihrer Richtung zugleich den Urquell der meisten dortigen Uebelstände. Mag nun der Leser darüber entscheiden, was das Richtige ist, das Lob oder der Tadel, ich unterwerfe mich getrost seinem Urtheil, da ich mir bewußt bin, meiner Ueberzeugung gefolgt zu sein, die sich nach meinen Wahrnehmungen, von denen ich bei geeigneten Gelegenheiten Beispiele, die sich sämmtlich während meines Dortseins zutrugen, angeführt habe, nicht anders bilden konnte.

Ausdrücklich noch muß ich bevorworten, daß ich bei Aufstellung von Beispielen keineswegs stets die grellsten hervor gehoben habe. Ich hätte mancher gedenken können, die meine Ansicht noch mehr unter-

stützt, die amerikanischen Zustände weit mehr noch in nachtheiliges Licht gestellt haben würden. Darum aber war es mir durchaus nicht zu thun, sondern ich wollte nur allzu günstige Meinungen von denselben berichtigen, zeigen, daß nicht alles Gold ist, was glänzt.

Ungeachtet dieses Bewußtseins wird mir vielleicht von Vielen der Vorwurf gemacht werden, daß ich Manches mit Vorurtheil aufgefaßt, dies oder jenes als Regel betrachtet habe, was nur ausnahmsweise vorkomme, etwa, weil ich in meinen Erwartungen nicht befriedigt sei. Wären aber auch diese sogar in mancher Beziehung, namentlich was meine persönlichen Verhältnisse anbelangt, übertroffen, nie würde mich dies bestochen, meinen Blick von den Wunden der amerikanischen Zustände abgelenkt, nie Zufriedenheit mit denselben bei mir herbeigeführt haben. Keineswegs habe ich auch nur Ungünstiges erlebt, da im Gegentheil während meines Dortseins in mehr als einer Beziehung mir Glück zu Theil wurde, das mir in gleicher Maße schwerlich im Vaterlande begegnet wäre. Nur war dieses von den dasigen Zuständen unabhängig. Hätte ich die glänzendste Stellung erlangt, diese würde mir meine Lage nur erträglich haben erscheinen lassen, meine Sehnsucht nach bessern Zuständen, wie ich ihnen aller Ungunst der Verhältnisse ungeachtet auch noch jetzt im Vaterlande entgegen sehe, nach dem gemüthlichen Leben unter Deutschen nie unterdrückt haben. Will man deutschen Boden, deutsches Leben lieb gewinnen, so muß man das Ausland besuchen. Vorzüge, die andere Länder aufzuwei-

sen haben, und die von so vielen Reisebeschreibern gepriesen werden, verschwinden, hält man ihre Mängel damit zusammen. Deutschland, seines Klima's, seiner natürlichen Erzeugnisse wegen, kann sich mit jedem andern Theile der Erde messen; das ist das Urtheil aller der zahlreichen Seefahrer, die ich gesprochen, von denen manche alle bewohnten Theile der Erde besucht hatten. Und daß der Charakter der Deutschen, der Verkehr mit ihnen außerordentliche Vorzüge habe, das räumen selbst alle Ausländer ein, deren Urtheil ich aus Schriften oder durch den Umgang kennen gelernt habe.

Andererseits aber wird man freilich auch erst im Auslande das Klägliche der bisherigen staatlichen Einrichtungen Deutschlands recht gewahr; doppelt wird es dem, der sein Vaterland liebt, fühlbar, wenn er das geringschätzende Urtheil der Ausländer, das in Folge jener über das deutsche Volk gefällt wird, Stirn gegen Stirn vernehmen muß, ohne im Stande zu sein, mit Ueberzeugung dem entgegen zu treten; wenn er zugleich die trübseligen Folgen jener Einrichtungen in der Behandlung, die dem Deutschen im Auslande widerfährt, wahrnehmen muß.

Von denen nun, die mir hinsichtlich meiner Auffassung der amerikanischen Zustände ein befangenes oder gar ein grundloses Urtheil vorwerfen möchten, kann ich zunächst die nicht als zuständig ansehen, die, mit diplomatischen Empfehlungsbriefen in Amerika angelangt, während des Aufenthalts einiger Monate glauben das Land hinlänglich kennen gelernt zu haben.

Denn bei der Vorliebe der Amerikaner für ihr Land und bei ihrem Streben, dem vornehmen Fremden die günstigste Vorstellung von demselben zu verschaffen, lernt er dasselbe ungefähr unter denselben Verhältnissen kennen, wie der Fürst sein eignes Land, wenn er solches bereist. Sodann vermag ich ebenso wenig denen ein zuständiges Urtheil beizumessen, die ein unerwartet glückliches Loos dort getroffen und an die Verhältnisse sich gewöhnt haben. Jenes besticht natürlich und führt leicht eine Gewöhnung an sonst Widerstrebendes herbei. Das Erforderniß der Gewohnheit setzt ja ohnedies etwas nicht von selbst Zusagendes voraus. Am Ende gewöhnt sich der Mensch an alles, wenn es ihm anfangs auch noch so zuwider ist; nachmals erscheint es ihm in weit milderem Lichte als anfänglich. Man nehme nur das Seeleben mit allen seinen Mühseligkeiten, Entbehrungen und Gefahren. Dennoch ist der Kapitän, der Steuermann und Matrose froh, wenn sie das Land verlassen haben, sie fühlen sich nicht wohler als auf hoher See. Endlich aber vermag ich denen kein zuständiges Urtheil beizumessen, welchen die schlechteste Republik (also auch eine beliebige südamerikanische?) lieber ist, als die beste Monarchie, die in der Ungebundenheit ihre Freiheit und ihre Lust suchen.

Sollte es mir aber zum Vorwurf gereichen, daß ich nach rein deutschem Gefühle Amerika beurtheilt, so lasse ich den über mich ergehen. Von keinem Amerikaner, Engländer oder Franzosen läßt sich erwarten, daß er mit deutschem Gefühle Deutschland

beurtheile. Er mag es immerhin nach seiner Denkweise betrachten; er soll nur gerecht sein, sein Urtheil auf Thatsachen stützen, nichts verheimlichen, nichts entstellen. Dieser Grundsatz war für mich der leitende.

Die Schilderung des Lebens der Amerikaner erstreckt sich zwar nur auf einen kleinen Theil der Vereinigten Staaten, allein es ist der bevölkertste und geordnetste, mit Fremden am meisten in Verbindung stehende, wo Bildung und Gesittung mit auf der höchsten Stufe stehen. Was sich hier nicht findet, kann um so weniger anderwärts gesucht werden. Von dem Mehr läßt sich unschwer auf das Weniger schließen. Bin ich in mancher Beziehung, vor allem in Schilderung der Sitten und Gebräuche, ausführlich gewesen, so hatte ich dabei Auswanderer vor Augen, denen selbst Geringfügiges oft wissenswerth, oder nach ihrem dortigen Anlangen auffallend erscheint. Aus dem Folgenden werden sie aber entnehmen können, wie so sehr Vieles dort anders ist als in Deutschland. Dennoch bin ich weit entfernt gewesen, jede Eigenthümlichkeit aufzunehmen, um nicht zu weitschweifig zu werden und zu ermüden. Aus demselben Grunde habe ich alles Geschichtliche und Statistische, als längst Bekanntes, übergangen. Eben aber, weil mir nicht darum zu thun war, rein wissenschaftliche, sondern nur allgemeine, Jedem, der an den Vereinigten Staaten ein Interesse findet, wissenswerthe Kenntnisse über dieselben zu verbreiten, bin ich nicht entfernt bemüht gewesen, diesen Skizzen den Anstrich

von Gelehrsamkeit zu verleihen, sondern mein Streben war im Gegentheile, so ungeschminkt und einfach als möglich zu schreiben.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Die natürliche Beschaffenheit des Landes 1

1. Das Klima 4

2. Der Boden und die Landschaft 11

3. Das Thierreich 17

4. Das Pflanzenreich 23

Die Bewohner 29

Ihre hervorragendsten Charakterzüge 33

Ihre Geistesrichtung 42

Einfluß derselben auf

1. die Erziehung der Kinder 51

2. die Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung . 58

3. die Gesittung 102

4. den Gemeingeist und die Vaterlandsliebe 120

5. die Sitten und Gewohnheiten, sowie das gesellige Leben 147

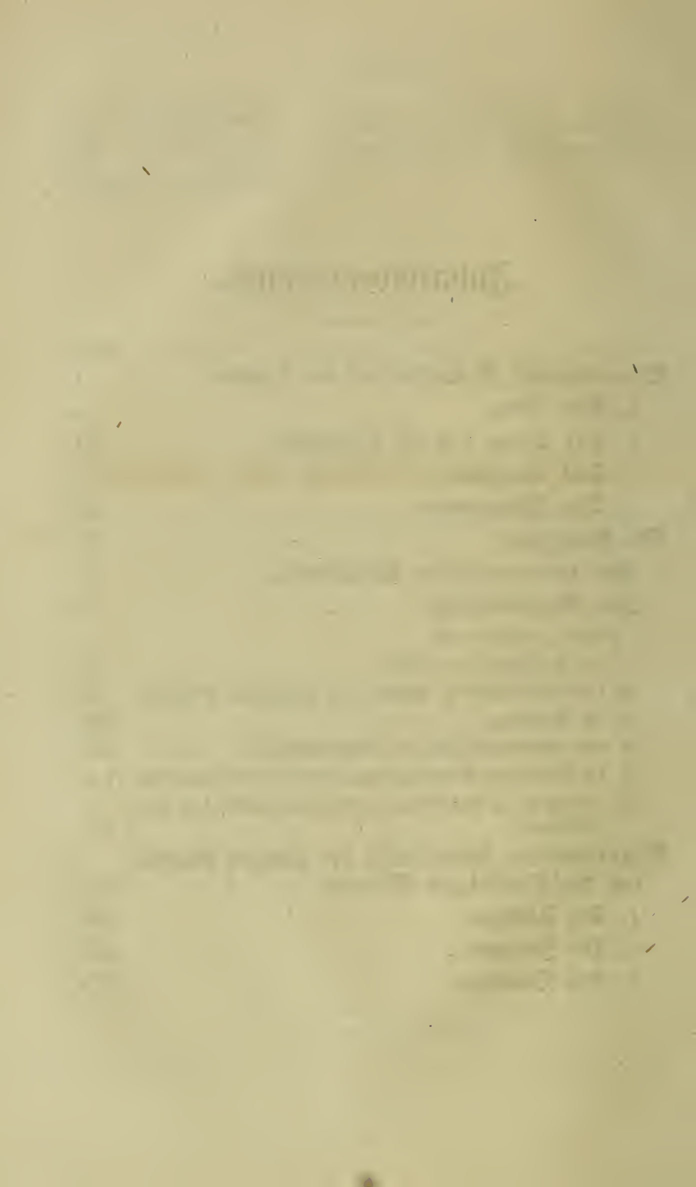
6. die durch die Verfassung verbürgten Rechte und Einrichtungen 232

Eigenthümliche Verhältnisse der übrigen Bewohner der Vereinigten Staaten 255

1. Die Farbigen 259

2. Die Irländer 275

3. Die Deutschen 278



Natürliche Beschaffenheit des Landes.



1. Klima.

Es ist hinlänglich bekannt, daß zwischen den Vereinigten Staaten und den europäischen Ländern unter gleichen Breitegraden in klimatischer Hinsicht ein Unterschied stattfindet. Indessen ist die ziemlich allgemeine Vorstellung in Deutschland, daß mit Inbegriff Virginiens bis zu den Staaten Neuenglands ein gemäßigtes Klima, ähnlich dem in Deutschland, herrsche und daß ein wärmerer Himmelsstrich erst mit Nordkarolina beginne. Dem ist jedoch nicht so, vielmehr ist der Sommer selbst in den nördlichsten Gegenden der Vereinigten Staaten bei weitem heißer, der Winter dagegen, selbst noch in Pensylvanien durchschnittlich — wenn auch nicht den Graden nach, doch in seiner Dauer und in der Einwirkung auf den menschlichen Körper — viel kälter als in Deutschland, ungeachtet Pensylvanien mit dem südlichen Spanien und Italien unter gleicher Breite liegt. Sogar hat man noch in diesem Jahrhundert den Fall erlebt, daß der noch weiter südlich liegende, an Baltimore stoßende Meerbusen so fest zugefroren war, daß er mit Wagen befahren werden konnte. Auch in dem Winter von 1848/49,

der freilich zu den strengern gehörte, hatte sich wieder ziemlich viel Eis in der Bai von Baltimore gebildet.

Im Staate Neuyork bleibt der Hudson bis zehn deutsche Meilen oberhalb der Stadt Neuyork regelmäßig zwei und ein halb bis drei Monate so fest zugefroren, daß die Schiffahrt auf demselben gänzlich gehindert ist. Zwanzig Meilen von Neuyork entfernt bildet sich aber auf dem Hudson eine so feste Eisdecke, daß sie Wagen zu tragen vermag. In dem vorletzten Winter war der Hudson selbst bei der Stadt Neuyork, die mit Neapel unter gleicher Breite liegt, so fest zugefroren, daß man über denselben nach dem gegenüber liegenden Flecken Hoboken gehen konnte; und es fehlte nicht viel, so hätte auch das Eis, das sich auf der Bai von Neuyork gebildet hatte, gestattet, über dasselbe hinweg zu gehen.

Um sich eine Vorstellung von der Heftigkeit der Kälte, wie sie im Staate Neuyork vorkommt, zu machen, ist zugleich zu berücksichtigen, daß der Hudson bei Neuyork, bei seinem Ausfluß in die Bai, ein und eine Viertelstunde, und zwanzig deutsche Meilen höher hinauf noch drei Viertelstunden breit ist, daß die Fluth eben so weit das Seewasser hinauf treibt und selbst hier noch ziemlich hohe Wellen auf demselben durch den Wind entstehen, was alles zusammen dem Zufrieren desselben hinderlich ist.

Dabei kann der Schnee im Staate Neuyork bis zu dessen Südspitze eine Höhe erreichen, wie man sie in Deutschland in flachen Gegenden nie erlebt, und je höher man in diesem Staate hinaufkommt, desto mehr nehmen die Schneemassen zu. Weiter südlich mindern diese sich bedeutend, und in Baltimore sammelt sich selten so viel Schnee, daß noch um Mittag Schlitten gefahren werden

kann, sondern meistens leckt ihn die Sonne um diese Tageszeit weg. Desto strengere Kälte kehrt aber am Abend und während der Nacht zurück.

Von der Heftigkeit und fast unerträglichen Schärfe des Nord-, Nordwest- und selbst des Westwindes in der Winterzeit und sogar noch bis zum Mai hin, in den nördlichen Theilen der Vereinigten Staaten bis nach Virginien herab, macht sich in Deutschland Niemand eine Vorstellung. Selbst noch in den März und in den April hinein kann er in den südlichen Gegenden des Staats Neuyork bei ganz reinem Himmel alle Wohlthätigkeit der Sonnenstrahlen ersticken, bewirken, daß der Schnee sogar auf der Südseite der Dächer nicht schmilzt, und das Bedürfniß herbeiführen, in den nach Mittag gelegenen Stuben das Feuer beständig im Gange zu erhalten. Freilich trägt zu Letzterm bei, daß die Sonne im April schon so hoch steht, daß ihre Strahlen nicht mehr tief in die Stube hineinfallen, sowie der leichte Bau der Häuser und die schlechte Beschaffenheit der überall gebräuchlichen Schubfenster, die, ohne gehörig zu schließen, die Wärme leicht ausströmen lassen und gegen den Andrang der Kälte nicht genugsam schützen. Sogar noch im Mai können dort und in Pensylvanien, wenn also daselbst die Sonne einen so hohen Punkt erreicht hat, als sie es in Deutschland nie vermag, Nachtfröste eintreten.

Daneben kann es sich ereignen, daß in der Sonne und im Schutz gegen den schneidenden Wind es äußerst angenehm erscheint, während man im Schatten und dem Winde ausgesetzt sich vor Kälte kaum bergen kann; desgleichen, daß bei stattfindendem Süd-, Südwest- oder Südostwinde selbst im Januar Frühlingsluft herrscht. Das Auffallendste

aber ist beim Winter, daß der Januar regelmäßig nicht so kalt ist, als der Februar und März, obgleich der Eintritt des Winters auf der nördlichen Halbkugel der Erde überall sich gleich ist, mithin der kürzeste Tag in den Vereinigten Staaten mit dem in Deutschland zusammentrifft und schon im Februar die Sonne einen merklich größern Bogen zurücklegt. Im Dezember und Januar kann man in Neuyork in den nach Mittag zu belegenen Stuben an einzelnen Tagen das Einheizen füglich entbehren, aber schwerlich im März.

Die Zunahme der Kälte von der Mitte Januar bis in den März hat nun darin ihre Veranlassung, daß in dieser Zeit der Nord-, Nordwest- und Nordostwind der herrschende ist und ungeheure Schnee- und Eismassen in den nördlichen Theilen der Vereinigten Staaten herbei führt, während kein Gebirge den Andrang der kalten Winde nach den östlichen und südlichen Gegenden abhält. Selten, daß der Wind in jener Jahreszeit sich nach Osten oder Süden wendet; und ist solches der Fall, so geschieht es nur auf wenige Stunden, um nachher desto heftiger von jenen Himmelsgegenden her wieder zu toben. Kälte bei ruhiger Luft hat fast nie statt. Sobald einmal der Winter eingetreten ist, weht beinah beständig ein heftiger, scharfer, trockener Wind, ähnlich dem Ostwinde in Deutschland.

Noch strenger fast, als in den hier angeführten Gegenden, ist die Kälte in dem westlichen Theile der Vereinigten Staaten unter gleicher Breite, weil, umgekehrt wie in Europa, je weiter man nach Westen dringt, die Kälte um so mehr zunimmt; und nicht blos der Ohio, sondern auch der Mississippi bei St. Louis bildet nicht selten eine Eisdecke, die Wagen zu tragen im Stande ist.

Dennoch erreicht die Kälte in den Gegenden, wovon hier die Rede ist, nicht die Grade, wie in Deutschland, indem sie höchst selten 15° übersteigt. Ihre Wirkung auf die Gewässer ist in ihrer Dauer und auf den menschlichen Körper in der Trockenheit zu suchen, indem die den Frost herbeiführenden Winde ungeheure Landstrecken zurück zu legen haben, ehe sie bis zum Mississippi und vollends bis zur Ostküste der Vereinigten Staaten vordringen. Zwei bis drei Grade, verbunden mit heftigem Wind, lassen oft schon die Kälte unerträglich erscheinen. Vielleicht möchte nun auch in der Reinheit der Luft und dem Umstande, daß nie kalte Nebel stattfinden, die Erklärung davon zu suchen sein, daß bis in die nördlichen Gegenden des Staats Neuyork Bäume und Pflanzen ganz im Freien ohne den geringsten Schutz fortkommen, die dasselbe den Winter über in Deutschland nicht vertragen können, z. B. von den Obstbäumen der Pfirsich-, von den wilden der Tulpenbaum.

Wenn nun schon die Strenge und Dauer des Winters mit der in Deutschland nicht verglichen werden kann, so ist dieses noch weit weniger bei der Hitze während des Sommers der Fall.

Eigentliches Frühjahr, wie man es in Deutschland erlebt, kennt man in Amerika nicht. Zu Ausgang des April und im Mai gibt es zwar, sobald der Wind von Süden kommt, sehr warme Tage. Aber die Nächte sind selbst nach warmen Tagen noch kühl und führen nicht selten Nachtfröste herbei. So sank am 15. April 1849 in Neuyork das Thermometer, nachdem zuvor manche warme Frühlingstage stattgefunden hatten, plötzlich auf 1° unter Null, und an demselben Tage war an

vielen Orten in Südkarolina 3″ tiefer Schnee gefallen, wodurch die Baumwollenernte verloren ging. Am 25. Mai stand das Thermometer in Neuyork den Tag über wieder auf + 6°, nachdem zuvor schon wahre Sommerhitze eingetreten gewesen war. Die Vegetation war in demselben Jahre so wenig vorgeschritten, daß selbst in den ersten Tagen des Junius die Bäume noch nicht ihr vollständiges Laub hatten. Die Triebkraft der Pflanzen bleibt daher während des April gänzlich zurück und beginnt erst nach der Mitte Mai's, tritt dann aber so rasch ein, daß die Blüthezeit der Pfirsich-, Kirsch-, Birn- und Aepfelbäume in kaum vierzehn Tagen vorüber ist.

Sobald aber im Juni auch in den höhern Theilen Nordamerika's der Schnee und das Eis geschmolzen sind und der Süd-, Südost- und Südwestwind die herrschenden werden, stellt sich gleich eine entsetzliche Wärme ein, die den Juli und August bis auf 32° steigt und sich bis Kanada ausdehnt. Selbst noch den September hindurch kann sie äußerst drückend sein. Von denen, die in Neu-Orleans und in Westindien sich befanden, wird versichert, daß die Hitze in Neuyork in den Sommermonaten ebenso heftig sei, als in jenen Gegenden, indem in diesen, besonders in Westindien, bekanntlich die Wärme am Tage durch die See- und des Nachts durch die Landwinde gemäßigt wird, während in der heißen Jahreszeit in den Vereinigten Staaten, ganz im Gegensatz zum Winter, fast beständige Windstille stattfindet. Dabei ist das Unangenehmste, daß während dieser Monate so gut als gar keine Witterungsveränderung eintritt, weder am Tage noch des Nachts. Sogar nach Gewittern — obgleich diese durch ihre Heftigkeit und den während

derselben herabströmenden Regen sich vor denen in Deutschland auszeichnen — äußert sich kein Wechsel der Temperatur, vielmehr wird es nach den Gewittern oft noch schwüler. Auch würde man vergebens in den gegen Mitternacht gelegenen Stuben Schutz gegen die Hitze suchen, da weniger durch die Sonnenstrahlen als durch die Luft die Hitze verbreitet wird. Die heiße Jahreszeit hindurch befindet man sich immerwährend in einer Art Beklemmung und geistiger Abspannung, während das beständige Schweißvergießen den Körper auf's Aeußerste erschöpft.

Vortrefflich ist der Herbst, obgleich selbst noch im Oktober um die Mittagszeit, und wenn es in der Nacht zuvor vielleicht gereift hat, die Wärme im Freien lästig werden kann. Erst die hellen Tage im November kann man zu den milden zählen, wenngleich bei regnigtem Wetter und Morgens und Abends dann schon merkliche Kühle eintritt.

Tage lang bewölkten Himmel, ohne daß es regnete oder schneite, überhaupt trübes Wetter, wie es in Deutschland oft und zu jeder Jahreszeit vorkommt, kennt man in Amerika nicht. Im Winter dauert der Schneefall allerdings mitunter ganze Tage; der Regen aber im Frühjahr, Sommer und Herbst selten länger als ein paar Stunden. Sobald die Wolken Schnee oder Regen verbreitet haben, hellt es sich jedes Mal auf, und es tritt dann wieder heiterer Himmel ein. Auch sind Nebel, wie sie in Deutschland besonders im Frühjahr und Herbst vorkommen, in den Vereinigten Staaten selten. Doch findet man im Mai bei anhaltender Trockniß ähnlichen Dunst in der Luft, wie in Deutschland beim Höhenrauch (Heidrauch), und die Sonne erscheint beim

Untergange ebenfalls blutroth. Indessen mangelt jenem Dunste der eigenthümliche Geruch des Höhenrauchs. Außerdem hat der dasige Winter den Vorzug, daß er nicht so lange Nächte im Gefolge hat, wie der deutsche, indem die Sonne 1½ Stunden länger am Horizont weilt als in Deutschland. Gerade zur Zeit der kürzesten Tage findet auch meistens helles Wetter statt, so daß man von Morgens 7 bis Abends 6 Uhr Tageshelle genießt. Dafür entbehrt man aber in den Vereinigten Staaten die langen Sommerabende und hellen Sommernächte, indem, sobald die Sonne den Horizont verlassen hat, was in den längsten Tagen ungefähr 7¼ Uhr Abends geschieht, schnell Dämmerung und schon um 8 Uhr völlige Dunkelheit eintritt.

Faßt man nun das Klima im Allgemeinen auf, so kann man es der schneidenden Kälte im Winter und der drückenden Hitze im Sommer halber keineswegs angenehm nennen. Wegen der großen Verschiedenheit der Witterung in diesen beiden Jahreszeiten hält es schwer, sich zu akklimatisiren, was in andern Ländern weit leichter ist, wo ein gleichmäßigeres Verhältniß der Witterung in den verschiedenen Jahreszeiten stattfindet. Zugleich aber muß man das Klima zu den ungesunden zählen, da bei aller Regelmäßigkeit desselben plötzliche Uebergänge von Kälte zu Wärme und umgekehrt nicht zu den Seltenheiten gehören.

2. Der Boden und die Landschaft.

Was die Ertragsfähigkeit des Bodens anbelangt, so sind darüber schon so ausführliche Nachrichten in Deutschland in zahlreichen Schriften verbreitet, daß es überflüssig sein würde, hierüber etwas nachzuholen. Insbesondere ist es hinlänglich bekannt, daß der Boden in den östlichen Staaten lange nicht so fruchtbar ist, als in den westlichen, und mag er bei weitem nicht dem in den meisten Gegenden Deutschlands gleichgestellt werden. Man trifft außer sehr steinigen sogar viele sandige Gegenden, nicht blos in Niederungen, sondern selbst auf Hochebenen. Nirgends zeigen sich dickere Lagen von Dammerde, und sehr häufig treten aus dem unebenen Boden Felsen hervor.

Auch ist die Annahme irrig, aller Boden an der Ostküste und besonders in der Nähe größerer Städte sei schon urbar gemacht. Statt dessen wird das Auge überrascht, wenn es sogar in der unmittelbaren Nähe von Neuyork, Philadelphia, Baltimore und Albany Plätze findet, wo nur Unkraut, namentlich in großer Zahl und von bedeutender Höhe der Stechapfel (Datura stramonii) und das Wollkraut (Verbascum thapsus) (welche die Stelle des in Deutschland gewöhnlichen Un=

krautes, z. B. der hier unbekannten Brennnessel, vertreten), wächst, sei es, daß diese Räume zur Aufnahme von Gebäuden bestimmt sind, ohne daß der Eigenthümer es für gut findet, sie einstweilen zu bepflanzen, oder daß er ihre Bearbeitung wegen Mangels an gutem Erdreiche scheut und es daher seinen Nachfolgern überläßt, sie urbar zu machen. Doch sind diese Flächen nicht groß, und da meistens Felsen aus ihnen hervorragen, deren Spalten mit Gebüsch oder jungen Cypressen bewachsen sind, so gewähren sie dem Auge gerade kein unerfreuliches Bild.

Wenn nun hiernach der Boden selbst in der Nähe größerer Städte nicht so angebaut ist, als man erwarten sollte, so ist er dafür auch selbst in weiterer Entfernung von diesen nicht so öde und einsam, als man es sich in Deutschland vorstellt. Wo seiner Urbarmachung nicht zu große Hindernisse entgegen treten, finden sich Farmen ziemlich gedrängt zusammen und dann alle zwei bis drei Meilen kleinere Städte. Indessen weiter entfernt von den bewohntern Gegenden der östlichen Staaten finden sich selbst in diesen noch genug Staatsländereien, und wenn man sieht, wie viel auch in den bebautesten Gegenden durch die Kultur noch nachgeholfen werden kann, so überzeugt man sich bald, wie viele außer den jetzt lebenden Menschen daselbst noch ihren Unterhalt finden können.

Der Boden in den östlichen Staaten ist keineswegs überall flach, sondern in vielen Gegenden, selbst bis zur See hin, bergig und weiter im Innern gebirgig. Bei Baltimore, Philadelphia und Neuyork erreichen zwar die Berge keine beträchtliche Höhe; allein sie reichen hin, die Umgegend dieser Städte recht malerisch zu machen.

Besonders ist dies bei Neuyork der Fall, dessen Lage durch die Berge auf Statenisland und die den Hudson begrenzenden zu einer der schönsten gerechnet werden kann. Reizende Flußgegenden findet man, außer an vielen kleinern Strömen, am Delaware und besonders am Hudson, fast ganz bis Albany hinauf, die an die schönsten Gegenden in Deutschland erinnern. Letzterer Fluß, selbst noch bei Albany so breit als der Rhein bei Köln, bei Neuyork aber mehr als eine Stunde breit, windet sich durch ein enges Thal, dessen steile, oft felsige und waldbewachsene Abhänge meistens zu beiden Seiten bis an den Fluß reichen, mit vielen Krümmungen, die den Fluß als einen See erscheinen lassen. In die umgebenden Berge ziehen sich häufig enge und steile Thäler, aus denen Waldbäche über große Steine und Klippen hervorstürzen und nicht selten schöne Wasserfälle bilden. Hinter den den Fluß begrenzenden Bergen erheben sich aber an mehren Stellen in malerischen Gruppen Gebirge, die dem Harze gleichkommen, weshalb man von dem Fluß und den ihn umgebenden Anhöhen aus Ansichten genießt, die in Deutschland kaum ihres Gleichen haben. Ungefähr eine Tagereise von Neuyork, eine Meile von Troy und nicht weit von seinem Zusammenfluß mit dem Hudson bildet der Mohawk einen Wasserfall, der großartiger genannt werden kann, als der Rheinfall bei Schaffhausen. Besonders ist es seine wilde, echt amerikanische Umgebung, die bei dem Europäer einen eigenthümlichen, wenn auch etwas schauerlichen, gleichwohl höchst anziehenden Eindruck hervorbringt. Dennoch macht er hier wenig von sich zu reden, da stets nur der Niagarafall in Betracht gezogen wird. Den amerikanischen

Flußgegenden fehlen freilich die verfallenen Ritterburgen und Weinberge, wodurch manche deutsche sich auszeichnen. Dafür aber erblickt man an jenen häufig romantisch belegene, freundliche und oft beträchtliche, von weitem einen vortheilhaften Eindruck hervorbringende Landhäuser, sowie Dörfer und kleinere Städte. Die Fernsichten, besonders von Anhöhen, gewinnen dadurch, daß man nirgends baumlose Gegenden gewahr wird. Nicht nur sind alle Berge und Hügel mit Wald bewachsen, sondern auch bei fast jeder Farm ist Gehölz von mehr oder weniger großem Umfang, das zugleich zur Viehweide benutzt wird. An Holz ist daher solcher Ueberfluß, daß selbst in den Wäldern in der Nähe der Städte Bäume der Fäulniß überlassen werden, sobald ihrer Fortschaffung irgend Hindernisse entgegen stehen. Nur Nutzholz hat größern Werth, Brennholz dagegen an Ort und Stelle geringen, weil in den Haushaltungen blos Steinkohlen gebrannt werden.

Eigentliche Feldfluren, die sich über Flächen von einer halben oder Viertelstunde ausdehnten, gibt es nicht. Jede Farm hat vielmehr ihre eigene Bewirthschaftung, und höchstens werden sechs bis zehn Morgen mit den Getreidegattungen, die am häufigsten vorkommen, dem Weizen und Mais, bebaut. Diese wechseln mit Feldern, auf denen Roggen, Gerste, Hafer, Buchweizen und Kartoffeln gewonnen werden, oder aber das Ackerland wird, was meistens selbst bei der zu derselben Farm gehörenden Länderei der Fall ist, durch Wiesen, Holzungen oder noch gar nicht urbar gemachtes, zur Kuh- oder Schafweide bestimmtes Land unterbrochen. Die zu ein und derselben Farm gehörenden

Ländereien sind durch Einfriedigungen von einander getrennt, je nachdem sie ihre Bestimmung haben, damit das Vieh, welches aufsichtslos umher wandert, nicht in diese dringen kann. Diese Einfriedigungen, sogenannte Fence, sind entweder durch roh auf einander gelegte größere Steine, oder, wo solche auf den Ländereien sich nicht vorfinden, von Brettern oder schräg in einander gefügten jungen Baumstämmen angefertigt und haben eine Höhe von vier bis fünf Fuß. Wenn nun schon der Mangel an Feldfluren den amerikanischen Gegenden das liebliche und erfreuliche Ansehen entzieht, das die in höchster Kultur befindlichen und durch ihre Fruchtbarkeit sich auszeichnenden Ländereien in den meisten Gegenden Deutschlands hervorbringen, und ihnen ein mehr wildes und ödes Ansehen verleiht, so machen insbesondere noch eben diese die Getreidefelder, Wiesen und Holzungen umgebenden Einfriedigungen nicht nur auf das Auge einen schlechten Eindruck, sondern sie haben auch für den Spaziergänger das Unangenehme, daß sie ihm den Blick nach den hinter ihnen befindlichen, in der Ebene liegenden Feldern und Wiesen entziehen, sowie daß er auf die Fahrwege, die durch die angebauten Gegenden zu den einzelnen Bauernwohnungen führen, eingeschränkt wird. Will er links oder rechts abweichen, um ein Gehölz oder eine Wiesenflur zu verfolgen, so stößt er nach ein paar hundert Schritten abermals auf eine solche Fence, die überstiegen werden muß, wodurch das Spazierengehen außerhalb der Fahrwege sehr erschwert und für Damen begreiflich unmöglich gemacht wird. Auch ist es, wenigstens in der Nähe größerer Städte, nicht gefahrlos, die Fence zu übersteigen und in die Holzungen oder auf die Weide-

plätze sich zu begeben, indem die meisten Landbewohner wegen der oft sich ereignenden Viehdiebstähle große Hunde halten, die abgerichtet sind, den Eindringenden anzufallen.

Eigentliche Dörfer in unserm Sinne, mit eng, oft unregelmäßig zusammenliegenden niedrigen Häusern von anderer Bauart als der in den Städten, findet man in den Vereinigten Staaten nicht. Außerhalb der wirklichen Städte trifft man entweder blos einzelne mehr oder weniger beträchtliche Wohnhäuser der Landwirthe, mit den meistens einige hundert Schritt davon entfernt liegenden Stallgebäuden und Scheunen, die jedoch selten einen größern Umfang haben, weil selbst der reichste Grundeigenthümer niemals viel Land selbst bebaut, sondern es in größern Abtheilungen wieder Andern in Pacht überläßt; oder wo mehre Häuser sich zusammenfinden, sind sie so angelegt, daß sie den Anfang einer Stadt bilden können, und ihr Aeußeres gleicht denn auch denen der Städte.

Dadurch daß die Farmen mit ihren bebauten und unbebauten Ländereien, Weideplätzen und Holzungen bis in die unmittelbare Nähe der Städte reichen, unterscheiden sich diese sehr in ihren Umgebungen, wiewohl nicht eben zu ihrem Vortheile, von den mit schönen Gärten umringten deutschen Städten.

3. Das Thierreich.

Die zahmen Thiere unterscheiden sich fast gar nicht von den in Deutschland sich vorfindenden, so namentlich die Pferde, Kühe, Schweine, Schafe, Ziegen (im Ganzen selten), Hunde (meistens Neufundländer oder Bulldoggen), Katzen — worunter jedoch viele s. g. sibirische, von blaugrauer Farbe, die in Deutschland nicht vorkommen — Gänse, Enten, Hühner, Tauben und Puter. Indessen sind die Pferde meistens schöner Raçe, und ihre Abrichtung, sowie ihr schneller Lauf ist erstaunenswürdig. Hin und wieder sieht man auch ungehörnte Kühe und Ochsen, die aus China herstammen sollen. Den Schweinen mangeln die Borsten und durch ihre unförmliche Dicke gewähren sie oft einen widerlichen Anblick.

Vergebens sieht man sich inzwischen in bewohnten Gegenden nach wilden Thieren um. Daß bei der Jagdfreiheit und weil keine Hegezeit stattfindet, alles eigentliche Wildpret in der Nähe der Städte und Dörfer verschwunden und dieses nur noch in unbewohnten Gegenden, wo man Meilen weit auf keine menschlichen Wohnungen stößt, zu treffen ist, kann nicht befremden. Aber als etwas Abscheuliches verdient hervorgehoben zu werden, daß selbst auf den kleinsten Vogel hier Jagd gemacht wird.

Gebildete gehen hier fast gar nicht auf die Jagd, sowie selbst nicht einmal Männer von reifern Jahren, schon darum, weil es nicht der Mühe sich lohnt. Nur zehn bis sechzehnjährige Jungen und die sogenannten Loafer, worüber unten ein Mehres, sieht man in den Feldern und Wäldern mit Flinten, oft mit nicht geringer Gefahr für den Vorübergehenden, umherirren. Diese schießen nun alles nieder, was von Vögeln ihnen aufstößt. Die aber, welche dem Schusse entgangen sind und sich beigehen lassen, Nester zu bauen, können sicher darauf rechnen, daß diese zerstört werden. Daher sieht man in der Nähe größerer Städte im Sommer und Winter höchst selten einen Vogel, sondern nur im Frühjahr und Herbst, während der Wanderzeit. Wie sehr dadurch die Umgebungen der Städte verödet werden, läßt sich leicht erachten. Um so mehr aber ist dieses zu beklagen, als die abgelegenen Gegenden nachweisen, daß es Vögel der verschiedensten Gattungen in großer Zahl gibt, nicht nur von dem schönsten Gefieder, ganz denen im tropischen Klima ähnlich, oder diesen geradezu angehörend, z. B. die in den Sommermonaten selbst im Staate Neuyork vorkommenden Kolibri, sondern auch solche, die, wenn sie auch nicht so ausgezeichneten Gesang als die Nachtigallen und Lerchen, doch ähnliche Stimmen haben, als die Grasmücken, Drosseln, Finken, Stieglitze und Hänflinge, während andere wieder ganz abweichende Stimmen von den deutschen Vögeln besitzen. Keineswegs sind daher die Vögel in den Vereinigten Staaten gesanglos, wie man in manchen Reisebeschreibungen angeführt findet. Von den in Deutschland vorkommenden Vögeln trifft man nur Raben und zwei

Arten Schwalben; wenigstens ist ihre Verschiedenheit nur unbedeutend. Aber kein Vogel ist dort, der überall in den Städten und auf den Feldern sich fände, wie der Sperling.

Daß bei den dortigen Polizeianstalten kein wirksamer Schutz gegen das Vertilgen der Vögel von der Seite her getroffen wird, mag einleuchten; aber es ist etwas den Charakter der Amerikaner Bezeichnendes, daß Niemand sich darum bekümmert und von keiner Seite her dem Einhalt zu thun gesucht wird, wäre es auch nur, daß die allgemeine Stimme sich dagegen erhöbe, Jeder nach Kräften dahin zu wirken suchte, daß der Unfug unterbliebe, und insbesondere die Eltern ihren Kindern das Umherlaufen mit Flinten untersagten. Derartiges ist aber den Amerikanern fremd. Der Vernichtung der Vögel mag nun wohl theilweise die große Zahl von Mücken, besonders der Muskitos, und die dadurch für die Menschen herbeigeführte Plage beigemessen werden.

Von den wilden Thieren in den Vereinigten Staaten bekommt man inzwischen eine gute Uebersicht auf den Märkten der größeren Städte. Da finden sich Hirsche, Rehe, Hasen und Kaninchen — alle kleinerer Gattung als die deutschen — graue Eichhörnchen, wilde Katzen, Waschbären; von Vögeln: wilde Gänse, Enten und Tauben, Fasanen, Rebhühner, Schnepfen, Eulen, Drosseln und andere kleinere Vögel in Menge, indem die Amerikaner das Fleisch von manchen Thieren genießen, das man in Deutschland nicht benutzt.

Noch reicher sind die Fischmärkte, wo sich außer den verschiedenartigsten, oft durch merkwürdige Formen sich auszeichnenden Fischen unzählige Hummer, Meerspinnen und Austern aufgestapelt finden.

Dem Menschen gefährliche Raubthiere gibt es in den bewohnten Gegenden der Vereinigten Staaten gar nicht mehr, und nur selten hört man davon, daß in den Gebirgen ein Bär oder Wolf erlegt sei. Ebenso selten sind die giftigen Reptilien, insbesondere die Klapperschlangen geworden, und wiewohl sie hin und wieder noch in weniger bewohnten Gegenden vorkommen, hat doch Niemand Besorgniß vor ihnen. Ueberall aber wo Sümpfe sind, halten sich Schildkröten auf und zwar diejenige Art, welche oft in Deutschland gezeigt wird, mit dunkler und an der Kante rothgefleckter Schale, sowie eine graugrünliche, weniger hübsche. Beide erreichen die Größe eines Suppentellers. Außerdem ist noch eine Gattung großer Frösche merkwürdig, deren Stimme dem Geblöke eines Kalbes ähnelt. Das seltsamste Thier aber ist ein in der See bei Longisland sich vorfindendes, das von den Fischern im Hudson zum Fang der Aale benutzt wird. Die amerikanische Benennung desselben ist mir aus dem Gedächtniß gekommen. Es lebt unter einem 1—1½ Fuß großen Schilde, ähnlich dem der Schildkröte, an welchem aber hinten ein 1 Fuß langer Stachel sitzt, der, wo er mit dem Schilde zusammenhängt, fingerdick ist und am Ende spitz zuläuft. Der Leib sowie die Beine des Thiers sind frei, und letztere laufen in Krallen und von diesen abgesonderte Schwimmhäute aus; der Kopf dagegen sitzt versteckt unter einer Fortsetzung des Schildes.

Ausgezeichnet ist die Fauna; man sieht häufig Tag- und Nachtfalter, die an die südamerikanischen erinnern. Viele andere aber gleichen den ausgezeichneteren deutschen Arten, und einer der gemeinsten ist der Trauermantel. —

Weniger merkwürdig, zahlreich und abweichend von den deutschen sind die Käfer. Einige Arten nur sind es, die von den deutschen Käfern sich unterscheiden; dagegen gibt es keine, die den Hirsch-, Nashorn-, den größern Lauf- und Wasserkäfern, sowie den Holzböcken mit ihren langen Fühlhörnern sich an die Seite stellen ließen. Von besonderm Reiz ist jedoch eine kleine Art Leuchtkäfer. Sie stellen sich im hohen Sommer überall in Gärten, Aeckern, Wiesen und Waldungen in ungeheurer Zahl ein. In dem Zwischenraum weniger Sekunden, wie es scheint, bei jedem Athemzuge, verbreiten sie ein funkelndes, fast möchte man sagen, blendendes Licht, wenn sie gleich bei Eintritt der Dämmerung sich über der Erde bis zur Spitze der Bäume in der Luft herumtummeln, und bereiten dadurch dem Freunde der Natur wirklich einen hohen Genuß.

Je weniger im Allgemeinen Käfer, in desto größerer Zahl finden sich Grillen, Heuschrecken und eine Thiergattung, die zwischen der Spinnjungfer und Heuschrecke steht, Locus genannt. Eben diese Thiere erfüllen sowohl am Tage als auch des Nachts mit ihrem lauten und durchdringenden Geschrei die Luft in dem Maße, daß man beinahe betäubt wird.

Eine äußerst lästige Zugabe zu den Insekten sind aber die Muskitos und Wanzen — beide in der heißen Jahreszeit in entsetzlicher Menge, jene wenigstens in der Nähe der Küste, während sie landeinwärts, wo keine Flüsse und Sümpfe vorhanden, seltener sind. Die Muskitos gleichen dem Aeußern nach den deutschen Stechmücken, belästigen aber nicht wie diese den Menschen nur im Freien, sondern verfolgen ihn des Nachts

im Zimmer und rauben ihm durch ihren Stich, sowie schon durch ihren Flug, dessen singenden Klang man bereits in einiger Entfernung hören kann, vollends allen Schlaf. Nicht minder peinigend sind die Wanzen, von denen kein Haus frei ist.

4. Das Pflanzenreich.

Von dem Pflanzenreiche nehmen vor allem die wildwachsenden Bäume die Aufmerksamkeit in Anspruch. Sind gleich die Urwälder oder auch nur Wälder, deren Bäume von hohem Alter zeugen, in den bewohnteren Gegenden verschwunden, gibt es vielmehr dort nicht selten größere Flächen, die mehr nur aus Gebüsch, aus welchem vereinzelt Bäume hervorragen, bestehen, so sind doch Holzungen, welche ein Alter von sechzig bis hundert Jahren erreicht haben, nichts Seltenes. Auch schon diese gewähren einen prachtvollen Anblick durch die Mannichfaltigkeit und den schlanken und kräftigen Wuchs der nah an einander gedrängten Bäume, sowie durch ihr schönes und dichtes Laub. Am zahlreichsten sind in den Waldungen mehre Arten Eichen, mit verschiedenartig gezackten, zum Theil sehr großen Blättern, drei Gattungen Ahorne, Platanen, Kastanien- und Wallnußbäume, beide mit genießbaren Früchten, sowie der Kolbenbaum (Rhus typhinum); außerdem aber auch Buchen, Hainbuchen, Eschen, Ulmen mit rauher Borke, Espen,

Birken, Erlen, zwei Gattungen Akazien, der Tulpenbaum und in Niederungen Trauerweiden, Balsam- und Silberpappeln. Fast überall, besonders da, wo sich Felsen finden, sind aber die Laubhölzer mit Nadelhölzern vermischt, die ebenfalls mannichfaltiger als in Deutschland sind und unter denen sich besonders die Weimuthskiefer und eine Weißtanne mit kleinen Nadeln und Zapfen sowohl durch ihren schlanken Wuchs, als durch gedrängt sitzende Nadeln auszeichnen. Außerdem kommt als immergrüner Baum häufig die durch ihren pyramidalischen Wuchs sich hervorthuende Cypresse (Juniperus virginiana) und als Baum geringerer Höhe der Thuja vor. Auch gibt es außer den in Deutschland eingeführten, z. B. dem Rubus odoratus, daselbst viele noch unbekannte Sträucher, die hübsche Blüthen treiben und die sich zu Zierden der Boskets, oder sofern sie das Freie im Winter in Deutschland nicht vertragen könnten, zu Treibhausgewächsen eignen würden. Ferner trifft man in den Wäldern eine Menge Schlingpflanzen, die sich bis zum Gipfel der Bäume hinauf winden und ihr allmäliges Absterben bewirken, oft aber auch den Durchgang verwehren und daher den Gedanken an die südamerikanischen Urwälder hervorrufen, sowie die wilde Weinrebe mit genießbaren Früchten, auch Himbeer-, Brombeer-, Heidelbeer- und Kronsbeersträucher, letztere mit Früchten in der Größe einer Haselnuß, endlich auch die gewöhnliche Walderdbeere.

An den mannichfaltigsten wild wachsenden Blumen mangelt es ebenfalls nicht, und unter diesen gibt es manche, die man in Deutschland in Gärten, z. B. die Iris, Tigerlilie und hochstämmigen Asterarten, sowie die

Solidago canadensis, oder in Töpfen zieht, z. B. den Cactus opuntia. Aber auffallend ist, daß keine einheimische Baumgattung, mit Ausnahme der Traubenkirsche und der gewöhnlichen Akazie, noch irgend ein Strauch oder sonstige Pflanze wohlriechende Blüthen hervorbringt. Leicht läßt sich daher denken, daß der Reiz, welchen die dasige Pflanzenwelt übrigens und insbesondere durch die Blüthenpracht gewährt, ihrer Geruchlosigkeit wegen großentheils wieder verloren geht.

Besonderer Erwähnung verdient der unbeschreibliche Reiz, welchen die Wälder im Herbste beim Absterben des Laubes gewähren. Alle Blätter nehmen entweder eine leuchtende rothe oder grellgelbe Färbung an und stechen dann gegen das kräftige Grün der fast überall untermischten Nadelhölzer wundervoll ab.

In den Gärten trifft man am gewöhnlichsten die in Deutschland benutzten Gewächse, als Rosen, Sereen, Jasminen, Geißblatt, jedoch auch andere aus den südlicheren Gegenden Amerika's hieher verpflanzte Bäume und Sträucher; in Alleen, außer den hier heimischen Bäumen, sehr häufig die mehr dem Süden angehörende Bignonia catalpa, ab und an auch wohl die von Deutschland eingeführte Linde. Indessen befindet sich die Gartenkunst, insbesondere die Blumenzucht noch sehr im Argen, und die meisten Gärten sind beinah leer von Blumen.

Von Obstbäumen findet man Birnen und Pflaumenbäume selten und deren Früchte sind schlecht; Zwetschenbäume noch seltener; öfterer schon in den Gärten Kirschbäume. Dagegen sieht man fast bei jeder Farm

Aepfelbäume in großer Zahl, und wenngleich die feinern Aepfelsorten hier unbekannt sind, so zeichnen sich doch selbst die gewöhnlichen durch saftreiches Fleisch und Wohlgeschmack aus. Fast ebenso häufig als Aepfel- werden Pfirsichbäume gezogen, und man trifft besonders im Staate Neujersey drei bis vier Acker, zu derselben Farm gehörend, blos mit dieser Gattung von Obstbäumen bepflanzt. Die Pfirsichen sind ebenso ausgezeichnet als billig, indem man einen großen Korb voll für 8 gGr. erstehen kann. Stachelbeeren und Johannisbeeren werden seltener angepflanzt als in Deutschland. Der Weinstock ist in den östlichen Staaten noch selten, und da man die Kultur desselben nicht versteht, so sind die Trauben nicht so schmackhaft, als man nach dem Klima erwarten könnte. In den westlichen Staaten, besonders im Staate Ohio, wird der Weinstock mehr angepflanzt, allein weder in solcher Menge, noch ist der gewonnene Wein von der Güte, daß es sich verlohnte, denselben nach andern Staaten zu verfahren. Die Entfernung von da nach den östlichen Staaten ist auch zu groß und die Versendung dahin zu kostspielig, als daß der dort gewonnene Wein den ausländischen in letzteren verdrängen könnte.

In großer Menge und von vorzüglicher Güte, auch äußerst billig sind die hier im Freien angebauten Melonen. Man kann das Stück zu 8 Pfennigen kaufen. Fast noch billiger sind die Wassermelonen; ihr Geschmack ist aber widerlich-süß und zugleich sind sie der Gesundheit nachtheilig.

Das Gemüse ist im Allgemeinen schmackhafter als in

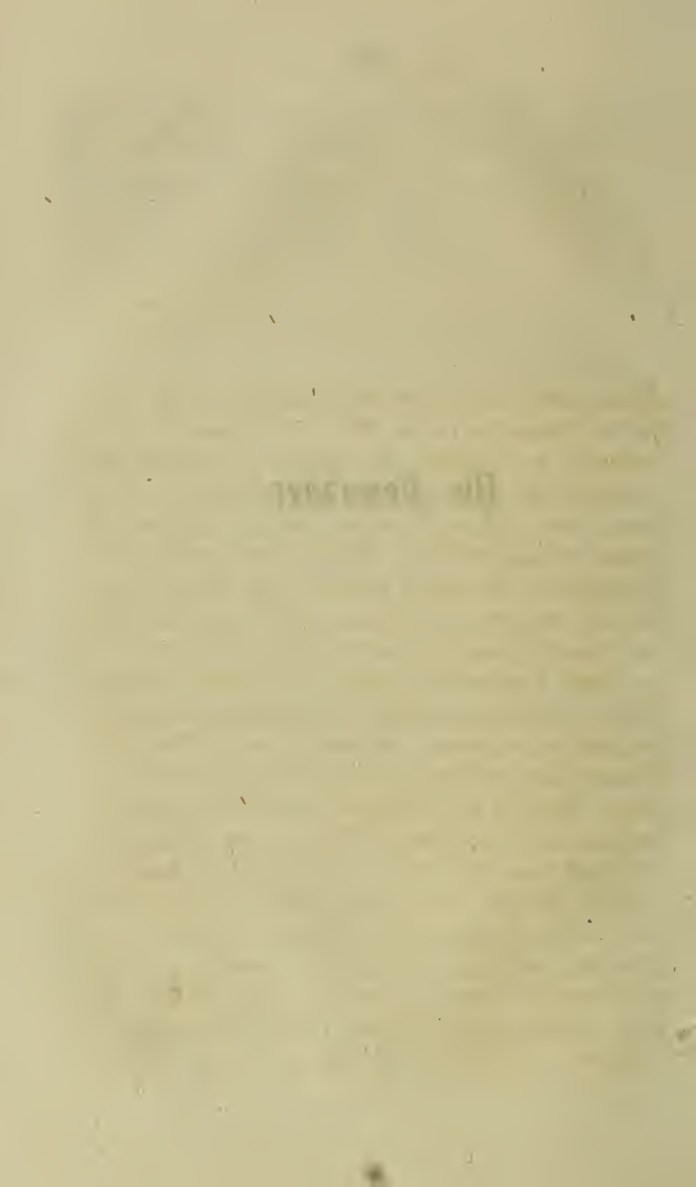
Deutschland, mit Ausnahme der Kartoffeln, die bei weitem schlechterer Beschaffenheit sind, als die in Deutschland gewonnenen. Doch beschränkt sich der Anbau von Gemüsen außer den Kartoffeln auf weiße Rüben, Erbsen, Spargel, Bohnen, weißen und Savoyer-Kohl, Rettig, Gurken, Liebesäpfel und rothe Rüben. Manche deutsche Gemüsearten, als Blumenkohl, Kohlrabi, Spinat und Artischocken, kommen auf den Märkten höchst selten vor, und alles Gemüse, mit Inbegriff der Kartoffeln, ist unverhältnißmäßig theuer, weil dasselbe noch wenig angezogen wird.

Außer den einheimischen findet man in großer Zahl Früchte, die von den westindischen Inseln eingeführt werden, namentlich Apfelsinen, Orangen, Bananen, Ananas und andere Südfrüchte, die im Frühjahr, zur Zeit der Einfuhr, zu sehr mäßigen Preisen zu haben sind. So z. B. kostet eine große Ananas 4 gGr., eine kleine 2 gGr. Allein ihr Geschmack steht den in deutschen Treibhäusern gezogenen nach, weil sie unreif versandt werden. Einzelne Apfelsinen kann man für 4 Pfennige kaufen.

Die Getreidefelder in den östlichen Staaten gewähren, abgesehen davon, daß keine eigentlichen Fluren vorhanden sind, keinen so erfreulichen Anblick als in Deutschland, indem die Halme, weil keine Stallfütterung stattfindet und das Land deshalb nicht gehörig gedüngt werden kann, weder dicht noch üppig stehen, noch große Aehren hervorbringen. Auch hat das Getreide bei weitem nicht die Güte des deutschen, weil es zu schnell zur Reife kommt. Kaum daß das Winterfeld Anfangs Mai in

Schuß kommt, so ist es schon Mitte Juni zum Schneiden reif. Nur die Maisfelder, beinah die Hälfte der Ackerländerei einnehmend, erregen Aufmerksamkeit, weil die Halme 6—8 Fuß hoch treiben und viele kräftige Nebenzweige mit kornreichen Aehren haben.

Die Bewohner.



Kaum wird es der Bemerkung bedürfen, daß, wenn hier von Amerikanern die Rede ist, darunter die Abkömmlinge der englischen Einwanderer zu verstehen sind, indem sie den überwiegendsten Bestandtheil der Bevölkerung bilden und in staatlicher, sowie in geselliger Beziehung tonangebend sind. Wenn auch zahlreiche Auswanderungen von andern Ländern nach den Vereinigten Staaten erfolgten, namentlich, außer von Deutschland, aus Holland, Frankreich und Spanien, so kamen doch die von diesen Staaten ausgehenden ins Stocken, seitdem die Theile der Vereinigten Staaten, welche den eben genannten Ländern angehörten, an England oder die Vereinigten Staaten fielen, während die Uebersiedelung zahlreicher Engländer, Schotten und Irländer auch dann noch fortdauerte, nachdem sich die Vereinigten Staaten von der englischen Herrschaft losgesagt hatten. Danach sind die Amerikaner englischer Abkunft auch in den Theilen der Vereinigten Staaten der überwiegendste Bestandtheil der Bevölkerung geworden, wo früher Holländer, Franzosen und Spanier herrschend waren, namentlich in den Staaten Neuyork, Louisiana und Florida. Die Abkömmlinge der Holländer unterscheiden sich jetzt nur noch durch ihre

Familiennamen von denen der Engländer; in allen übrigen Beziehungen sind sie letztern durchaus gleich. Selten wird ein Amerikaner holländischer Abstammung gefunden, der noch die Sprache seiner Voreltern verstände. In den früher französischen Gebietstheilen, die erst später von dem Mutterlande getrennt wurden, haben sich zwar französische Sprache, Gebräuche und Gewohnheiten mehr erhalten. Allein auch da werden sie denen der Amerikaner immer mehr weichen müssen, schon darum, weil Regierung und Gesetzgebung in den Händen der englischen Abkömmlinge sind. Ueber die Deutschen, die in bei weitem größerer Zahl als Holländer, Franzosen und Spanier in den Vereinigten Staaten sich vorfinden, wird unten ein eigener Abschnitt das Weitere enthalten.

Auch wird es ausdrücklicher Bevorwortung nicht bedürfen, daß das, was hier über den Charakter der Amerikaner, ihre Geistesrichtung, Bildung, Sitten und Gewohnheiten gesagt wird, als Regel zu betrachten ist. Was sich unter zehn von neun, oder unter hundert von neunundneunzig sagen läßt, muß doch wohl als Regel gelten, oder es würde jeder Maßstab zur Beurtheilung der Eigenthümlichkeiten eines Volks aufhören. Die mehr oder weniger hervortretenden Ausnahmen in der einen oder andern Beziehung sind, soweit als möglich, ausdrücklich erwähnt.

Hervorstechende Charakterzüge der Amerikaner.

Ungeachtet der Verschmelzung der Amerikaner englischer Abkunft mit den zahlreichen Einwanderern anderer Abstammung sind sie dennoch dem Charakter ihrer anfänglich eingewanderten Voreltern, wie er in ältern Geschichtswerken geschildert wird, im Allgemeinen treu geblieben, daher nicht nur in ihrem äußern Erscheinen abgemessen, trocken, einsilbig, nichts weniger als zuvorkommend, sondern es leuchtet zugleich aus ihrem gesammten Wesen und ihrem Innern eine gewisse Kälte hervor. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Eigenschaften an den Engländern selbst noch haften und daß sie besonders an den das Festland Bereisenden hervortreten; jedoch mindern sie sich und schwächen sich ab, kommt man mit Engländern in ihrem Vaterlande in Berührung. Zwar habe ich England auf der Rückreise von Amerika kaum etwas mehr als blos berührt, innerhalb neun Tagen nur eine Hafenstadt — Falmouth — und wenige Stunden ihres Umkreises kennen gelernt, weil ich jeden Tag die Abfahrt des Schiffes, mit dem ich die Reise nach Holland fortzusetzen beabsichtigte, gewärtigen mußte.

Indeß diese Zeit genügte, um nicht nur einen Unterschied zwischen dem Benehmen, das die Engländer auf dem Festlande, und dem, das sie in ihrer Heimath bezeigen, sondern einen bei weitem größern noch zwischen dem Wesen der Engländer und Amerikaner wahrzunehmen. Haben gleich die Engländer nicht das Entgegenkommende, nicht das Gemüthliche wie die Deutschen, so widerfuhr es mir doch auf Spaziergängen nicht selten, daß mir Begegnende mich zuerst grüßten; redete ich sie an, so ließen sie sich mit mir in Unterhaltung ein und gaben mir über Alles genügende Auskunft. Auch das dasige Leben fand ich von ganz anderer Beschaffenheit als das in Amerika. In den Wirthshäusern, während der Mahlzeit und zu jeder andern Zeit, nahm ich unter den Gästen allgemeine Unterhaltung wahr, zu Zeiten durch Scherze unterbrochen. Ein Jahrmarkt in einer benachbarten kleinen Landstadt, Penryn, der alljährlich nur einmal wiederkehrend für die ganze Umgegend zugleich ein Volksfest ist, hatte die größte Aehnlichkeit mit denen in Deutschland. Auf einem freien Platze am Ende der Hauptstraße waren eine Menge Tische aufgestellt, auf welchen allerlei Sachen ausgespielt wurden. In verschiedenen Buden waren Sehenswürdigkeiten dieser und jener Art; in einer zeigte ein Taschenspieler seine Fertigkeit, in einer andern führte eine Schauspielergesellschaft Spektakelstücke auf, u. s. w. In dem ersten Gasthofe hatte sich zum Mittagsmahle eine zahlreiche Gesellschaft eingefunden, in der sicher viele Fremde waren. Sie wurden aber bald mit den Uebrigen bekannt, und die allgemeine Unterhaltung zog sich Stunden lang fort, nachdem das eigentliche Essen vorüber war, während

Rum, Brandy und Whisky, mit Wasser vermischt, oder Bier auf gemeinschaftliche Kosten genossen wurde. Nur der Gebrauch mußte mir auffallen, daß die Herren für sich allein aßen, die Damen aber in einem andern Zimmer die Mahlzeit genossen, obgleich jene in der Maße den Anstand beobachteten, daß letztere nichts hindern konnte, an deren Gesellschaft Theil zu nehmen. — Bei Falmouth traf ich viele liebliche und sorgfältig unterhaltene Spaziergänge, die zu jeder Tageszeit, besonders aber gegen Abend zahlreich von Herren und Damen, von letzteren auch ohne Begleitung jener, besucht wurden; — kurz, das Leben hatte dort in vielem Betracht deutschen Anstrich. Nirgends zeigten die Engländer die steife und gezwungene Haltung der Amerikaner, ja die Damen hatten in ihrem Wesen und in ihren Gebräuchen etwas Ungezwungenes, das in Deutschland auffallen würde; so z. B. sah ich Damen in einem Wagen, mit zwei Ponys bespannt, spazieren fahren und die Zügel selbst leiten, andere ritten ohne Herrenbegleitung spazieren. Was aber mich ganz besonders ansprach und in meinen Augen für den Geschmack der Engländer ein günstiges Zeugniß ablegte, das waren die wundernied-lichen Gärten, die vor fast allen Häusern in Falmouth, mit Ausnahme derer in der Hauptstraße, angebracht sind und die auf's Sorgfältigste zur Blumenzucht benutzt werden. Begünstigt durch das milde Klima im südlichen England werden in diesen Gärten eine Menge Pflanzen das ganze Jahr hindurch im Freien erhalten, die in Deutschland während des Winters in Treibhäusern aufbewahrt werden müssen, z. B. Fuchsien, an den Häusern bis zum zweiten Stock hinauf gezogen, mit armdickem

Stamm, Rhododendren, Hortensien, in mehr als sechs Fuß hohen und umfangreichen Sträuchern, Palmen, Myrten, und zu Hecken benutzt der Lorbeer, Kirschlorbeer, Laurus thinus und manche andere Sträucher. Fast noch höhern Reiz gewährten mir die sich bei jedem größern Landsitze vorfindenden Parks mit ihren schönen Anlagen, die noch immer in Deutschland ihres Gleichen nicht haben. Man vergleiche nun hiemit das Leben der Amerikaner, wie es weiter unten wird beschrieben werden. Noch muß ich bemerken, daß auch schon in Amerika es mir aufgefallen war, daß, wenn ja einmal auf einem Spaziergange durch anständig gekleidete Herren mir ein Gruß zu Theil wurde und ich in Folge dessen Gelegenheit nahm, mit den Begegnenden mich zu unterhalten, dies Engländer oder Schotten waren. Es zeigt sich also, daß, während die Engländer der neuern Zeit den Sitten und Gebräuchen anderer Völker gefolgt sind oder sich genähert haben, die Amerikaner dem Charakter und dem Wesen der früheren Einwanderer treu geblieben und von den jetzigen Engländern durchaus verschieden sind.

Diese Abweichung äußern die Amerikaner vor allen Dingen in ihrem Benehmen Fremden gegenüber; aber in fast nicht geringerer Maße unter einander. Mag man sie sehen, wo man will, überall bleiben sie sich in der Beziehung gleich. In den großen wie in den kleinen Städten, in den Straßen oder in der freien Natur geht Jeder seinen Weg, ohne sich um den Andern zu bekümmern und ohne daß sich Unbekannte jemals begrüßten. Niemals sieht man Nachbarn, so wenig in großen als in kleinen Orten, mit einander verkehren, und von nachbarlicher Freundschaft weiß man hier nichts. Selbst in den kleinsten

Städten würde man beim Beobachten der Leute auf der Straße zu der Annahme sich veranlaßt fühlen, es seien alles Fremde: so wenig berücksichtigt der Eine den Andern. Begegnen sich Bekannte, so nicken sie einander zu, oder der Eine murmelt das „how do you do", und der Andere erwiedert das „very well" ebenso, ohne daß sie nur eine Sekunde bei einander verweilten, es sei denn, Geschäfte ließen sie ein Gespräch anknüpfen. Sind aber diese abgethan, dann scheidet Jeder stillschweigend, oder ausnahmsweise die gerade stattfindende Tageszeit wünschend. Ebenso fremd bleiben sie sich in den Gasthäusern, oder auf Reisen in den Post- und Dampfwagen und auf den Dampfschiffen. Jeder setzt sich stillschweigend neben seinen Nachbar, ohne irgend eine Begrüßung, und bleibt so lange stumm, bis ein Zufall Veranlassung gibt, einige Worte zusammen zu wechseln. Derselbe Gebrauch findet auch während der Mahlzeit statt. Fortlaufende Unterhaltungen, besonders solche, an der Mehre Theil nähmen, hört man höchst selten. Ließe sich aber Jemand beigehen, einem Unbekannten über Tisch oder auf der Reise öfter mit Fragen sich zu nahen, er liefe nicht allein Gefahr, für einen zudringlichen Menschen, sondern für Jemand, der Arges im Sinne habe, gehalten zu werden. Und allerdings hat man denn auch volle Ursache, gegen Amerikaner, die große Freundlichkeit bezeigen, vorsichtig zu sein, da mit dieser die Taschendiebe Annäherung und die Uebung ihres Handwerks zu erreichen suchen.

In gleichem Verhältniß, als unter Unbekannten und entferntern, äußert sich diese Kälte auch unter nähern Bekannten. Nie wird man unter Freunden ein inniges und herzliches, oder auch nur vertrautes Verhältniß ge-

wahr. Selbst nicht einmal unter Mitgliedern derselben Familie findet dieses statt. Der Sohn oder die Tochter, die seit mehren Tagen oder Wochen die Eltern nicht gesehen hat, tritt ohne Begrüßung derselben in die Stube, ohne daß beide Theile ihre Freude über ihr Wiedersehen zu erkennen gäben. Oder wird die vorhin gedachte allergewöhnlichste Begrüßung und Erwiederung ausgesprochen, so geschieht es auf die Weise, daß kaum der Eine dem Andern einen Blick gönnt.

Mit der höchsten Ruhe werden die unglücklichsten Ereignisse mitgetheilt und aufgenommen, ohne daß man eine Rührung wahrnimmt, und ein großes Unglück auf der Eisenbahn oder auf einem Dampfschiffe, wenn es sich in den Vereinigten Staaten zugetragen, erregt sicher in Deutschland mehr Aufsehen und Theilnahme als dort, wenn auch Bekannte und vielleicht gar Verwandte dabei betheiligt gewesen sind. Sogar den Verlust eines Familiengliedes merkt man ihnen kaum an.

Auch bei ihnen persönlich drohenden Gefahren behalten die Amerikaner dieselbe Gleichgültigkeit bei, z. B. bei den Wettfahrten der Dampfboote. Diese kommen sehr häufig auf allen Flüssen vor, die mit Dampfschiffen befahren werden. Es liegt ihnen keine Verabredung, sondern allein das Streben zu Grunde, am schnellsten, wäre es auch nur um einige Minuten früher, an dem Bestimmungsorte anzulangen. Nur zu leicht werden dadurch Unglücksfälle herbeigeführt, indem ein Schiff das andere aus dem oft schmalen Fahrwasser zu verdrängen sucht, wobei heftige Zusammenstöße derselben nicht vermieden werden können; oder es springen die Dampfkessel durch die übermäßige Ansammlung des Dampfes, um die Maschinen möglichst schnell

in Bewegung zu setzen, wobei nicht selten das Schiff selbst mit in die Höhe fliegt. Gleichfalls kommt das Leben häufig auf den Eisenbahnen in Gefahr, wenn diese über Abgründe oder Meeresbuchten auf bloßen hölzernen Brücken hingeleitet sind, die beständig schwanken und jeden Augenblick einzustürzen drohen. Alle solche Vorkommnisse fechten die Amerikaner, selbst das weibliche Geschlecht, durchaus nicht weiter an, keinen Augenblick verlieren sie ihre Ruhe und ihren Gleichmuth. Gibt ein Fremder seine Verwunderung zu erkennen, daß bei den Wettfahrten der Dampfboote das Menschenleben ohne alle Ursache auf's Spiel gesetzt, oder daß für die Sicherheit desselben auf den Eisenbahnen nicht besser gesorgt werde, so wird eine solche Aeußerung gewissermaßen mit Befremden aufgenommen; eigentlichen Eindruck bringt sie nicht hervor.

Diese Kälte der Amerikaner prägt sich schon in ihren Gesichtszügen aus. Man trifft bei beiden Geschlechtern viele hübsche und mitunter schöne Gesichtsformen. Aber selten wird man etwas Heiteres und Einnehmendes im Blick gewahr; statt dessen auch bei den schönsten Gesichtsformen meistens etwas Ernstes, ins Kalte hinüberragend. Dagegen finden sich bei der bei weitem größern Mehrzahl Gesichtsbildungen, denen man es anmerkt, daß keinerlei Eindruck auf ihnen sich äußern könne; und dem ist auch wirklich so. Wenn nun auch manche äußerlich ernst und kalt Scheinende im Laufe der Unterhaltung etwas Freundliches annehmen können, so bleibt doch jener Zug immer vorwaltend, und sofern während der Unterhaltung eine Annäherung eingetreten ist, so verliert diese sich doch wieder entweder schon beim Abschiede, der vielleicht so fremd vor sich geht, als sei nie ein vertrauteres Verhältniß eingetreten,

wenigstens doch aber beim abermaligen Zusammentreffen, so daß nie ein engeres Bündniß geknüpft wird.

Daß die nächsten Bekannten sich mit Sir und Master, oder Miß und Mistreß, daß selbst der Mann und dessen Frau, ebenso die Eltern und Kinder, ja die Kinder unter einander sich auf gleiche Weise anreden, trägt viel mit zu ihrem abgemessenen und kalten Wesen bei. Dieses muß indeß einen tiefern Grund haben, als daß jene fremdartige gegenseitige Behandlung und Begegnung im Umgange als Ursache derselben angesehen werden könnte; dasselbe ist vielmehr als Wirkung anderer Ursachen zu betrachten, die später in Erwägung kommen werden.

Uebrigens sind die Amerikaner keinesweges bösartiger Natur, weder heimtückisch noch rachsüchtig, noch auch nur argwöhnisch, vielmehr friedfertig, und bei den Vermögendern findet man viel Mitleiden für sichtbare Nothstände. Selten wird ein an körperlichen Gebrechen Leidender das Haus eines Wohlhabenden verlassen, ohne die erbetene Unterstützung reichlich gefunden zu haben, die ihm inmittelst stillschweigend, ohne weiteres Zeichen von Rührung, verabreicht wird. Arbeitsfähige, gleichviel aus welcher Ursache sie in Nothstand gerathen sind, möchten aber selten Almosen erlangen, weil die Amerikaner von Jedem, dem Grundsatze gemäß, daß Arbeit nicht schände, und sie auf die etwaige Ungewohntheit der Arbeit nicht Rücksicht nehmen, verlangen, sich auf irgend eine Weise selbst fortzuhelfen. Mangelt es aber Jemandem an Gelegenheit zur Arbeit, so kann er sich nur an die Armenvorsteher wenden, die ihm entweder solche nachweisen oder verbunden sind, ihn so lange im Armenhause aufzunehmen, bis solche sich findet. Sehr viel geschieht

auf Staatskosten für Altersschwache, Erkrankte oder ihrer Sinne Beraubte, und nicht selten wenden Vermögendere einen großen Theil ihrer Verlassenschaft derartigen Versorgungsanstalten zu.

Auch hat jene kalte Gemüthsstimmung der Amerikaner allerdings noch das Gute, daß Niemand genöthigt ist, sich um den Andern zu bekümmern, Jeder seine vollste Unabhängigkeit bewahren und leben kann, wie er will, indem nicht weiter danach gefragt wird, wie er lebt; sowie das Gute, daß sie vor jeglicher Zudringlichkeit bewahrt. Nie wird Jemand über zudringliche Fragen beim geschäftlichen Verkehr, z. B. beim Einkauf von Sachen, sich zu beschweren Ursache haben. Belästigung durch Bettler fällt aber hier weg, weil es keine Bettler gibt. Eine Ausnahme machen nur hin und wieder eben eingewanderte Irländer in den Hafenstädten, die sich's wohl beigehen lassen, den Vorübergehenden um ein Almosen anzusprechen. Sogar eine gewisse, bekanntlich besonders in England durch ihre Zudringlichkeit sich hervorthuende Klasse Frauenzimmer bewahrt hier einen Grad von Anstand und Zurückhaltung, ungeachtet deren in den größern Städten der Vereinigten Staaten verhältnißmäßig nicht wenigere vorhanden sind, als in europäischen Städten, sie nicht blos ganze Straßen fast ausschließlich bewohnen, sondern auch zahlreich des Abends in den Hauptstraßen umherwandern.

Diese hier erwähnten Vorzüge des amerikanischen Charakters können jedoch begreiflich den übeln Eindruck, den ihre Kälte hervorbringt, nicht verwischen und ausgleichen, sondern höchstens mildern.

Geistesrichtung der Amerikaner.

Alle Denkkraft und Thätigkeit der Amerikaner ist auf den Handel und auf Geschäfte gerichtet, oder wird vielmehr durch den Trieb beherrscht, reich zu werden. Anlage dazu findet sich bei jedem Handelsvolke vor, aber mit allen seinen nachtheiligen Ausflüssen bei keinem gewiß in der Vollendung und so verallgemeinert, als bei den Amerikanern.

Jeder spekulirt; — des Landmanns beständiges Nachdenken ist darauf gerichtet, durch den An- und Wiederverkauf von Ländereien, Getreide und Vieh höchst möglichen Vortheil zu erlangen. Ihm ist alles feil, sein Landgut sowohl als seine sonstige Habe. Erbstücke, Andenken in der Familie, oder besondere Werthlegung auf diesen oder jenen Gegenstand kennt der Amerikaner überall nicht. Der Städter aber sucht in seinem Geschäfte Andern es möglichst zuvor zu thun und sie auszustechen. Landleute und Städter, sobald sie zu einigem Vermögen gekommen sind, vor allen aber die Rentiers, suchen sich bei diesem oder jenem Unternehmen, seien es Eisenbahnen, Kanäle, Banken, oder Fabriken, Dampfschiffe oder sonstige Handelsunternehmungen, zu betheiligen und dadurch Reichthum zu erwerben. Sofern nur entfernte Aussicht vorhanden ist, daß bei einem Unternehmen zu

gewinnen sei, wird dazu geschritten und oft auf das Leichtsinnigste spekulirt. Alle jene Unternehmungen gehen von Kompagnien aus, daher denn die große Zahl derselben. Wird nun eine neue Einrichtung beabsichtigt, so geschieht solches unter den pomphaftesten Ankündigungen; es gibt dann immer Thoren genug, die sich durch den in Aussicht gestellten Gewinn blenden lassen, obgleich oft das Beginnen voraussichtlich mit gar keinem Vortheile verbunden ist, oder überhaupt gar nicht ins Werk gerichtet werden kann und die vorgestreckten Gelder blos den Ankündigern in die Tasche fließen.

Bei allen Unternehmungen wird nur der augenblickliche Vortheil berücksichtigt, nicht auch, ob sie den Kindern und Enkeln zu Statten kommen. Die Kanäle werden nur dem zeitigen Bedürfnisse gemäß angelegt; ob dasselbe voraussichtlich in den nächsten zehn oder zwanzig Jahren sich ändere, der Kanal doppelte Breite erhalten müsse, kommt nicht in Betracht: genug, wenn die Gesellschaft, die ihn anlegt, vorerst ihren reichen Nutzen davon zieht. Als Gegenstand der Spekulation gehen die Aktien ohnedies bald in andere Hände über, und diese mögen für die Erweiterung des Kanals sorgen. Bei Erbauung der Eisenbahnen wird nicht auf ihre Dauerhaftigkeit und nicht auf die Sicherheit des Transports, sondern nur auf die Möglichkeit desselben Bedacht genommen. Da wo in Deutschland bei der Anlage von Eisenbahnen felsenfeste steinerne Brücken erbaut werden, sieht man hier hölzerne Brücken aus Seitenbalken, auf denen die Schienen liegen, und nur von Zeit zu Zeit aus Querbalken, um die Verbindung zu erhalten, sonst aber in der Mitte offen, errichtet; bei jedem über

sie hinausrollenden Zug gerathen sie ins Schwanken und scheinen kaum im Stande zu sein, die Last zu tragen. Solche Brücken führen über Vertiefungen, Abgründe, Flüsse und Meeresbuchten hinweg. Nirgends sind Bahnwärter an den Eisenbahnen angestellt, sondern jeder Zug ist seinem Geschicke Preis gegeben. Demjenigen, der zum ersten Male eine Reise auf der Eisenbahn macht, muß natürlicher Weise angst und bange werden, weil es kaum denkbar ist, daß Unglücksfälle sich vermeiden lassen. Dennoch gewöhnt man sich bald, sich über die drohende Gefahr hinaus zu setzen, da man unter Amerikanern befindlich nie ängstliche Gesichter wahrnimmt, sondern diese bei noch so naher Gefahr stets dieselbe kalte und gleichgültige Miene beibehalten.

Ein freies Feld für den Spekulationsgeist der Amerikaner bietet die Dampfschifffahrt im Innern dar. Jedes Jahr werden neue und immer prachtvollere Dampfschiffe erbaut, um die älteren, wäre es auch nur von ihrer bisherigen Linie, zu verdrängen. Um nun diesen Zweck desto sicherer zu erreichen, werden die Fahrpreise auf's Aeußerste ermäßigt; ja man hat schon vor wenigen Jahren den Fall erlebt, daß auf der Linie von Neuyork nach Albany, einer der lebhaftesten in den Vereinigten Staaten, die eine Compagnie, um die andere auszustechen, die Personen auf ihren Booten umsonst aufgenommen hat, worauf die andere nicht blos den Fahrpreis erließ, sondern die Reisenden noch umsonst bewirthete, was jene hiernächst nicht allein nachthat, sondern sogar der Gesellschaft freie Musik zum Besten gab. Sind nun die Mitbewerber verdrängt, so werden natürlicher Weise die Fahrpreise wieder in die Höhe geschroben.

Dieser Wetteifer hebt jedes Jahr von neuem wieder an, und daher kann man im Sommer die Reise von Neuyork bis Albany, eine Entfernung von vierzig deutschen Meilen, für 8, 4 oder 2 Gr. auf den prachtvollsten Dampfschiffen zurücklegen.

Am häufigsten wirft sich die Betriebsamkeit auf Versicherungsgesellschaften und Banken, die alle ihre Kassenanweisungen haben, oft aber ohne festen Halt, wodurch denn eine höchst widerwärtige Unsicherheit des in Umlauf befindlichen Papiergeldes herbeigeführt und zugleich den schmählichsten Betrügereien des Publikums Vorschub geleistet wird. Im Handel und Wandel sieht man fast nur solche Bankscheine, worunter nicht selten nachgemachte oder von gebrochenen Banken vorkommen, weshalb man bei Empfangnahme von Papiergeld sehr vorsichtig sein muß. Gold kommt im Handel und Wandel fast gar nicht vor, selbst aber auch Silbermünze nur in geringer Maße, und so oft man auf einen Kassenschein mehr als einen Thaler zurück erhält, empfängt man diesen regelmäßig in Papiergeld. Häufig ist ein Kaufmann nicht im Stande, einen Fünfthalerschein in baares Geld umzusetzen. Das meiste im Umlauf sich befindende Geld sind noch dazu spanische und mexikanische Silbermünzen, sowie solche der südamerikanischen Republiken.

In den Städten wird außerdem noch viel in Bauplätzen und in Erbauung von Häusern spekulirt, theils um letztere wieder zu verkaufen, theils um sie zu vermiethen. Möglichste Wohlfeilheit des Erbauens und möglichster Gewinn durch die Miethe ist dabei Hauptstreben, und daher sind fast alle Häuser entsetzlich leicht und wenig dauerhaft erbaut. Dasselbe findet aber auch

bei den meisten zu eignem Bedürfnisse errichteten Häusern statt. Ob sie auch den Kindern zu Nutzen kommen, danach wird nicht gefragt. Aus reiner Anhänglichkeit und Vorliebe, weil seine Eltern es besessen und dasselbe seine Jugendjahre darin verlebt, wird ohnedies kein Kind das Haus seiner Eltern wieder beziehen. Wenn daher die Wohnhäuser ein Alter von fünfzig Jahren erreichen, so fangen sie schon an baufällig zu werden, und man muß auf ihr Niederreißen Bedacht nehmen. Bei den so sehr häufigen Bränden in Amerika, wobei nicht selten ganze Stadttheile in Flammen aufgehen, erreichen aber die Häuser ohnedies nur selten jenes Alter. Durch Ankauf von Land in der Nähe der Städte, das zu Bauplätzen sich eignet, kann ungeheuer gewonnen werden; oft aber mißglücken auch solche Spekulationen. Bei Neuyork z. B. stiegen in den letzten Jahren die Preise der auf der Ostseite gelegenen Bauplätze außerordentlich, in der Erwartung, daß die Eisenbahn nach Albany auf der Seite werde hingeleitet werden. Später wurde die Westseite dazu ausgewählt, und in gleicher Weise, als nun die an dieser Seite belegenen Häuser und Bauplätze in die Höhe gingen, sanken die auf der entgegengesetzten Seite liegenden. Mancher wurde dadurch reich, ebenso Viele verarmten aber auch. Oft wächst eine Stadt in wenigen Jahren auf 10,000 Einwohner. Es läßt sich erwarten, die Einwohnerzahl werde sich in eben so kurzer Zeit um's Doppelte vermehren. Dann wird alles in der Nähe belegene Land zu hohen Preisen angekauft, um es demnächst als Bauplätze zu drei-, vier-, vielleicht gar zehn- und mehrfachen Preisen wieder zu verkaufen. Allein die Stadt nimmt gar nicht oder nur sehr allmälig zu; dann

wird das Land wieder zu geringern Preisen feilgeboten, als es angekauft ist.*)

Dieser Geschäftsgeist erzeugt aber nicht blos Schwindeleien, sondern er bringt allerdings auch, neben mannichfachen Erfindungen und Vervollkommnungen im technischen Gebiete, großartige Werke zur Förderung des Handels und Verkehrs hervor. Dies weisen nicht allein die bestehenden Eisenbahnen und Kanäle, sondern auch die jedes Jahr neu hinzukommenden nach. Sobald die Mittel zur Anlage eines Kanals oder einer Eisenbahn herbeigeschafft sind, werden sie in unglaublich kurzer Zeit vollendet, weil sie regelmäßig von Privatgesellschaften ausgehen, der Staat sich um sie nicht weiter kümmert, der Entwurf und die Ausführung der Pläne daher nicht vieles Hin- und Herschreiben und unnütze Verhandlungen erforderlich macht. Hände zur Ausführung des Werks gibt es aber durch die zahllosen irländischen und deutschen Einwanderer hinlänglich. Bewundernswerth sowohl durch Größe — darin sogar die größten englischen überbietend — als auch durch schöne Formen sind ebenfalls die Handelsschiffe der Amerikaner; zugleich stehen sie als Schnellsegler keinen andern nach. Nur ihre Dampfschiffe können sich weder in der Schnelligkeit der Fahrt, noch

*) Das hier über den Spekulationsgeist der Amerikaner Erwähnte wird ahnen lassen, welchen fieberhaften Zustand die Entdeckung der californischen Goldminen unter ihnen hervorbrachte. Sogar Männer, die ein reiches Einkommen genossen, entschlossen sich, mit Verzichtung auf ihr bisher geführtes gemächliches Leben, allen Mühseligkeiten, Entbehrungen und Gefahren sich auszusetzen, um von dort Schätze zu holen.

in der Dauerhaftigkeit der Maschinen mit den englischen messen.

Ferner ist den Amerikanern eine ungemeine Rührigkeit und Gewandtheit nicht abzusprechen. Dies zeigt sich am auffallendsten nach stattgehabten Bränden. Kaum sind einige Monate verflossen, nachdem Hunderte von Häusern in einer Stadt eingeäschert sind, so steht der größte Theil derselben schon wieder vollendet da; sie werden dann auch sofort bewohnt, da der benutzte Mörtel augenblicklich trocknet. Dieselbe Thätigkeit bezeigen sie bei der Feldarbeit und in allen Zweigen der Fabrikation und Handarbeit, in der ihnen vielleicht nur die Engländer gleichkommen, während die Deutschen gewissermaßen bei ihnen in die Lehre treten müssen. Sie haben bei weitem nicht so viele Arbeitsstunden, als in Deutschland hergebracht sind, beschaffen aber in diesen weit mehr, als es in Deutschland geschieht. Außerdem noch macht ihr Geschäftsgeist sie zugleich im Handel sehr geübt und gewandt. Am übelsten empfinden dies, beiläufig bemerkt, die in großer Zahl von Deutschland herüberkommenden Juden, die meistentheils anfangs hier Hausirhandel treiben und das ganze Land damit überschwemmen. Insgesammt behaupten sie, von den Amerikanern in der Schlauheit noch übertroffen zu werden und bei diesen noch in die Lehre gehen zu müssen. Da sie auch hier keine grobe Handarbeit, sondern außer Handel nur Wirthschaft und das Schneiderhandwerk insoweit, als sie das Maß nehmen und zuschneiden, aber durch Christen nähen lassen, betreiben, so sind sie unter allen Einwanderern am unzufriedensten, wenigstens anfangs, so lange sie nicht Meister der Kunst zu überlisten geworden sind.

Dennoch, weil eines großen Theils der Nation sich wahre Spekulationswuth bemächtigt hat, bringen es verhältnißmäßig nur Wenige zu festem und dauerndem Reichthum. Kaum hat der Jüngling das einundzwanzigste Jahr zurückgelegt und seine Volljährigkeit erlangt, so sucht er wo möglich sich selbstständig zu besetzen, weil Jeder strebt, möglichst bald sein eigener Herr zu werden, um nicht für Andere seine Kräfte anzustrengen, sondern sie zu eignem Vortheil zu benutzen. Ist er Kaufmann oder Handwerker, so weiß er sich, mangelt es ihm an eignem Vermögen, Kredit auszuwirken. Um sich Kunden zu verschaffen, verkauft er unterm Preise und — macht nach einiger Zeit Bankerott. Dies hält ihn aber nicht ab, bald nachher von neuem sein Geschäft fortzusetzen, da er sich vielleicht an einem andern Orte neue Erborgsquellen zu eröffnen weiß. So betreibt er es weiter — vielleicht sein ganzes Leben hindurch. Nirgends finden Vermögensschwankungen, Konkurse und Vermögensabtretungen häufiger statt, als in den Vereinigten Staaten. Hieraus macht sich aber selten Jemand etwas, indem meistens soviel zurückbehalten wird, um von neuem etwas beginnen zu können, was anfangs mit Vorsicht geschieht, bis neue Spekulationswuth an die Stelle der Bedachtsamkeit tritt und neuen Bruch herbei führt. Auf Frau und Kinder wird bei den gewagtesten Unternehmungen keine Rücksicht genommen. Stirbt der Vater ohne Hinterlassung von Vermögen, so lange die Kinder noch klein sind, so gibt es der Versorgungsanstalten für sie ja hinreichend.

Ungeachtet dieses Unternehmungsgeistes beschränkt sich dennoch der eigentliche Handel der Amerikaner, mit Aus-

nahme des nach Südamerika, China und der Türkei, fast einzig auf inländischen Verkehr, schon deshalb, weil der Amerikaner nur Kenntniß seines Landes sich zu verschaffen sucht, die anderer Länder, in Folge der mangelhaften Schulbildung, ihm abgeht. Der Handel nach andern Theilen der Erde ist deshalb so gut als ganz in den Händen der Ausländer: der Engländer, Deutschen, Franzosen, Italiener, Spanier u. s. w. und daher die ungeheure Zahl fremder Kaufleute in den Vereinigten Staaten.

Untersucht man nun, welcher Zweck der Geschäftsthätigkeit der Amerikaner zu Grunde liegt, worauf alle ihre geistige und körperliche Anstrengung, alles Abmühen gerichtet ist, so ergibt sich, daß sie nichts weiter erstreben, als Vermögen zu erwerben, aber nicht etwa um der Vortheile, die sich in andern Ländern an den Besitz von Vermögen knüpfen, theilhaft zu werden, ein genußreiches Leben zu führen, sondern eben nur, um Geld anzusammeln und, neben dem eigenen Bewußtsein des Erwerbes, in den Augen der Leute als Wohlhabender oder Reicher im Ansehn zu steigen. Denn hier wird des Menschen Werth nur nach seinem Vermögen geschätzt und daher hört man bei jeder Gelegenheit die Aeußerung: der Mann ist so und so viele tausend Dollar werth, oder: hätte ich Glück bei dem Unternehmen gehabt, so wäre ich jetzt so viele tausend Dollar werth. Wie wenig übrigens die Amerikaner aus dem Vermögensbesitz Vortheil sich zu verschaffen wissen, wie gering die Anerkennung ist, die sonstige Eigenschaften und Befähigungen herbeiführen, das wird unten weiter nachgewiesen werden.

Leicht läßt sich erwarten, daß dieser Handels- und

Geschäftsgeist und das Ringen nach Reichthum den nachtheiligsten Einfluß auf fast alle Lebensverhältnisse der Amerikaner äußert, selbst auf ihre öffentlichen Zustände. Möge dies nun in den folgenden Abschnitten bei einzelnen Gegenständen, wo dies recht augenfällig hervortritt und nach denen die Zustände der Amerikaner ermessen werden können, nachgewiesen werden.

---

1. Erziehung der Kinder.

Der Vater, welcher von früh Morgens bis spät Abends nur seinen Geschäften nachgeht und, ist er Handwerker oder Handelsmann, Arzt oder Advokat, mit Ausnahme des Sonntags den ganzen Tag über von Hause abwesend ist — indem die meisten Handwerker und Kaufleute ihre Läden und die Aerzte und Advokaten ihre s. g. Officen nicht in ihren Wohnhäusern, sondern in den Hauptverkehrsstraßen haben, wohin sie früh Morgens sich begeben und von wo sie erst Abends zurückkehren — kann sich selbst um die Erziehung seiner Kinder so gut als gar nicht bekümmern, sondern überläßt diese der Mutter. Gleiche Verhältnisse finden auch auf dem Lande statt, indem der Landmann wo möglich noch weniger um die Erziehung der Kinder sich kümmert, sondern sie in der völligsten Ungebundenheit aufwachsen läßt. Selten sind die Mütter auch anderwärts befähigt, die Erziehung der Kinder allein zu leiten. Hier nun aber ist es obendrein Grundsatz, die Kinder möglichst frei zu erziehen und sie ihrem Willen zu überlassen.

Beruht es doch sogar auf gesetzlicher Vorschrift, daß die Eltern ihre Kinder, wenn sie noch so ungehorsam sind, nicht durch Schläge züchtigen dürfen, und handeln sie dagegen, so trifft sie Polizeistrafe. Es versteht sich daher von selbst, daß kein Lehrer es wagen darf, Hand an die Schüler zu legen. So wächst nun der Knabe, ohne an Zucht, Ordnung und Gehorsam gewöhnt zu sein, heran, bis er durch sein Alter befähigt ist, die Schule zu besuchen. Ist der Vater wohlhabend, so wird der Knabe in eine Akademie, später in ein Colleg gegeben, wo allerdings in der Regel mehr auf Zucht und Ordnung gesehen wird. Allein da die Kosten solcher Pensionsanstalten sehr hoch sind, so werden verhältnißmäßig nur sehr wenige Knaben in diese untergebracht. Die im elterlichen Hause zurückbleibenden haben zwar auch Gelegenheit, öffentliche oder Privatschulen zu besuchen. Allein weil Niemand da ist, der sich um ihren Schulbesuch kümmert, so pflegt dieser sehr unregelmäßig zu geschehen. Für die Knaben aus dem mittlern und niedern Stande, sogar für die von besserem Stande, deren Eltern nicht sehr wohlhabend sind, verlaufen daher die Jugendjahre in Ungebundenheit, sie wachsen in Unwissenheit auf, so lange sich selbst überlassen, bis sie sich dazu eignen, in ein Geschäft zu treten, wo sie dann zur Thätigkeit angehalten werden, oftmals die nöthigen Kenntnisse im Lesen und Schreiben noch nachzuholen suchen, dann aber auch den Handels- und Geschäftsgeist des Vaters sich bald zu eigen machen.

Auf diese Weise werden die heilsamen Anordnungen, welche auf Antrieb Wohlmeinender und Einsichtsvoller von Staatswegen zur Hebung des Schulunterrichts ge-

troffen sind und in Unterstützung der Schulen auf Staatskosten oder in Freischulen bestehen, und die von Reisenden so sehr hervorgehoben und gerühmt werden, auch auf dem Papiere sich so vortrefflich ausnehmen, großentheils vereitelt, ohne von wesentlichem Erfolg und großem Nutzen für die allgemeine Bildung zu sein.

Ist aber jener Lebensabschnitt für den amerikanischen Jüngling eingetreten, wo er in die Geschäfte tritt, dann fühlt er sich angetrieben, alle seine Denkkraft dem Geschäfte, das er erwählt hat, zu widmen. Er hat dann nur noch das vor Augen, was ihm zur Ausbildung in demselben dienlich ist, stumpft für alle Jugendfreuden ab und wird dann ebenso verschlossen und trocken, wie ein Mann in reiferem Alter, während er noch kurz zuvor die Knaben anderer Völker an Wildheit und Ausgelassenheit übertraf.

Ganz verschieden von der Erziehung der Knaben ist die der Mädchen. Auf diese verwenden die Mütter zwar viele Sorgfalt; allein im Allgemeinen ist sie die allerverkehrteste, indem sie im Grunde nur Aeußerlichkeiten erstrebt, vor allem einen gewissen Anstand, sowie Bildung, die aber mehr Schein als Wirklichkeit enthält. Des republikanischen Gleichheitsbestrebens halber ist es vorzugsweises Bemühen der Mutter, wäre sie auch noch so unbemittelt und von noch so geringem Stande, daß ihre Tochter im Anstande und der äußern Bildung keiner Andern nachstehe. Was sie aber bei der Zustutzung zu Hause nicht erlernt, das nimmt sie in der Freischule an, indem diese nicht selten von Kindern besucht wird, deren Eltern früher in Wohlstand lebten, aber herunter gekommen und deshalb unfähig sind, sie Pensionsanstalten besuchen zu

lassen, aber das vornehme Wesen ihrer Eltern noch beibehalten. Wirklich bezeigt auch die Tochter des geringsten Handwerkers dieselbe Haltung und äußerlich dasselbe Benehmen, wie die des reichen Kaufmanns. Aus ihren Mienen leuchtet ein Stolz hervor, der schwerlich von dem des hochmüthigsten deutschen Adelsfräuleins überboten werden kann. Damit nun aber die Tochter gegen Andere im Anzuge nicht zurückstehe, verwenden arme Leute den letzten Pfennig auf denselben, und während der Knabe mit zerrissenen und beschmutzten Kleidungsstücken auf der Straße sich umhertreibt, trägt dessen Schwester Hut mit Schleier, Sonnenschirm, im Winter einen Muff und, so lange sie die Schule besucht, ein kurzes Kleid und Beinkleider.

Auf die künftige Bestimmung des Mädchens wird bei der Erziehung gar keine Rücksicht genommen. Dieser Fehler läuft durch alle Klassen, der Reichen sowohl als der Armen. In keiner Lehranstalt wird Unterricht in weiblichen Handarbeiten ertheilt. Statt dessen wird sogar in den Freischulen nicht blos Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen, sondern auch in der Geographie und Geschichte, diese beiden freilich nur auf Amerika sich beschränkend, sogar auch im Briefschreiben und Aufsätzemachen ertheilt. Sobald aber die Mittel der Eltern es nur einigermaßen erlauben, wird die Tochter in ein Institut geschickt, wo sie alle möglichen Kenntnisse, selbst von der Astronomie, Botanik, Chemie und Philosophie, sammeln soll. Wie weit es jedoch die Mädchen in der Gelehrsamkeit bringen, läßt sich leicht denken.

Selbst dann, wenn das Mädchen nicht mehr die Schule besucht, nimmt die Mutter weder darauf Bedacht, sie in

weiblichen Handarbeiten zu belehren, noch des Haushalts, insbesondere der Küche sich anzunehmen. So lange die Mutter am Leben und die Tochter unverheirathet ist, besorgt jene das Hauswesen, sofern davon nach deutschem Begriffe überhaupt die Rede sein kann, und die Tochter bringt die Zeit mit Lesen, Putzen, am meisten aber mit Nichtsthun hin. Verheirathet sich die Tochter, so läßt sich leicht denken, wie unter ihren Händen das Hauswesen verwaltet wird. Die Hauptbeschäftigung bleibt auch dann noch, sich zu putzen und daneben das Haus in sauberm Stand zu erhalten. Hierauf wird alle mögliche Mühe verwandt, aber auf sonstige Dinge so gut als gar keine. Die Kochkunst steht auf niedriger Stufe; fast jeden Tag kehren dieselben Gerichte wieder und zwar solche, die ohne große Mühe und Sorgfalt bereitet werden können. Häufig genug aber müssen die Männer, bevor sie ins Geschäft gehen und nachdem sie aus demselben zurückkehren, sich dazu verstehen, sie zuzubereiten. Stricken und Spinnen ist gar kein Gebrauch unter den Amerikanerinnen, weder in den Städten noch auf dem Lande; es werden nur gewebte Strümpfe getragen und die Hemden meistens fertig im Laden gekauft. Zu weiblichen Handarbeiten, namentlich Hemden- und Kleidermachen, bequemen sich nur Mädchen, welche eltern- und vermögenslos sind, sowie Wittwen. Nur der Wäsche unterziehen sich Frauenzimmer auch aus vermöglichern Familien. Sie wird jeden Montag vorgenommen, weil nicht leicht eine Familie mehr Wäsche besitzt, als sie für eine Woche bedarf.

Diese Verwöhnung des weiblichen Geschlechts verbreitet sich gleichmäßig über Stadt und Land, indem z. B. kein

Bauernmädchen Feld-, Garten- oder Stallarbeit verrichtet; sogar das Melken der Kühe geschieht meistens von den Männern. Nie treten Amerikanerinnen aus republikanischem Stolz bei Andern in Dienst, sondern ziehen es vor, als Fabrikarbeiterinnen oder durch Putzmachen, Nähen oder sonstige weibliche Handarbeiten, wenn auch auf noch so kümmerliche Weise, ihren Unterhalt sich zu verschaffen. So lange aber der Vater am Leben ist, verläßt keine Tochter das elterliche Haus, wenn sie auch noch so wenig zu Hause Nutzen schaffen kann und dem unbemittelten Vater noch so sehr zur Last fällt. Mag der Vater sehen, woher er die Mittel erlangt, um die Tochter zu verpflegen und in anständiger Kleidung zu erhalten. Deshalb besteht die Klasse der Dienstboten in den Vereinigten Staaten aus Irländerinnen, Deutschen und Negerinnen. Selbst aber diese weigern sich häufig, die Amerikanerinnen zum Muster nehmend, Dienste zu besorgen, die in Deutschland keine Magd versagen würde, z. B. die Stiefeln zu putzen und die Kleider zu reinigen, oder am Tage Wasser über die Straße zu holen, oder die Straßen und Fußbänke zu kehren, weshalb man oft anständige Männer diese Verrichtung vornehmen sieht. Man leitet diese Begünstigung der Frauenzimmer aus der Zeit der ersten Niederlassung der Engländer in Amerika her, wo es den Kolonisten an Frauen gebrach und Mädchen unter den günstigsten Bedingungen herbei gezogen wurden. Allein ihr Fortbestehen bis auf den heutigen Tag muß sicher dem Umstande beigemessen werden, daß der Vater sich der Sorge um die Erziehung der Kinder entschlägt und sie der Mutter überläßt.

Kein Wunder ist nun aber, daß durch die Vernach-

läſſigung des Hausweſens durch die Hausfrauen und den unmäßigen Aufwand des weiblichen Geſchlechts ein großer Theil des Verdienſtes der Männer wieder verloren geht, und daher iſt der Tagelöhner, ſowie der gewöhnliche Handwerker und Bauer in den Vereinigten Staaten bei weitem nicht ſo wohlhabend, als man bei dem hohen Verdienſte, den ſie beziehen, vorausſetzen ſollte, und als er es ſein könnte, wäre das weibliche Geſchlecht weniger unthätig und zum Aufwande geneigt. Der Familienvater, welcher viele Töchter hat, kommt nicht nur nicht vorwärts, ſondern in ſeinem Vermögen meiſtens zurück. Aus Scheu vor den Koſten des Unterhalts der Kinder bleiben viele Männer unverheirathet, und man trifft vielleicht in keinem Lande ſo viele alte Jungfern, als in den Vereinigten Staaten. Das Streben, der Kinderlaſt überhoben zu werden, führt aber hier ſelbſt in der Ehe zu unſittlichen und ſtrafwürdigen Handlungen, deren freilich häufiger noch ledige Frauenzimmer ſich ſchuldig machen und die den Zeitungen oft Stoff zu Anklagen gewähren, mit deutlicher Bezeichnung der Mittelsperſonen, die daraus ein Geſchäft im Großen treiben.

Eine weitere Folge davon, daß den Kindern von frühеſter Jugend an zu viel freier Wille gelaſſen wird und ſie in der Erziehung verwahrloſt werden, iſt nun aber die, daß ſie von Hochachtung gegen ihre Eltern gar keinen Begriff haben, dieſen gar keine kindlichen Rückſichten erweiſen. Sobald ſie herangewachſen ſind, thun ſie, was ſie wollen. Fällt es dem Sohn ein, das väterliche Haus zu verlaſſen, ſich an einen andern Ort zu begeben, dort in ein Geſchäft zu treten, oder ſelbſtſtändig ſich zu beſetzen, ſo macht er vielleicht erſt Abends

zuvor seinen Eltern hiervon Anzeige. Die Tochter hält es bei ihrer Verheirathung ebenso, zeigt dieselbe vielleicht gar erst ihren Eltern an, nachdem solche stattgefunden. Dafür aber ist es auch Gebrauch, daß die Eltern vor ihrem Tode ihren Kindern von ihrem Vermögen regelmäßig nichts zufließen lassen. Von einem eigentlichen Familienleben, von einem engern Verbande der Eltern zu den Kindern, dieser wieder zu jenen und der Geschwister unter sich, kann demnach nicht wohl die Rede sein. Wenn demnach manche Schriftsteller das Familienleben der Amerikaner so sehr hervorheben und dieses daraus ableiten, daß dieselben ein häusliches, zurückgezogenes Leben führen, für öffentliche Vergnügungen keinen Sinn haben, so beruht diese Folgerung auf einer höchst einseitigen Auffassung jenes Lebens, und unmöglich kann man ihnen beipflichten.

---

2. Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung.

Der oben erwähnte Handels- und Geschäftsgeist macht sich auch bemerkbar in der Gleichgültigkeit gegen die Wissenschaften und Künste und allgemeine Bildung. Leicht läßt sich erachten, daß, da Jedermann nur auf Gelderwerb bedacht ist, nur die Wissenschaften Berücksichtigung finden, welche Broderwerb herbeiführen, diejenigen aber so gut als gänzlich unberücksichtigt bleiben, welche zu diesem Zwecke nicht dienlich sind. Selbst die, welche Aussicht haben, in den Besitz eines bedeutenden Vermögens zu gelangen und ein unabhängiges Leben führen zu können, lassen es sich nicht beigehen, zu ihrem Ver-

gnügen sich auf ein wissenschaftliches Fach zu legen, sondern entweder wählen sie ein solches, das ihnen Verdienst gewährt, oder ihnen eine Anstellung im Staatsdienste in Aussicht stellt. Aeußerst selten wird Jemand neben dem Fache, durch welches er einen jener Zwecke verfolgt, noch ein Lieblingsfach betreiben, daher denn Privatgelehrte so gut als gar nicht vorkommen. Wirft sich aber Jemand auf Geschichte oder ein naturwissenschaftliches Fach, auf Botanik, Chemie, Mineralogie, so geschieht es eben nur, weil er Aussicht hat, dadurch eine Versorgung zu erlangen, schwerlich aber aus reiner Liebhaberei. Der Gelegenheiten dazu gibt es inzwischen nur wenige, da nur ausnahmsweise auf Universitäten auch Geschichte oder Naturwissenschaft gelehrt werden. So kommt es denn, daß, wenn man, um seine Wißbegierde in einzelnen Fächern der Naturwissenschaft zu befriedigen, sich nach entomologischen oder ornithologischen Sammlungen erkundigt, in den größten Städten die Nachfrage nach diesen sich vergeblich erweist. Derartige Sammlungen habe ich als große Seltenheit nur bei wenigen einzelnen Deutschen gefunden.

Aber auch in den Brodwissenschaften sucht Jeder nur so weit sich auszubilden, als sein späterer Beruf nothwendig erfordert; nach einer weitern Ausbildung in diesen streben nur Wenige. Der Theolog sucht nur die nöthigen dogmatischen Kenntnisse, besonders aber Kanzelberedtsamkeit, der Jurist, neben oberflächlicher Beschäftigung mit den Gesetzen, Beredtsamkeit und Ausbildung in Advokatenränken,*) und der Mediziner, außer der Kennt-

*) Eine besondere Vorbereitung für den Richterstand findet nicht statt, indem die Richter aus der Zahl der Advokaten

niß allgemeiner Heilmittel, Charlatanerie sich zu eigen zu machen. Die meisten derer, die einem Brodstudium sich widmen, beschränken sich darauf, unter Anleitung eines Geistlichen, Advokaten oder Arztes zu ihrem Berufe sich soweit vorzubereiten, als es unumgänglich nöthig ist, um demnächst selbstständig aufzutreten. Den Rechtsbeflissenen mangelt es ganz und gar an Gelegenheit zu wissenschaftlicher Ausbildung, indem die Vorlesungen auf den Universitäten sich auf den Vortrag des positiven Rechts beschränken. Die wissenschaftlichen Bildungsanstalten für Theologen sind zwar umfassender, indem Kirchengeschichte nicht ausgeschlossen ist, indessen auch auf ihnen bildet Dogmatik den hauptsächlichen Lehrgegenstand. Am meisten ist für Erlangung medizinischer Kenntniß gesorgt, und es mag nicht bezweifelt werden, daß auf einzelnen Lehranstalten, z. B. denen von Neuyork und Philadelphia, sich Jemand zu einem tüchtigen Arzte heranbilden könne; allein bis jetzt werden diese Lehranstalten noch viel zu wenig besucht.

Die Prüfungen, welchen in manchen Staaten Geistliche, Advokaten und Aerzte sich unterziehen müssen, ehe sie ihrem Berufe nachleben dürfen, sind so oberflächlich, daß nicht leicht Jemand Gefahr läuft, sie nicht zu bestehen. An eine höhere Ausbildung, selbst auch in den Brodwissenschaften, an eine weitere Fortbildung derselben denkt fast Niemand, weil im Allgemeinen nicht danach gefragt wird, selten Jemand da ist, der Werth darauf legte, sie zu würdigen wüßte. Nur einzelne Lehrer an den Universitäten und derer,

---

erwählt werden. Diese haben aber nur auf jene Weise Gelegenheit, sich hervorzuthun.

die sich dazu vorbereiten wollen, machen eine Ausnahme hievon. Aber ihre Zahl ist um so geringer, als es der höhern Lehranstalten außer den Gymnasien überhaupt nur sehr wenige gibt. Im Allgemeinen wird gleichfalls den Lehrern auf den Akademien und Kollegien, die den deutschen Gymnasien gleichstehen, wissenschaftliche Bildung nicht abgesprochen werden können; aber sie verweilt nur unter ihnen und verbreitet sich im Allgemeinen unter ihren Schülern nicht weiter, weil Kenntnisse und wissenschaftliche Bildung, wie vorhin gedacht, nur in engem Kreise zu Anerkennung, übrigens zu keinem weitern Gewinn verhelfen. Bei dem Streben, nur in seinem Fache nothdürftig sich auszubilden, mangelt es sogar denen, welche eine Brodwissenschaft ergriffen haben, an allgemeinen Kenntnissen, und man muß sich wundern, wie sehr sie nicht blos in den alten Sprachen, sondern auch in der Naturwissenschaft, sogar Geographie, Geschichte und Statistik, mit Ausnahme der ihres Landes, zurück sind. Ueber die Kulturzustände anderer Völker haben sie die dürftigsten Begriffe, und diese sind im Grunde das, worum sie sich am allerwenigsten bekümmern. Aus eben dieser Rücksicht werden die neuern Sprachen ganz und gar vernachlässigt. In den Lehranstalten werden nur die französische und zuweilen auch die spanische Sprache gelehrt, aber nur von denen erlernt, welche Aussicht haben, als Kaufleute mit Frankreich und Spanien Handelsgeschäfte anzuknüpfen, indem beide Nationen zu stolz sind, mit fremden Handelshäusern anders als in ihrer Landessprache in Handelsverbindung zu treten. Deutsche Sprache dagegen ist mit seltenen Ausnahmen ausgeschlossen, freilich auch, von jenem Gesichtspunkte aus,

mit vollem Grunde, da ja jedes deutschen Kaufmanns Bemühen ist, sobald er irgend Aussicht hat, mit England oder Amerika in Verbindung zu kommen, in seinem Vaterlande die englische Sprache zu erlernen, und sobald er in Amerika angelangt ist, sich in dieser Sprache auf's Höchste auszubilden.*) Sonach wird die deutsche Sprache nur von der geringen Zahl der Amerikaner erlernt, die wissenschaftlicher Trieb dahin führt. Jedoch auch die französische und spanische Sprache werden nur ausnahmsweise von Amerikanern erlernt; meistens sind es deutsche junge Kaufleute, die auf amerikanischen Komptoiren zur Führung der französischen und spanischen Korrespondenz benutzt werden.

Ebenso tief als die Wissenschaften liegen auch noch die Künste darnieder. Vor allen gilt dies von den bildenden. Der öffentlichen Denkmäler gibt es in dem Theile der Vereinigten Staaten, von dem hier die Rede ist, nennenswerthe nur zwei, beide in Baltimore: die Statue Washingtons und ein Denkmal, den im Kriege von 1814 Gefallenen errichtet, letzteres auf einem von Häusern umringten, jenes aber auf einem, theilweise erst von Häusern umgebenen, wüsten Platze. Philadelphia

*) Hiergegen läßt sich genau genommen, nichts einwenden. Was aber soll man dazu sagen, wenn deutsche Handlungshäuser in den Vereinigten Staaten unter sich, ja sogar, wenn deutsche Handlungshäuser zwischen Neuyork und Bremen englisch korrespondiren? Ob wohl ein französisches Handlungshaus in Neuyork mit einem in Paris englisch, oder ein englisches Handlungshaus mit einem andern in Hamburg deutsch korrespondiren würde?

und Neuyork haben dagegen keins aufzuweisen, obgleich jede dieser Städte zwei mit Bäumen bepflanzte öffentliche Plätze hat, die sich zur Aufnahme von Monumenten eigneten und auf denen man ungern solche vermißt. Sogar aber den Kirchhöfen mangelt es an in edleren Formen gestalteten Denkmälern, obschon es der unbedeutenden, sowie der von wenigem Geschmack zeugenden, wenn auch kostspieligen, in Ueberfluß gibt.

An öffentlichen und Privatsammlungen von Statuen und Gemälden gebricht es gänzlich, und die Wände selbst der Reichen sind meistens leer von Gemälden und Kupferstichen. Die sich vorfindenden enthalten am häufigsten Portraits von Familienmitgliedern, oder von Washington und andern Präsidenten der Vereinigten Staaten. Um aber das Auge zu blenden, sind bei den Reichen die werthlosesten Bilder in kostbare vergoldete Rahmen eingefaßt. Seit einigen Jahren werden in Neuyork in einem eigens dazu eingerichteten Lokale Gemälde zum Verkauf öffentlich ausgestellt. Man findet aber, soweit sie von einheimischen Meistern herstammen, keins darunter, das von höherer Kunst zeugte, vielmehr sind die meisten höchst mittelmäßige Leistungen, oder wahre Klecksereien, die nicht verdienen, in der Kammer aufgehängt zu werden; die bessern dagegen leiden an Uebertreibungen und Unnatürlichem, sowohl im Gegenstande als im Kolorit. Dasselbe findet sich auch bei den meisten Kupferstichen, die in den Franzosen angehörenden Kunstläden zum Verkauf ausgestellt sind, und es scheint fast so, als würden diese in Paris eigens für amerikanischen Geschmack angefertigt. Der geringe Kunstsinn der Amerikaner und ihr Gefallen an Uebertreibungen äußert sich insbesondere

in den politischen Karikaturen, die alles feinern Witzes ermangelnd, blos geistlose Anspielungen auf hochgestellte Personen oder Parteiführer, oder geradezu handgreifliche und plumpe Verzerrungen derselben enthalten.

Am bezeichnendsten aber waren die Kupferstiche, die während des mexikanischen Krieges und bald nach demselben erschienen und, Begebenheiten aus demselben darstellend, nach den prunkendsten Siegesberichten entworfen waren, diese wo möglich noch überboten. Da sah man, wie eine Handvoll Amerikaner, nachdem sie unzählige Mexikaner niedergemetzelt, Tausende derselben in wilder Flucht vor sich her trieben; oder welche undenkbaren Heldenthaten einzelne Amerikaner verrichtet hatten. Eben diese Bilder, welche Darstellungen aller einigermaßen hervorstechenden Waffenthaten der Amerikaner enthielten und gleich unter Glas und Rahmen feil geboten wurden, fanden den ungetheiltesten Beifall, besonders unter den Landleuten, und vielleicht gibt es kein Haus im entferntesten Westen, das nicht eine Gallerie derselben in sich aufnähme, weil durch diese Darstellungen dem Nationalstolze auf's Höchste geschmeichelt wurde.

Neuyork hat zwei in altdeutschem Geschmack erbaute schöne Kirchen, die eine von braunem Sandstein, die andere von weißem Marmor: alle übrigen, sowohl in dieser Stadt, als in Philadelphia und Baltimore, zeichnen sich dagegen durch Formlosigkeit aus, obgleich oft große Summen auf sie verwendet sind. Die öffentlichen Gebäude dieser Städte, als die Rathhäuser, Börsen, Mauthgebäude, Kranken-, Blinden- und Waisenhäuser, beurkunden ebenfalls mehr Kostenaufwand (indem viele von ihnen von Marmor oder Granit- und Sandstein-

Quadern erbaut sind), als Geschmack. Bei nur wenigen öffentlichen Gebäuden, die in der Form griechischer Tempel erbaut sind, ist diese nach dem Urtheil Sachkundiger rein erhalten; sondern entweder findet sich eine fremde Beimischung, die selbst dem Auge des Laien auffällt, oder es ist in dem Verhältnisse einzelner Theile zum Ganzen gefehlt. Außerdem stehen sie größtentheils gedrängt zwischen andern, mit ihnen in gar keinem Einklang befindlichen Gebäuden, so daß nicht nur alle Uebersicht, sondern auch der günstige Eindruck derselben wegfällt.

Die meisten Privathäuser sind in einem Style erbaut, in neuern Zeiten meistens von gebrannten Steinen mit flachen Dächern, weil die Häuser zu leicht gebaut werden, als daß sie im Winter den auf hohen Dächern sich ansammelnden Schnee tragen könnten. Die Häuser von gebrannten Steinen sind größtentheils roth und die Kanten der Steine weiß angestrichen, was ihnen, wenn sie einzeln stehen, ein bäurisches, in ihrer Verbindung als Straße dagegen das Ansehen von Kasernen verleiht. Es gibt aber auch noch viele ganz von Holz errichtete Häuser selbst in den großen Städten, und in den kleinern, sowie auf dem Lande bilden sie die Regel. Indessen auch Privathäuser findet man hin und wieder von Granit, Sandstein oder Marmor aufgeführt.

Sobald nun die Amerikaner jenen allgemeinen Zuschnitt der Häuser verlassen, scheint es fast, als wollten sie vor andern Völkern in der Baukunst etwas voraus haben, wenigstens etwas Eigenthümliches erreichen, ohne daß sie aber hierin Geschmack zeigten, oder auch nur der Zweckmäßigkeit huldigten. So findet man viele Landhäuser oder Häuser in kleinen Städten von Holz, in

Form eines Tempels, an den schmalen Seiten mit kolossalen, aus bloßen Brettern angefertigten Säulen, wodurch der Seite des Hauses fast alles Licht entzogen wird. Andere aus Holz sind in gothischem Geschmack, mit vielen Giebeln oder halb hervorstehendem Thurme, erbaut, haben aber Thüren und Fenster nach neuerer Weise. Noch andere sind halb in europäischem, halb in chinesischem, oder egyptischem, oder Gott weiß, in welchem sonderbaren Style erbaut. Welcher sonderbare Geschmack bei Bauten den Amerikanern eigen ist und auf welche wunderbaren Einfälle sie gerathen, wenn sie etwas Fremdes sich aneignen wollen, möge folgendes Beispiel nachweisen. Vor zwei Jahren verkündete der Neuyorker Herald mit bedeutendem Aufheben: bisher habe die Umgebung des Hudsons der des Rheins, weil jener die Burgen mangeln, nachgestanden. Jetzt indessen sei auch dem abgeholfen, indem ein namhaft gemachter Herr auf seiner am Hudson gelegenen Besitzung ein Schloß ganz auf Art der deutschen Ritterburgen erbaut und dasselbe zugleich auf das Prachtvollste als Wohnhaus eingerichtet habe. Als ich nun später den Hudson auf einem Dampfschiffe hinauf fuhr, richtete die gesammte zahlreiche Gesellschaft schon aus weiter Ferne ihren Blick auf eine Baulichkeit und machte voll Staunens dieselbe zum Gegenstand ihrer Unterhaltung. Auf meine Erkundigung, was das für ein Gebäude sei, wurde mir gesagt, es sei dies die alte Burg, welche der Herr *** im vergangenen Jahre habe errichten lassen. Wie wir näher kamen, überzeugte ich mich, daß es eine Burg in verjüngtem Maßstabe, ein wahrer Zwerg von einer Burg war, mit einer acht Fuß hohen Ringmauer und verhältnißmäßig hohen Thürmen,

ohne Wallgraben und — auf ebener Wiese erbaut. Dies muß aber um so mehr befremden, als die vielen den Hudson begrenzenden Felsen die angemessenste Aufnahme eines solchen Schlosses dargeboten haben würden. Im Uebrigen schien der Eigenthümer es nicht an Kosten mangeln gelassen zu haben, indem das Schloß mit einer Menge bunter Glasfenster vom schönsten Spiegelglas und sonstigen Verzierungen nebst mancherlei Schnörkeleien versehen war.

Viele Häuser sind mit Balkonen ausgestattet, aber nur der Zierrath, nicht der Benutzung wegen, indem es auffällt, wenn ein Herr, und für unschicklich gehalten wird, wenn eine Dame auf demselben verweilt. Eine ebenso zwecklose Zierde sind die sehr häufig vor den Häusern angebrachten künstlich gearbeiteten eisernen Stakets, die einen schmalen Raum vor denselben einfriedigen, in welchem nur selten Blumen und dann der gewöhnlichsten Art gezogen werden. Solche Einfriedigungen kommen hoch zu stehen, während der Raum, den sie umgeben, meistens gar keinen Nutzen hat. Auf manchen der beträchtlicheren, mit flachen Dächern versehenen Häuser findet man in der Mitte des Daches kleine Observatorien, in der Form eines Tempels, angebracht, aber ebenfalls mehr der Zierde, als des Nutzens wegen, indem die Amerikaner viel zu gemächlich, auch gegen Fernsichten und Beobachtung der Natur zu gleichgültig sind, als daß sie dieselben zu diesem Behuf benutzen sollten.

Musik wird in den höhern Ständen als eine Art Modesache sehr geliebt, und man findet in den meisten Häusern der vornehmen Amerikaner ein Piano in Tafel-

format. Dagegen sind Flügel beinahe gänzlich unbekannt und schon deswegen nicht in Gebrauch, weil die Thüren und Dielen meistens zu eng sind, um einen solchen ins Haus schaffen zu können. Jedoch beschränkt sich die Uebung der Musik fast ausschließlich auf das Piano. Auch wird sie höchst selten von Herrn, sondern fast nur von Damen betrieben, ohne Geschmack und größere Fertigkeit, indem die Meisten nach genossenem halbjährigen Unterricht und nach erlangter Befähigung, ein und den andern Tanz oder einige Lieder zu spielen, sich für hinlänglich unterrichtet halten. Der Gesang liegt noch beinahe gänzlich darnieder, wohl darum, weil sich die englische Sprache durchaus nicht zum Gesang eignet, indem wegen des erforderlichen Drängens der Zunge gegen und zwischen die Zähne bei der Aussprache mancher Worte es schon schwer genug ist, diese beim Sprechen hervorzubringen, und dieses Erforderniß den Ausdruck der Stimme beim Gesange vollends hindert. Andere Worte erhalten aber eine übelklingende Dehnung, z. B. way, world, und die aus dem Lateinischen und Französischen entlehnten, sich auf ation endigenden. Englischer Gesang in der Nähe gehört ist daher wahrhaft das Ohr verletzend. Am wenigsten auffallend ist das beim Kirchengesange, dem ohnedies die Amerikaner die meiste Sorgfalt zuwenden. Vier und mehre Sänger und Sängerinnen, oft den höhern Ständen angehörend, oder sind sie unvermögend, guten Gehalt beziehend, leiten aus der Nähe der Orgel den Gesang, oder singen Soli. Orgeln und Orgelspieler pflegen auch meistens gut zu sein. Wie aber den geistlichen Gesängen aller englischen Sekten nicht das Erhe-

bende und Feierliche der deutschen geistlichen Gesänge eigen ist, so mangelt dieses den Gesängen der Methodisten gänzlich. Viele derselben lassen sich durchaus nicht für geistliche erkennen, sondern haben mit den Melodien heiterer deutscher Arien viele Verwandtschaft.

In den mittlern und untern Ständen ist dagegen gar kein Sinn für Musik zu Hause. Höchst selten, daß man Jemand im Hause, auf der Straße, oder im Freien zur Arbeit oder zum Zeitvertreib singen oder pfeifen hört. Die Arien, welche man auf diese Weise zu hören bekommt, ungefähr vier oder fünf an der Zahl, sind überall dieselben, haben eine ausdruckslose Melodie und sind dadurch so verbreitet, daß in neuern Zeiten vier Amerikaner in allen Städten Konzerte gaben, in welchen sie, als Neger verkleidet und mit alberner Uebertreibung der Negermanieren, diese Gesänge mit Guitarrebegleitung vortrugen. Diese Konzerte fanden fortwährend den ungeheuersten Beifall.

Andere Konzerte von den in den Vereinigten Staaten seßhaften Tonkünstlern kommen selten zu Stande; meistens sind es solche, welche von den aus Europa herübergekommenen Künstlern veranstaltet werden. Jedoch nur in Neuyork, Philadelphia und Boston finden sie Orchester vor; in allen übrigen Städten müssen sie allein auftreten, ohne durch ein Orchester unterstützt zu werden. Die von ihnen gegebenen Konzerte werden aber mehr nur, weil es die Mode fordert und um sagen zu können, man sei da gewesen, besucht. Ist dieses erreicht, nicht leicht wird ein Amerikaner zum zweiten Male denselben Konzertgeber hören. Haben die, welche noch so Ausgezeichnetes leisten, in den größern Städten ein und

das andere Konzert gegeben, dann können sie auf weitern Zuspruch nicht rechnen, vielmehr ist dann die Rückkehr nach Europa für sie das Gerathenste, es sei denn, sie wollten sich in den Vereinigten Staaten als Lehrer besetzen. Deshalb waren die vor ungefähr zwei Jahren von Deutschland herübergekommenen Steiermärker-, Germania- und Gungl'sche Gesellschaft, welche Vorzügliches leisteten, nach kurzem Bestande gezwungen, sich aufzulösen, und die einzelnen Mitglieder mußten, so gut es gehen wollte, ihr Fortkommen suchen. Eben aber, weil kein musikalischer Sinn unter den Amerikanern zu Hause ist, sondern der Besuch der Konzerte mehr Modesache ist, mag sich kein europäischer Tonkünstler, der nicht schon dort bedeutenden Ruf erworben, beigehen lassen, Konzerte zu veranstalten, indem die Vorbereitung zu diesen, wohin außer der bedeutenden Saalmiethe das Ausposaunen in den Zeitungen, das Anwerben von Beifallklatschern gehört, ungeheuren Kostenaufwand fordert und es meistens veranlaßt, daß bei dem Unternehmen zugesetzt wird. Wahre Kenner der Musik finden sich unter den Amerikanern fast gar nicht vor und noch wenigere Komponisten. Unter diesen ist keiner nennenswerth, ja kaum wird ein an deutsche Musik gewöhntes Ohr ihre Kompositionen erträglich finden. Die Lehrer der Musik sind fast ohne Ausnahme Ausländer, größtentheils Deutsche.*)

*) Als Beleg, wie weit der Sinn für Musik unter den Amerikanern reicht, möge folgender Fall dienen. Er kam in der in dem Vorworte gedachten Landstadt vor, die keineswegs abgelegen, vielmehr in einer der belebtesten Gegenden der

Das Schauspiel steht auf niederer Stufe der Ausbildung und ist nur dann beachtungswerth, wenn von England Schauspieler oder Schauspielerinnen herüberkommen und Gastrollen geben. Auch wird dasselbe im Ganzen genommen von den Einheimischen wenig besucht und es sind mehr nur Fremde, die man daselbst trifft. In den für die höhern Stände bestimmten Schauspielhäusern werden klassische englische Stücke, aber ver-

---

Vereinigten Staaten, in der Mitte zwischen Neuyork und Albany liegt und 11,000 Einwohner zählt. — Zwei in derselben ansässige deutsche Musiklehrer, ein Brüderpaar, die auf den von ihnen geübten Instrumenten — Piano und Geige — nicht unbedeutende Fertigkeit erreicht hatten, bei den Amerikanern ihres Wohnorts aber in dem Rufe standen, daß sie Unübertreffliches leisteten, und vor ihrer Ankunft in Amerika schon europäischen Ruf genossen, hatten mit unsäglicher Aufopferung und Mühe es dahin gebracht, daß in dieser Stadt unter den Amerikanern sich verschiedene Dilettanten so weit ausgebildet hatten, um ein Konzert veranstalten zu können, in welchem außer den von ihnen vorzutragenden Musikstücken einige Ouvertüren von Auber und Boyeldieu gespielt werden sollten. Eine Menge Proben waren dem Konzerte vorangegangen und endlich war es ihrer Anstrengung gelungen, daß in jenen die Ouvertüren fehlerfrei gespielt wurden. Nichtsdestoweniger wurden in dem Konzerte die ärgsten Schnitzer begangen, indem einzelne Instrumente nicht zur gehörigen Zeit oder in der rechten Tonart begannen oder einfielen. Mit dem höchsten Unwillen sah der Dirigent nach denen sich um, die solche Fehler sich zu Schulden kommen ließen. Statt aber Verlegenheit zu bezeigen, lachten diese vielmehr dem Dirigenten ob ihrer Versehen ins Gesicht. Die Zuhörer schienen indessen diese Fehler gar nicht zu bemerken, sondern waren jedes Mal, wenn eine rauschende Stelle vorkam, ganz bezaubert.

stümmelt gegeben, indem gleichzeitig an demselben Abend zwei oder drei Drama's, mit Weglassung der weniger effektreichen Stellen, ausgeführt werden. Außerdem werden französische und deutsche Schauspiele ins Englische übersetzt, oft unter einem andern Titel, während der amerikanische Uebersetzer sich für den Verfasser ausgibt, aufgeführt. In den Schauspielhäusern für die untern Stände werden nur die ärgsten Spektakelstücke zum Besten gegeben, in denen Prügeleien und Boxergefechte, Mord und Todtschlag die Hauptrollen spielen. Indessen nur in Neuyork und Philadelphia und außerdem in Neuorleans findet das Schauspiel einigermaßen Beachtung. Nicht einmal in Baltimore, einer Stadt von 180,000 Einwohnern, sowie in Boston, können sich stehende Truppen halten, sondern einen großen Theil des Jahres sind daselbst die Schauspielhäuser geschlossen. In Albany, der Hauptstadt des Staats Neuyork, mit 80,000 Einwohnern, ist gar kein Theater und ebenso verhält's sich in allen andern Städten.

Amerikanische Opernsänger gibt es nicht; jedoch werden von einer italienischen Gesellschaft regelmäßig jeden Winter Opern abwechselnd in Neuyork, Philadelphia und Boston gegeben. Diese dienen der Aristokratie als Sammelplatz. Damit sie nun möglichst ausschließlich die Zuhörerschaft bilde, ist nicht allein der Eintrittspreis ein ziemlich hoher (ein Dollar in den Logen und dem Parterre und nur auf der Gallerie die Hälfte dessen), sondern es wird auch erfordert, daß Herren und Damen im Ballanzuge erscheinen. Erstaunlich ist es, welchen Prunk hier die Damen durch Hermelin- und Zobelpelze und die kostbarsten sammtnen und seidenen Kleider entwickeln.

Unter den italienischen Sängern und Sängerinnen sind stets einzelne, die Ungewöhnliches leisten. Noch vorzüglicher ist in Neuyork das unter deutscher Leitung befindliche und größtentheils durch Deutsche gebildete Orchester. Dennoch finden Gesang und Orchester im Allgemeinen wenig Beachtung. Nur wenn Bravourarien kommen und bei ihrem Vortrage auch äußerlich die höchste Anstrengung zu erkennen gegeben wird, erreichen sie Anerkennung und fast möchte man es nennen tumultuarischen Beifall.

Deutsches Theater ist nur in Neuyork. Dasselbe wird aber, wohl mit seiner Mittelmäßigkeit halber, von den Amerikanern gar nicht und selbst auch von den gebildeten Deutschen nur wenig besucht. Einzelne durch irrige Erwartungen oder durch sonstige Schicksale hieher verschlagene Schauspieler und Schauspielerinnen sind indessen recht gut. Wenn sich noch keine tüchtige Gesellschaft hier gebildet hat, so liegt dies an der mangelnden Aussicht, daß sie bei den gebildeten Deutschen Unterstützung finden werde, da diese für alles, was deutsch ist, so gut als gar keinen Sinn mehr haben. Wie wenig die Deutschen in Amerika Gefallen an deutscher Kunst äußern, zeigte sich recht deutlich bei der Gungl'schen und den andern vorhin erwähnten Musiker-Gesellschaften, deren Konzerte stets schwach und doch meistens nur von Amerikanern besucht waren, während in Neuyork die Deutschen allein füglich im Stande gewesen wären, wenigstens einer dieser Gesellschaften Jahr aus Jahr ein ihr Fortkommen zu sichern.

So gering nun die Berücksichtigung ist, welche die schönen Künste erreichen, desto größer ist diejenige, welche den mechanischen und technischen Künsten zugewandt

wird. Besonderes Nachdenken wird darauf verwandt, die Handarbeit durch Maschinen zu ersetzen. Wo irgend möglich, wird, bei dem außerordentlichen Kohlenreichthum des Landes, Dampfkraft angewandt. Selbst aber dem geringsten zur Arbeit benutzten Werkzeuge oder Geräthe mangelt es nicht an zweckmäßiger Einrichtung. Man braucht nur irgend derartige Gegenstände genauer zu betrachten, um sich sofort zu überzeugen, daß sie vor allen in Deutschland benutzten den Vorzug haben. Wahrhaft überraschend ist es oftmals, wie solche Gegenstände, die im Geschäft benutzt werden, einfach und zweckmäßig eingerichtet sind, z. B. die zahllosen, zum Verfahren größerer Gegenstände benutzten einspännigen Karren und die Handkarren, um schwere Kaufmannsgüter ins Haus und aus demselben zu schaffen. Als Beleg, wie weit die Amerikaner in den mechanischen Künsten vorgeschritten sind, mag allein dienen, daß sie frei stehende, mehre Stock hohe Häuser, von Holz oder gebrannten Steinen erbaut, auf Walzen von einem Platz zum andern mehre hundert Fuß entfernt schaffen, oder daß sie, um ein geschlossen stehendes Haus um ein Stock zu erhöhen, dasselbe in die Höhe schrauben und nun ein Stockwerk unten anbauen. In beiden Fällen bleiben die Bewohner des Hauses ruhig in demselben wohnen.

Welche Aufmerksamkeit die Amerikaner mechanischen und technischen Betreibungen erweisen und welche Vorliebe sie für diese besitzen, zeigt sich überall, wo sie zur Anwendung kommen. So gleichgültig sie an Kunstläden vorübergehen, so unbeachtet sie alles lassen, was mit der Natur in Verbindung steht, so bleibt doch Jeglicher stehen, ist auf der Straße irgendwo eine Maschine aufgestellt, und betrachtet sie von allen Seiten; ebenso, wenn bei

Erbauung von Häusern mechanische Vorrichtungen getroffen werden, weil in der Regel Neues dabei in Anwendung kommt, oder das bisher Angewandte vervollkommnet ist; und zwar verweilt sich Jeder dabei, gleichviel weß Standes er ist und womit er sich beschäftigt, ob er Handwerker oder Kaufmann, Arzt, Advokat oder Geistlicher ist. Ist ein neues Schiff von etwas eigenthümlicher Beschaffenheit erbaut, oder zeichnet es sich durch seine Größe oder auf sonstige Weise aus, dann strömt alles hin, um dasselbe in Augenschein zu nehmen und zu bewundern. Derartiges ist das Einzige, was ihre Aufmerksamkeit zu erregen und zu fesseln vermag.

Um die Industrie in allen Zweigen der Fabrikation sowie der Landwirthschaft zu ermuntern und zu heben, werden jährlich Ausstellungen veranstaltet und Prämien ausgetheilt. Ueber diese hinaus erreicht jedoch selbst der Erfinder mechanischer und technischer Einrichtungen und Vervollkommnungen keine weitere Anerkennung, es sei denn, er wäre durch diese reich geworden.

Daß nun die Geringachtung der Wissenschaften und Künste — mit Ausnahme derer, welche materiellen Gewinn bringen — das Absperren gegen fremde Bildung und Kenntniß des Auslandes die mannichfachsten Nachtheile im Gefolge habe, läßt sich leicht denken.

Mögen nun zunächst einige von den Nachtheilen nachgewiesen werden, welche die mangelhafte Ausbildung in den unmittelbar ins Leben eingreifenden Wissenschaften herbeiführt, denen die Amerikaner auf die vorhin gedachte oberflächliche Weise obliegen und die sie, man möchte fast sagen, handwerksmäßig erlernen.

Bei der gänzlich darniederliegenden theoretischen Be-

treibung der Rechtswissenschaft befindet sich sowohl die Gesetzgebung, als die Rechtsanwendung, im Zustande höchster Unvollkommenheit. Dem bürgerlichen Rechte liegen im Wesentlichen noch die englischen Gesetze zu Grunde. Bekanntlich aber sind diese eben so dunkel, unvollständig und verworren, als der Prozeßgang schleppend und unzweckmäßig. Ebenso häufig hört man daher die Klagen über Unsicherheit des Rechts, als daß es dem Vermögenden ein Leichtes sei, zu bewirken, daß eine Klage nie ihr Ende erreiche und daß der Unvermögende gar nicht im Stande sei, sein Recht zu verfolgen. Es gibt der gesetzlichen Bestimmungen eine Menge, die der gesunden Vernunft geradezu widersprechen, z. B. daß der Vater für den Sohn, der Sohn für den Vater, ein Bruder für den andern, der Mann für die Frau und diese für jenen zeugen kann. Die Heiligkeit des Eides kann aber hierbei kaum in Betracht kommen, weil sie nothwendig sehr abnehmen muß, indem der Eid bei jeder unbedeutenden gerichtlichen Handlung erfordert wird, z. B. bei Ausstellung einer Vollmacht und bei allen Schriftsätzen, die man durch Advokaten abfassen läßt, dahin lautend, daß man mit ihrem Inhalte einverstanden sei. Noch dazu wird der Eid ohne weitere Förmlichkeit geleistet, als daß man vor Gericht die Bibel mit den Lippen berührt, und vor einem Notar, z. B. bei Ausstellung einer Prozeßvollmacht oder bei Unterschrift einer Eingabe, durch bloßes Handaufheben. Indessen nicht blos bei gerichtlichen Handlungen, sondern auch bei andern Gelegenheiten wird der Eid viel zu häufig beansprucht, z. B. bei Einführung von Waaren, wo deren Werth eidlich erhärtet werden muß, wenn auch derselbe

durch die Rechnung des Absenders nachgewiesen wird. Deshalb läßt sich leicht denken, daß der Eid als eine beinah völlig gleichgültige Handlung betrachtet wird, man auf die eidliche Erhärtung wenig Werth legen kann und vielleicht nirgends so viele Meineide vorkommen als hier. Nicht minder nachtheilig auf das Beweisverfahren durch Zeugen einwirkend ist, daß dem gegnerischen Sachwalt gestattet wird, durch eine Menge Kreuz- und Querfragen den Zeugen zu verwirren und dadurch sein Zeugniß zu beseitigen oder zu schwächen. Um nicht den foppenden und kränkenden Fragen der Sachführer ausgesetzt zu sein, sucht Jeder, der es irgend vermag, dem Zeugnisse sich zu entschlagen. Gerade aber in der Kunst, den Zeugen in Verlegenheit zu setzen und ihn zu verwirren, beruht, neben dem Schlußvortrage, worin alles verdreht wird, die Hauptkunst der Anwälte.

Auch das Strafrecht leidet an den ärgsten Mängeln. Keineswegs läßt sich zwar behaupten, daß etwas als Verbrechen bestraft werde, was solches der Natur der Sache nach nicht ist, noch vielleicht jemals, daß die verhängten Strafen zu hart seien, mit Ausnahme der die Farbigen treffenden, gegen welche die durch's Gesetz angedrohte Strafe noch in Fällen verhängt wird, wo sie bei Weißen nie mehr Anwendung findet, z. B. die Todesstrafe bei Brandstiftung und Nothzucht. Dagegen kommen aber nur zu häufig Fälle vor, die nach allen Vernunftgründen als Verbrechen geahndet werden sollten, dessenungeachtet aber unbestraft bleiben. Einige Beispiele, die überhaupt ein merkwürdiges Licht auf die dasigen Rechtszustände werfen, mögen dieses belegen. In der Hauptstraße Neuyorks werden täglich in verschie-

denen Auktionslokalen Uhren, Ketten, Tuchnadeln und andere Gegenstände öffentlich meistbietend verkauft, die so schön gearbeitet sind, daß das geübteste Auge sie für goldne halten muß. Bei näherer Prüfung findet sich aber, daß sie blos galvanisch vergoldet sind. Der in den Auktionsladen Eintretende wird durch gutgekleidete, scheinbar auch des Einkaufs wegen dort befindliche Leute auf die hinterlistigste Weise und durch die Versicherung, die feilgebotenen Gegenstände seien von Gold, verlockt, auf sie ein dem gewöhnlichen Werthe sich näherndes Gebot abzugeben und auf diese Weise hintergangen. Da das Gericht diesen betrügerischen Verkäufen keinen Einhalt that, sondern die Käufer anwies, in dem eben so langsamen, als kostspieligen und sogar unsichern Weg des bürgerlichen Verfahrens gegen die Verkäufer auf Schadloshaltung zu klagen, so hatte der Bürgermeister von Neuyork im Sommer 1846 vor diesen Auktionsläden Leute mit einer Fahne aufgestellt, die als Aufschrift eine Warnung der Fremden vor Ankauf von Gegenständen in denselben enthielt. Die Verkäufer hatten hierauf wegen dieser vorgeblich sie in ihrem Rechte und an ihrer Ehre kränkenden Maßregel einen Haftbefehl gegen den Bürgermeister ausgewirkt, dessen Vollzug er nur durch Bürgschaftsleistung entgehen konnte. An eine Verfolgung der Kriminalanklage dachten nun freilich die betrügerischen Verkäufer nicht weiter, aber ebensowenig vermochte der Bürgermeister schon der Kosten wegen es Jahr aus Jahr ein durchzusetzen, arglose Kaufliebhaber auf jene Weise vor Hintergehung zu warnen, und daher wird noch jetzt jenes schändliche Gewerbe ungestört fortgesetzt.

Ein anderer Fall ist folgender. Er ist zwar nicht durch Gerichtsakten belegbar; wer aber die Rechtszustände in den Vereinigten Staaten kennt, wird an seiner Wahrheit nicht zweifeln. Schon der gleich nachher erwähnte Fall dürfte geeignet sein, deshalbige Zweifel zu heben. Ein österreichischer Oberst, Graf ***, hatte bei fehlgeschlagener Hoffnung, in amerikanische Militärdienste zu treten, vor zwei Jahren in Neuyork eine Schenkwirthschaft errichtet. Eines Tages, kurze Zeit vor der Präsidentenwahl, kommt ein berüchtigter und in großem Ansehn bei seinen Genossen stehender Loafer (über die Bedeutung dieses Worts s. u. das Nähere), Deutscher von Geburt, in Gesellschaft einiger Anderer seines Gelichters zu ihm und läßt sich für sich und seine Begleiter Speisen und Getränke, endlich auch Champagner geben. Aufmerksam gemacht durch einen gegenwärtigen andern deutschen Gast, sich wegen der Zeche zu sichern, läßt der Wirth bei erneuerter Bestellung um zuvorige Berichtigung des bereits Verzehrten bitten. Hierauf stellt sich der Besteller gekränkt, prügelt den Kellner durch und zertrümmert alle in der Gaststube vorräthigen Flaschen, Gläser und sonstige Gegenstände. Andern Tags dringt der Wirth unter Beistand eines Advokaten bei dem Richter auf Schadenersatz und Bestrafung des Hausfriedensbrechers. Der Richter meinte jedoch, bei der Sache werde nicht viel herauskommen, weil der Wirth das Versehen begangen, daß er anfangs auf Borg gegeben habe. Die nachmalige Kündigung des Kredits hätte daher der Besteller als Beleidigung ansehen mögen. Um ihn aber vor Wiederholung ähnlicher Ungebühr zu sichern, wolle er ihn ermächtigen, wenn der nämliche

Loafer wieder zu ihm komme und auf sein Geheiß die Wirthsstube nicht verlasse, denselben niederzuschießen. Von Stunde an bewahrte der Wirth in dem Börte, worin die Flaschen und Gläser stehen, ein Paar geladene Pistolen. Als nun jener Störenfried wieder sich bei ihm einfand, hielt er ihm eine Pistole mit dem Verlangen entgegen, sich augenblicklich zu entfernen, dem derselbe angesichts dessen, was ihm drohte, auch nachkam.

Der vorhin gedachte, gleichfalls wegen seiner eigenthümlichen Entscheidung hervorzuhebende und insofern mit dem ebenerwähnten in Verbindung zu bringende Fall ist folgender. Der Herausgeber eines Neuyorker Schmähblattes wurde im vergangenen Jahre von einer Dame dafür, daß er sie in jenem auf das Unwürdigste beleidigt hatte, am hellen Tage, gerade um die Mittagszeit, auf der Hauptstraße in Neuyork, während die schöne Welt auf derselben lustwandelte, mit einer Hetzpeitsche auf das Jämmerlichste durchgepeitscht. Ihre Gereiztheit ging so weit, daß sie ihn Straßen weit verfolgte und ihm fortwährend mit Hieben zusetzte. Die Sache kam auf Antrag des Durchgepeitschten vor die Geschwornen, welche, da die Dame die That durchaus nicht in Abrede stellte, sie schuldig erkannten, worauf das Gericht sie zu einer Strafe von sechs Cent, der kleinsten Silbermünze in den Vereinigten Staaten, oder zwei Groschen, verurtheilte.

Kein Monat, vielleicht keine Woche vergeht, aus der nicht merkwürdige und wunderbare Entscheidungen von Straffällen sich mittheilen ließen.

Nur zu bereit sind auch im Allgemeinen die Geschwornen, das Nichtschuldig auszusprechen. Dies kam

sogar bei einem Falle vor, wo Ankläger und Richter geradezu erklärten, daß, wenn hier keine Verurtheilung eintrete, alle persönliche Sicherheit aufhören und das Leben der Bürger steter Gefahr ausgesetzt sein würde. Zwei bekannte Raufbolde, aber Amerikaner von Geburt, hatten sich nämlich eines Abends im vorletzten Winter in der Absicht, Streit herbei zu führen, in verschiedene Schenkwirthschaften begeben. Ueberall war man ihnen ausgewichen. Endlich jedoch waren sie zu einem irländischen Wirth gekommen, dessen vier Söhne ihrer Händelsucht bereitwillig entgegentraten. Die Rauferei hatte bald zur Folge, daß die beiden Gäste vor die Thür geworfen wurden. Sechs Schritte vom Hause entfernt zog hierauf der eine eine Pistole hervor und feuerte sie auf die Söhne des Wirths ab, die mit ihrer Mutter und Schwester in der Hausthür standen, wobei er einem der Brüder eine Verwundung beibrachte, die augenblicklich dessen Tod herbeiführte. Vor Gericht wurde nachgewiesen, daß die beiden Gäste schon vorher in verschiedenen Wirthshäusern Händel gesucht, in dem des Irländers ebenfalls zuerst Streit angefangen hatten. Der Richter wies am Schluß des Verfahrens darauf hin, wie häufig jetzt derartige Streite vorkämen, die jedes Mal mindestens mit einer gefährlichen Verwundung endeten, da die Händelsüchtigen meistens mit Schießwaffen versehen wären. Dennoch gaben die Geschwornen den Ausspruch von sich: es liege ein gerechtfertigter Todtschlag vor. Ob hierbei die Abneigung der Amerikaner gegen die Irländer, oder noch sonst etwas zu Grunde lag, muß natürlich dahingestellt bleiben.

Eine vernunftwidrige, nur zu oft zur Freisprechung

Schuldiger hinführende Bestimmung ist es auch, daß zur Verurtheilung Einstimmigkeit der Geschwornen erforderlich ist.

Ferner die Bestimmung, daß, wer ein Urtheil über die Schuld des Angeklagten vor der Untersuchung sich gebildet hat, nicht zum Geschwornen taugt. Da nun jedes Verbrechen, sobald es sich zugetragen, mit umständlicher Angabe der Verdachtsgründe, welche auf den Thäter fallen, in den Zeitungen veröffentlicht wird, hierbei aber jeder Leser von selbst ein Urtheil über die Schuld oder Nichtschuld des Angeschuldigten sich bildet, so kommt es, daß eine Menge als Geschworne Auserseheue jenes Umstandes wegen entlassen werden müssen. Bei einem Falle, der vieles Aufsehen erregte, war daher der Richter in der größten Verlegenheit, Geschworne zu erlangen, und beklagte deshalb öffentlich im Gerichte jene Bestimmung, weil sie in solchen Fällen dahin führe, daß nur die als Geschworne benutzt werden könnten, welche keine Zeitungen lesen, mithin völlig ungebildet und unwissend seien. Aus der nämlichen Veranlassung ereignet sich's auch wohl, daß, wenn die Geschwornenliste durch Verwerfungen erschöpft ist, durch die Gerichtsdiener die Leute auf der Straße aufgegriffen werden, um das Geschwornenamt zu versehen.

Ferner ist es in hohem Grade zu mißbilligen, daß ein Verbrecher, ausgenommen in den Fällen, worauf das Gesetz Todesstrafe verhängt, gegen geleistete Bürgschaft mittelst einer Geldsumme, deren Höhe sich nach der Größe des Verbrechens richtet, auf freie Füße kommen kann, wodurch dem Reichen Gelegenheit geboten ist, sich dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen, wäh-

rend der Unvermögende seine Freiheit verliert. Noch dazu wird es mit der Einziehung der verfallenen Bürgschaft nicht immer und unter allen Umständen streng gehalten, wenn der Verbrecher sich auf flüchtigen Fuß begibt, am wenigsten dann, wenn die Sicherheit durch Dritte bestellt ist. Auch ist es ein Uebel, daß dem Statthalter jedes Staats die unbeschränkte Uebung des Begnadigungsrechts zusteht, weil nur zu oft der schreiendste Mißbrauch damit getrieben wird. — Es ließen sich außerdem noch manche andere Gebrechen der Strafrechtspflege aufstellen. Die angeführten sind aber wohl zum Nachweis ihrer Mangelhaftigkeit mehr als hinreichend.

Keineswegs werden nun die Mängel des Rechtswesens allgemein übersehen; indessen sind es nur Einzelne, die dagegen auftreten und Verbesserungen desselben vorschlagen; was sie darüber schreiben, wird nur von Wenigen beachtet, die Masse der Bürger ist und bleibt des Glaubens, daß sich an den Rechtszuständen nichts ändern und verbessern lasse. Bei den gesetzgebenden Versammlungen finden aber dahin zielende Vorschläge kein Gehör, weil in diesen die Advokaten zu großen Einfluß üben und sich der Umgestaltung des Rechtswesens widersetzen, indem sie dabei freilich nicht gewinnen würden. Das den Advokaten dargebotene weite Feld, durch alle möglichen Ausflüchte die Prozesse in die Länge zu ziehen, die Straffälligen von Strafe frei zu erhalten, dabei die merkwürdige Leidenschaft der sonst so genauen und verschlagenen Amerikaner, Rechtshändel zu führen, obgleich selten etwas bei ihnen heraus kommt, sondern meistens beide streitende Theile der Kosten wegen den Kürzern ziehen, macht es nun auch erklärlich, wie die unendliche Zahl

von Advokaten in den Vereinigten Staaten nicht blos ein gewöhnliches, als vielmehr durchschnittlich ein reiches Einkommen genießt.

Die Vernachlässigung der Arzneiwissenschaft führt nun neben dem Mangel an tüchtigen, wissenschaftlich gebildeten Aerzten eine Menge Quacksalber herbei, die in den Zeitungen und durch Anschlagezettel an den Straßenecken ihre Universalheilmittel ausposaunen. In Deutschland würde jeder Schulknabe über die Großprahlerei, der sich Manche bedienen, spotten. In Amerika scheint es aber fast, daß die Leute, je unverschämter sie auftreten, desto mehr Zulauf finden. Es gibt unter ihnen Einzelne, die durch ihre Wundermittel größere Einnahme erlangen, als der tüchtigste Arzt. Daß durch die verkehrte Behandlung der Kranken eine Menge Menschen jährlich hingeopfert werden, leuchtet von selbst ein.

Die Folge, daß die Theologie wissenschaftliche Behandlung nicht findet, ist nun aber strenge Rechtgläubigkeit, die an dem Buchstaben der heiligen Schrift festhält, nicht ihren Geist erfaßt, und zum Aberglauben und, was noch viel schlimmer ist, zu religiöser Heuchelei hinführt. Der Gottesdienst ist großentheils mit Ablesen ganzer Kapitel aus der Bibel und langweiligen Gebeten und Gesängen zur Verherrlichung Gottes und seines eingebornen Sohnes ausgefüllt. Von der Kanzel wird, meistens mit Zugrundelegung des alten Testaments, bloße Gottesfurcht gepredigt, nur allein auf den Glauben gehalten und zu Andacht ermahnt. Liebe zu den Nebenmenschen und wahre Moralität kommt weder in den Gebeten und Gesängen, noch in den Predigten als Hauptsache in Betracht. Vornehmlich wohl ist es dem Umstande

beizumessen, daß das Einkommen der Geistlichkeit nicht durch den Staat gesichert ist, daß sie glaubt, dieses nur dadurch sich erhalten zu können, wenn sie ihre Gemeinden im Aberglauben und in der Furcht, durch Abweichung von dem einmal angenommenen, allein seligmachenden Glauben den Zorn der strafenden und rächenden Gottheit auf sich zu laden, hinhält. Dieses gelingt ihr denn auch im Allgemeinen nur zu sehr, indem trotz der im Grundgesetze gewährleisteten Religions- und Gewissensfreiheit es Niemand wagt, gegen das Treiben der Geistlichkeit öffentlich aufzutreten, freiere Ansichten über die Religion zu verbreiten. Wer solches sich herausnähme, würde von der Kanzel herab als Ketzer verschrien werden, und dieses Loos würde selbst den Verleger der Schrift treffen; dieser liefe zugleich Gefahr, alle seine Kunden zu verlieren. Ganz besonders noch sucht die Geistlichkeit ihren Einfluß durch Traktätchen zu sichern und zu verbreiten. Keine Woche vergeht, ohne daß nicht ein oder anderes in den Häusern herumgetragen oder auf der Straße den Vorübergehenden dargereicht wird. Häufig werden sie auch durch die amerikanischen frommen Vereine in deutscher Sprache verbreitet, ohne aber auf die Deutschen sonderlichen Eindruck hervorzubringen. Entweder enthalten sie Beispiele, wie Menschen, die den Glauben verleugneten, auf die furchtbarste Weise vom Schicksale verfolgt wurden, oder wie Menschen, die denselben wieder angenommen, durch Begnadigung Gottes ihren Lohn dafür empfangen haben. Auch öffentliche Plätze oder Spaziergänge werden von den Aposteln der Geistlichkeit benutzt, um Zuhörer um sich zu versammeln. Meistens sind jene solche, die von sich bekennen, früher

ein ruchloses Leben geführt, aber durch das Heil der Kirche bekehrt zu sein, den Frieden wieder gefunden zu haben, und nun andere Sündhafte auffordern, ihrem Beispiele zu folgen. Die zahlreich sich um sie scharenden Zuhörer sind großentheils solche, welche glauben, genug gethan zu haben, wenn sie der Predigt ihr Ohr leihen, um Vergebung ihrer alten Sünden zu erlangen, und dann ungescheut neue begehen.

Wie fest die Amerikaner beim Abgang religiöser Erörterungen an dem Ausspruch der Bibel hängen, möge folgender Fall nachweisen. In Gegenwart eines protestantischen Amerikaners, der Advokat und ziemlich der deutschen Sprache mächtig war und der in jeder Beziehung zu den gebildeten Amerikanern gehörte, theilte ein anderer Deutscher mir mit, daß in einem amerikanischen Blatte, das in Albany erscheint, der Professor Agassiz, der daselbst einige Zeit zuvor Vorlesungen über den Ursprung und die Beschaffenheit der Erde gehalten, heftig angegriffen sei, weil er die Behauptung aufgestellt, daß die Erde nicht auf die Weise erschaffen worden, wie solches Moses lehre. Beide gaben wir unser Befremden über diesen Angriff zu erkennen. Hierauf versetzte der Amerikaner: ob wir denn auch an der Richtigkeit der Lehre Moses zweifelten? Unsere Bemerkung, daß nicht allein wir, sondern jeder gebildete Deutsche diesen Zweifel theile, weil auf wissenschaftlichem Wege auf das Bestimmteste nachgewiesen sei, daß die Erde nicht auf die von Moses behauptete Weise geschaffen sein könne, gab nun zu weitern Erörterungen die Veranlassung, worin der Amerikaner auf das Hartnäckigste diese und andere Aussprüche der Bibel, weil auf In=

spiration beruhend, vertheidigte und sein eifriges Bedauern zu erkennen gab, daß wir von dem Glauben abwichen, was uns nothwendig zur Verdammniß hinführe. Unserer Behauptung, daß wir deswegen doch gute Menschen sein könnten, da von dem Glauben, ob auf diese oder jene Weise die Welt geschaffen sei, und an verwandte Gegenstände, die in der Bibel vorkommen, am Ende wenig abhänge, setzte er den entschiedensten Widerspruch entgegen, und seitdem trat eine merkliche Erkältung des Umgangs ein.

Wie weit aber der Unsinn der Gebräuche mancher Sekten, vor allem der, besonders unter der untern Klasse zahlreich verbreiteten Methodisten und wieder der rechtgläubigsten unter ihnen reicht, davon macht sich Niemand eine Vorstellung, der nicht Zeuge ihres Gottesdienstes gewesen ist. Man möchte, unter ihnen befindlich, eher zu der Annahme gelangen, zwischen lauter Tollhäusler gerathen zu sein, als zwischen eine Gemeinde, die aus vernünftigen Leuten bestehend, auf solche unsinnige Weise Gottesdienst übe. Sie sind die fleißigsten Kirchengänger und halten jeden Fluch für die größte Sünde. Nennt man in ihrer Gegenwart das böse Wesen, so wollen sie vor Angst auf die Knie sinken. Gleichwohl sind es eben die zu dieser Sekte Gehörenden, die im Privatverkehr am wenigsten gewissenhaft sind und sich nicht scheuen, Andere auf jede Weise zu überlisten und zu betrügen. Den Ueberspanntesten unter ihnen werden außerdem in Beziehung auf Sittlichkeit die schlimmsten Dinge nachgesagt, ähnlich wie den Muckern in Deutschland. Wohnt man ihrem Gottesdienste, besonders den berüchtigten Campmeetings bei, so muß man sich allerdings bald überzeugen, daß

die Sinnlichkeit durch denselben auf's Höchste rege gemacht wird und ihre Religiosität rein erheuchelt ist.

Daß nun bloße Heilighaltung religiöser Gebräuche, fleißiges Kirchengehen keinen vortheilhaften Einfluß auf wahre Moralität üben, bewährt sich im Allgemeinen auch bei allen übrigen Sekten. Denn eben die zu Neuengland gehörenden Staaten, wo der Sonntag vorzugsweise heilig gehalten wird, sogar das Reisen an demselben verboten ist, die Enthaltsamkeitsfreunde es dahin gebracht haben, daß in keinem Wirthshause geistige Getränke verkauft, keinerlei Spiele geübt werden dürfen und all und jede Lebensfreude abgeschnitten ist, deren Bewohner vorzugsweise mit dem Namen „Yankees" belegt werden, stehen bei den Amerikanern aller übrigen Staaten in Beziehung auf Rechtlichkeit und Zuverlässigkeit bei Handelsgeschäften im schlechtesten Rufe, und ist Jemand bei einem Handel oder sonstigen Geschäfte überlistet, so heißt es sprichwörtlich: er habe es mit einem ächten Yankee zu thun gehabt.

Fern halten sich von der unter allen Sekten mehr oder weniger verbreiteten Sittenverderbniß nur allein die Quäker. Zwar auch sie sind der Bereicherungssucht nicht fremd und viele von ihnen scheuen es sicherlich nicht, auf Kosten der Redlichkeit sich Vortheile zu verschaffen und zu bereichern. Bei ihrem zurückgezogenen und mehr auf sich selbst beschränkten Leben können sie auch auf den Fortschritt der menschlichen Gesellschaft eben nicht einwirken. Wären alle Menschen Quäker, nach Jahrhunderten würde es auf der Erde nicht viel anders aussehen als jetzt. Indessen unter ihnen herrscht die meiste Sittenreinheit. Sie lassen sich keine Verbre-

chen zu Schulden kommen, und ebenso fremd sind ihnen sinnliche Lüste. Wer sich derselben schuldig macht, wird aus der Gesellschaft ausgeschlossen. Manche erweisen sich aber auch als aufopfernde Beförderer wohlthätiger Zwecke, besonders derer, wodurch Laster und Verbrechen verhütet werden sollen.

Fast ebenso nachtheilig als die Vernachlässigung jener Fach-Wissenschaften wirkt die Hintansetzung allgemeiner wissenschaftlicher Bildung, besonders die Unkenntniß der politischen und Kulturgeschichte anderer Völker, weil sie zur Rohheit und Ueberschätzung des Werths des eignen Landes und seiner Bewohner hinführt. In allen Lehranstalten erlangt der Amerikaner nur Kenntniß seines Landes. Vor allem werden vor den Schülern die Großthaten der Voreltern in dem Unabhängigkeitskriege, die Freiheit, die sie ihren Kindern und Enkeln erworben, herausgestrichen, dann das Wachsthum sowie der blühende Zustand und die Wohlhabenheit des Landes geschildert, sogar aber die Verdienste, welche die Amerikaner um die Künste und Wissenschaften sich erworben, hervorgehoben. Es ist daher leicht erklärlich, daß der Amerikaner alle Zustände seines Landes als in höchster Vollkommenheit befindlich betrachtet und auf alles Fremde herabsieht, dasselbe wenigstens mit Gleichgültigkeit betrachtet, sobald es nicht mit dem übereinstimmt, was er von Jugend auf wahrgenommen hat. Nie, weder auf Schulen noch im reiferen Alter, weder in Zeitungen, Zeitschriften, noch in Büchern (in diesen wenigstens ebenfalls nur mit höchst seltenen Ausnahmen), wird er auf die mangelhaften Zustände seines Vaterlandes aufmerksam gemacht, um nicht den republikanischen Stolz zu verletzen; nie wird ihm vorgehalten, worin der Werth

des Menschen beruhe und wie wenig Werth an sich im Besitz von Vermögen liegt, sobald dasselbe nicht vernünftig angewandt wird, worin wahrer Lebensgenuß und Lebensfreude beruhe, ferner, worin sich wahre Freiheit und Vaterlandsliebe äußern solle, was die Amerikaner in Künsten und Wissenschaften, besonders in letztern noch zu leisten haben, um darin andern Völkern gleichzukommen, und wie sie in ihren Sitten in vielfacher Beziehung noch hinter andern Völkern zurückstehen. Statt dessen wetteifern die Zeitungen — und viel anderes lesen die Amerikaner nicht — aber auch alles, was in Amerika gedruckt wird, darin, sie in jeder Hinsicht als die erste Nation der Welt darzustellen und sie mit Lobeserhebungen und Schmeicheleien zu überschütten. Nicht nur sollen sie dieses in religiöser und sittlicher, sondern auch in jeder andern Beziehung sein, als freiheitliebendes, die höchste Freiheit genießendes, tapferes und heldenmüthiges Volk.

Es ist daher nur zu natürlich, daß die Amerikaner auch den übertriebensten Schmeicheleien ihr Ohr leihen, sie als baare Münze aufnehmen. Mochten doch die amerikanischen Zeitungen ihre Anführer im mexikanischen Kriege Alexander dem Großen und Napoleon, die von ihnen gewonnenen Siege, obgleich die Mexikaner gleich beim ersten Angriff auseinanderstoben, denen aller Jahrhunderte an die Seite stellen! Weil Niemand da ist, der sie angreifen kann, halten sie sich für unüberwindlich und glauben es mit der ganzen Welt aufnehmen zu können, ja sie halten nicht blos den amerikanischen Kontinent ihnen verfallen, sondern Viele bilden sich ein, es werde die Zeit eintreten, wo sie ihre Eroberungen nach Europa ausdehnen können. Dergleichen Uebertrei-

bungen sind unter allen Umständen an der Tagesordnung. Natürlich halten sich die gebildeten Amerikaner, vor allen die, welche Europa besucht haben, von solchen Verkehrtheiten fern; aber es ist die Masse des Volks, welche gläubig ihnen anhängt, und zu der mit Ausnahme der selbst in den höhern Schichten spärlich sich findenden Gebildeten, alle Stände und Klassen gerechnet werden müssen, dieselbe Masse, welche die Vertreter aus ihrer Mitte wählt und in den Kongreß sendet, und die nicht verfehlen würden, solche Ansichten zu verfechten, hätten hier die Gebildeten, wenn auch klein an Zahl, nicht Gelegenheit, ihre geistige Ueberlegenheit geltend zu machen.

Bringen die Zeitungen leitende Artikel über auswärtige Angelegenheiten, so zeigt sich ihre völligste Unkenntniß derselben, zugleich aber lassen sie gar leicht ächt amerikanische Hintergedanken durchblicken. So drang der Neuyorker Herald, vielleicht das gelesenste Blatt der Vereinigten Staaten, zu wiederholten Malen darauf, als der Papst bei der letzten Umwälzung aus Rom entflohen war, daß Versammlungen zur Fassung des Beschlusses veranstaltet werden möchten, ihn aufzufordern, seinen Sitz künftig nach den Vereinigten Staaten zu verlegen. Welcher Vorschub dadurch der Verbreitung des Katholizismus gewährt würde, kam nicht in Betracht, da ja die Einkünfte des Papstes diesen Nachtheil überwogen. Hätte aber die Zeitung ihren Vorschlag gar nicht ernstlich gemeint, sondern ihn nur aufgenommen, um ihren Lesern zu schmeicheln, so würde er doch belegen, welchen Unsinn die Zeitungen ihren Lesern glauben unterbreiten zu dürfen.

Leider aber tragen viele Ausländer, vor allen die Deutschen, mit dazu bei, dem Dünkel der Amerikaner

Nahrung zu geben, statt ihnen über das, was ihnen abgeht, die Augen zu öffnen. Zwar die Engländer und einzelne Franzosen sprechen sich über viele ihrer Gebrechen unumwunden aus. Indessen jene äußern sich meistens in zu gereiztem Tone und überhäufen die Amerikaner mit Spott und Verachtung. Da außerdem sichtlich Nationalhaß aus ihrem Urtheile hervorleuchtet, so wird dasselbe von den Amerikanern, wenn sie ja Kenntniß davon nehmen, was aber sicher nur höchst ausnahmsweise der Fall ist, da sie überhaupt selten Bücher lesen, am wenigsten aber solche, die ihren Vorurtheilen widersprechen, als ein befangenes betrachtet und verfehlt daher seine Wirkung. Den Franzosen dagegen mangelt es zu sehr an Gründlichkeit und Wahrheitsliebe, und in ihrem Lobe sowie im Tadel sind sie überschwänglich. Die Deutschen aber, stets nur zu geneigt, fremde Vorzüge anzuerkennen und zu überschätzen, daneben die Mängel zu übersehen, fassen bei Beurtheilung der amerikanischen Zustände fast nur die durch die Verfassung zugesicherte Freiheit ins Auge. In gerechtem Schmerz über die übermäßige Beschränkung derselben im eigenen Vaterlande und vieles Heillose in diesem, werden sie blind gegen den Mißbrauch, der mit der Freiheit getrieben wird, und gegen alle schadhaften Verhältnisse der amerikanischen Volkszustände. Wie sehr die Deutschen dazu beitragen, den amerikanischen Dünkel zu heben, wird weiter unten in dem Abschnitte, der von den Deutschen in Amerika handelt, nachgewiesen werden. Sonach ist dem Amerikaner gewissermaßen die Gelegenheit entzogen, sich selbst kennen zu lernen, wenigstens ist er von Kindheit an gewöhnt, sich derselben zu entschlagen. Die Abneigung,

irgend etwas Nachtheiliges über seine Landsleute oder selbst auch nur über sein Land zu hören, gibt er bei jeder Gelegenheit auf's Deutlichste zu erkennen. Knüpft der Amerikaner mit einem Fremden Bekanntschaft an, so ist die erste Frage, die er an diesen richtet: wie ihm das Land gefalle? Jemehr dieser dasselbe lobt, eine desto zufriedenere Miene macht der Amerikaner. Hat aber der Fremde dies und jenes an den Sitten und Gebräuchen der Einwohner auszusetzen, so entschuldigt der gebildete Amerikaner dieses damit, es sei noch ein neues Land; den weniger unterrichteten versetzt aber nicht blos dies in Staunen, sondern sogar, wenn man etwas am Klima oder Boden auszusetzen hat, da seiner Meinung nach nichts Vollkommneres sich denken läßt, als sein Land. Auf jede Weise aber sucht er die Menschen in Schutz zu nehmen, und gelingt ihm das nicht, so sucht er den Angriff dadurch zu beseitigen, daß er das geringschätzendste Urtheil über andere Länder aufstellt, indem er in diesen nur Sklaven und fast allein Verarmte wähnt, sich aber mit seiner Freiheit und der allgemeinen Wohlhabenheit seiner Mitbürger brüstet.

Durch nichts wird aber der Hochmuth der Amerikaner mehr gekränkt, als wenn ihnen in ihrem eigenen Lande die Ueberlegenheit der Ausländer in Dingen thatsächlich vor Augen gelegt wird, in denen sie wähnen, sich hervor zu thun, wenigstens dem Ausländer nicht nachzustehen. Dann verwandelt sich ihre Geringschätzung der Ausländer leicht in den erbittertsten Haß. Dies erwies sich recht auffällig, als der englische Schauspieler Macready in den größern Städten der Vereinigten Staaten Gastrollen gab. Sowie er sich besondern

Erfolgs erfreute, wurde ihm der amerikanische Bühnenheld Forest in den Schranken gegenübergestellt. An den Orten, wo jener auftrat, mußte dieser gleichzeitig in einem andern Theater spielen. Es zeigte sich jedoch bald, daß jener letztern in der Darstellung weit überragte. Hierauf nun entstand ein Federkrieg zwischen Beiden, in welchem aber ebenfalls der Engländer durch Gewandtheit und Mäßigung siegte. Als nun derselbe im Frühjahr 1849 in Neuyork aufzutreten beabsichtigte, suchte man ihn durch Drohungen davon zurückzuschrecken. Wie er jedoch um diese sich nicht weiter kümmerte und zum ersten Male die Bühne betrat, wurde er von seinen Gegnern, die aus allen Parteien und Schichten der Gesellschaft, mit Ausnahme der höhern Aristokratie, zusammengetreten waren, ausgepfiffen und mit faulen Aepfeln und Eiern geworfen. Zur Entschuldigung wurde angeführt, Forest sei bei seinem Auftreten in England Aehnliches widerfahren. Macready wollte unter diesen Umständen nicht wieder auftreten. Indessen die höhere Aristokratie, die neben den Manchen inwohnenden Kunstsinn auf jede Weise es sich angelegen sein läßt, in den Augen der Engländer als Beschützerin der schönen Künste zu erscheinen und den Vorwurf, in Amerika herrsche der Pöbel, von ihrem Vaterlande abzuwenden, und die sich deshalb Macready's ganz besonders annahm, — bestand darauf, daß er seine Rollen fortsetzen solle. Da gerade ein Whig Bürgermeister von Neuyork war, so hatte sie sich seines Einflusses und der möglichsten polizeilichen Unterstützung vergewissert. Als es nun bekannt wurde, daß Macready dem Volkswillen trotzen und von neuem auftreten wollte, wurde die Partei der

Eingebornen wüthend und entwarf den Plan, das Schauspielhaus zu stürmen. Ihr schlossen sich viele Demokraten, die nicht schon zu ihr gehörten, aus Haß gegen den Bürgermeister an. Obgleich nun die Aristokraten beim Wiederauftreten Macready's, das einige Abende nachher erfolgte, fast alle Plätze im Schauspielhause belegt hatten und eine Menge Polizeidiener in Bereitschaft gehalten waren, um die Ruhe aufrecht zu erhalten, erfolgten dennoch gleich beim Beginn des Stücks dieselben ärgerlichen Auftritte, wie am ersten Abend. Sie hatten die Abführung der Ruhestörer und ihre Beisperrung in einem der innern Räume zur Folge. Hier nun versuchten diese es, das Haus in Brand zu stecken. Während dieses im Innern des Hauses vorfiel, hatte eine große Menschenmenge, die jeden Augenblick sich mehrte, von Außen dasselbe angegriffen, nachdem sie die vor demselben befindliche Polizeimannschaft vertrieben hatte. In der Nähe desselben befindliche, zur Erbauung eines Hauses bestimmte Backsteine wurden in Masse in die Fenster geschleudert. Niemand, der sich im Hause befand, war ferner seines Lebens sicher, da die schweren kantigen Steine nicht blos zwischen die Zuschauer, sondern selbst auf die Bühne fielen. Ja die von Außen suchten sogar die Thüren des Hauses mit Gewalt zu erbrechen. Wäre ihnen dieses gelungen, jeder in demselben Befindliche würde der fürchterlichsten Mißhandlung ausgesetzt gewesen, Macready aber schwerlich mit dem Leben davon gekommen sein. Die Polizei, so stark sie vertreten war, konnte nichts gegen die wüthende Menge ausrichten. Der Bürgermeister, im Voraus von dem unterrichtet, was den Abend bevorstehe, hatte inmittelst außer der

Polizeimannschaft mehre auserwählte Kompagnien der Miliz, meistens Deutsche, in Bereitschaft gehalten und, als der Sturm erfolgte, heran rücken lassen. Die zuerst erschienene Kavallerie konnte jedoch nichts ausrichten, da auch sie mit Backsteinen empfangen wurde. Sie mußte, nachdem viele Menschen und Pferde schwer verletzt waren, umkehren. Die darauf angelangte Infanterie wußte zunächst die Stürmenden von dem Hause zu verdrängen und die Thüren zu besetzen. Indessen nicht lange währte es, so wurde auch sie mit Backsteinen angefallen. Wiederholte gütliche Aufforderungen, hiervon abzulassen und nicht weiter die Ruhe zu stören, wurden mit Hohn und ferneren Steinwürfen beantwortet. Da endlich ließ der befehlende Offizier, der sich fortan sogar im Zustande der Nothwehr befand, mit Zustimmung der städtischen Obrigkeit auf die Stürmenden Feuer geben. Die erste Lage fruchtete jedoch nichts, im Gegentheile wurden die Angreifer jetzt nur um so wüthender. Indessen die zweite Lage half. Die Elenden flüchteten nach allen Seiten und so wurden die Belagerten aus ihrer Haft und von ihrer Todesangst, in der sie so lange Zeit geschwebt, befreit. Einige zwanzig Todte und einige siebenzig zum Theil sogar schwer Verwundete, von denen noch mehre in den folgenden Tagen starben, kamen schon nächsten Tags zur Kenntniß der Obrigkeit. Viele leicht Verwundete mochten sich aber vielleicht nicht einmal kundgegeben haben. Durch dieses durchaus gerechtfertigte Verhalten der Obrigkeit wurde aber die Partei der Eingebornen vollends rasend. Der nächste Abend wurde zu allgemeiner Volksversammlung ausgesetzt und eine große Zahl ging damit um, das Zeughaus zu stürmen, der Kanonen sich

zu bemächtigen und dann auf die Häuser der Obrigkeit, sowie der hervorragendsten Aristokraten, Angriffe zu unternehmen und auf jede Weise sich an ihnen zu rächen. Die Obrigkeit ihrer Seits hatte für den Abend die gesammte Miliz entboten. Allein sie zeigte sich nur zu einem geringen Theile bereit, an dem Kampfe sich zu betheiligen. Nur die deutschen Milizkompagnien erschienen vollzählig und bereit, den Kampf wieder aufzunehmen. Ein Theil derselben besetzte das Zeughaus und hielt die mit Kartätschen geladenen Kanonen in Bereitschaft, um mit ihnen die Angreifer zu empfangen. Andere wurden nach den bedrohtesten Punkten beordert. Da die Abends zusammengetretene, auf dreißigtausend Köpfe angeschlagene Volksmenge sich sagen mochte, was es kosten werde, das Zeughaus anzugreifen, so unterblieb nicht nur dieser Angriff, sondern auch jede sonstige erheblichere Gewaltsamkeit. Den darauf folgenden Tag schon ging fast Jeder wieder seinen Geschäften nach und die frühere Aufregung hatte sich beinahe ganz gelegt. Nur die meisten Zeitungen setzten lange Zeit des Ereignisses wegen die erbittertsten und boshaftesten Angriffe gegen die Obrigkeit fort und bestanden darauf, daß sie in Anklagezustand versetzt würde, was jedoch keinen weitern Erfolg hatte. Ebensowenig aber wurden die Rädelsführer dieser Begebenheit weiter verfolgt. Macready aber mußte, nachdem er sich Tage lang verborgen gehalten, verkleidet aus Neuyork fliehen und möglichst im Geheimen von Boston aus seine Rückreise nach England antreten. — So endete dieser durch Eifersucht auf einen englischen Schauspieler hervorgerufene blutige Aufruhr, dessen Ausgang am zweiten Tage wahrlich nicht ab-

zusehen gewesen wäre, hätten nicht die Deutschen der Obrigkeit ihren Schutz verliehen.

Wenn nun dieser Vorfall beweist, bis zu welcher Höhe die auf Selbstüberhebung sich gründende National-Empfindlichkeit der Amerikaner sich steigern kann, wie sie alle, selbst die untern Schichten der Gesellschaft durchdringt, so mag es auch nicht befremden, wenn bei all und jeder Gelegenheit ihr nur zu oft mit Anmaßung gepaarter Dünkel sich zu erkennen gibt, beim Tagelöhner und Bauer sowohl, als beim reichen Kaufmann, Fabrikanten und Gutsbesitzer. Je unwissender und ungebildeter der Amerikaner ist und je weniger er mit Ausländern in Verkehr kommt, desto schroffer tritt sein Dünkel hervor, desto weniger kennt er Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit. Am unerträglichsten erscheint er aber bei den jungen Leuten, denen noch alle Lebenserfahrung abgeht. Nicht leicht kann man ein hochmüthigeres Wesen treffen, als das eines jungen Amerikaners zwischen sechzehn und zwanzig Jahren, der eben eine höhere Bildungsanstalt verlassen hat und nun in sich den künftigen Senator oder gar Präsidenten erblickt, obgleich er kaum die Schulbildung eines deutschen Tertianers besitzt, bringt man nicht die Kenntniß seines eigenen Landes in Anschlag, die freilich dem Deutschen in Beziehung auf sein Vaterland oft noch in reiferem Alter mangelt.

Die unausbleibliche Folge davon, daß die Amerikaner allgemeine Bildung vernachlässigen, sich um die Zustände anderer Völker nicht kümmern, ist nun aber auch, daß sie in der sie zunächst angehenden politischen Kultur, in der Politik ihres eigenen Landes, sobald sie über den Handel und die Scholle, die sie bewohnen, hinaus geht,

im Allgemeinen sehr zurück sind. Zwar gibt es vielleicht nur sehr wenige Amerikaner, die nicht das Grundgesetz Wort für Wort kennten. Richtige Begriffe von den in demselben enthaltenen Bestimmungen, vorzüglich von der darin gewährleisteten Freiheit sind dagegen desto seltener, vielmehr sind darüber die unklarsten und schädlichsten Begriffe im Umlauf, wie sich dies aus den beiden letzten Abschnitten ergeben wird.

Aber auch das gesammte Parteigetriebe gibt von der mangelnden politischen Aufklärung Zeugniß. Die wenigsten derer, die zu einer der beiden Parteien, der Whigs oder Demokraten, sich schlagen, werden sich des Grundes klar bewußt sein, weshalb sie dieses thun; ebenso Wenige erkennen und übersehen die Mängel, die ihrer eigenen Partei ankleben, und was dem Allgemeinen Noth thue, sondern sie folgen blindlings den Führern der Partei, der sie sich einmal angeschlossen haben. Am meisten tragen dazu die Zeitungen bei. Fast ohne Ausnahme sind diese Parteiblätter, die sich nur mit dem von ihrer Partei verfolgten Ziele beschäftigen, alles von derselben Ausgehende beschönigen, die andere Partei aber mit Erbitterung und Hohn und nicht selten mit Entstellung ihrer Pläne angreifen. Die nicht geradezu Parteiblätter sind, tragen den Mantel auf beiden Schultern, und keine sucht sich das Verdienst zu erwerben, die Schwächen der Grundsätze beider Parteien und ihres Getriebes, sowie was dem Allgemeinen frommt, freimüthig darzulegen.

Nun lesen aber die Amerikaner beinahe nur die ihrer Partei angehörenden Zeitungen. Ebenso besuchen sie nur die Versammlungen, die von ihrer Partei veranstaltet werden. Ihr Urtheil wird daher ein einseitiges und befan-

genes. Lesen sie einmal ein der gegenseitigen Partei zugehöriges Blatt, oder besuchen sie eine Versammlung ihrer politischen Widersacher, so macht die darin ausgesprochene, ihrer einmaligen Ansicht zuwiderlaufende nur geringen Eindruck auf sie, instinktmäßig bleiben sie kalt dabei. An eignes Urtheil ist sicher nur bei Wenigen zu denken.

Um das Ausland bekümmern sich die amerikanischen Zeitungen, sofern es nicht den Handel angeht, oder sobald nicht die Interessen der Vereinigten Staaten dabei ins Spiel kommen, wie es bei Kanada, Mexiko und Kuba der Fall ist, nur höchst oberflächlich. Am meisten beschäftigen sie sich noch mit England und Frankreich. Ueber Deutschland kommt nur sehr Weniges darin vor. Niemand würde im Stande sein, ein nur einigermaßen umfassendes Bild über die Zustände Deutschlands aus allen amerikanischen Zeitungen zusammen genommen sich zu entwerfen. Sie liefern nichts, als kurze Mittheilungen von Begebenheiten, ohne Zusammenhang. Wodurch sie herbeigeführt sind, das muß der Leser errathen. Enthalten auch die angeseheneren Zeitungen mitunter eigene Korrespondenz-Nachrichten aus Europa, so sind diese doch keineswegs übersichtlich und unbefangen, vielmehr für ihren Zweck berechnet. Beim besten Willen würde daher Niemand aus amerikanischen Zeitungen sich politische Kenntniß und Bildung verschaffen können.

Sich absperrend gegen ernstere, wissenschaftliche Studien, beschäftigen sich die Amerikaner, außer mit den Zeitungen, mit Lesen von Romanen, Novellen und kurzen Erzählungen, diese häufig moralischen, oder eigentlich mehr orthodox-religiösen Inhalts. Vorzugsweise jedoch sucht

das weibliche Geschlecht hierin seine Unterhaltung. Viele der Romane und Erzählungen haben Amerikaner zu Verfassern, die meisten dagegen Engländer, Franzosen und Deutsche. Selten werden die der Deutschen und Franzosen in der Ursprache gelesen, sondern meistens in Uebersetzungen. Die deutschen Romane sind im Allgemeinen wenig bekannt und mehr nur unter den Gebildeten, die ihnen dann aber weit den Vorzug vor den französischen einräumen. Noch beliebter als Romane sind bei den Amerikanern kurze Erzählungen, und da stehen denn bei Kennern die deutschen an der Spitze. Ein mir befreundeter amerikanischer Arzt, der sich viel mit Uebersetzen aus dem Deutschen ins Englische beschäftigte und sich rühmte, außer Schiller und Goethe auch die Jean Paul'schen Werke gelesen und völlig begriffen zu haben, hob besonders die Auerbach'schen Dorfgeschichten als die musterhaftesten Erzählungen hervor und versicherte mir, daß auch ihre Uebersetzungen den größten Beifall fänden. Seine Erkundigung: ob ein neuer Band derselben erschienen sei, konnte ich nicht mit Gewißheit beantworten. Dagegen erbot ich mich, ihm einige Bände einer in Darmstadt erschienenen Wochenschrift, die ebenfalls kurze Erzählungen enthalte, zu leihen. Als er sie mir wieder zustellte, sprach er seine Verwunderung aus, daß er diese Wochenschrift weder in deutschen Büchern, noch gesprächsweise mit Deutschen erwähnt gefunden. Vielleicht, erwiederte ich, rühre dies daher, daß jedes einzelne deutsche Land, ja fast jede deutsche Provinz dergleichen lehrreiche und nützliche Schriften aufzuweisen habe, sie auch mehr nur unter Bürgern und Bauern Verbreitung fänden. Nun, meinte er, könne er sich erklären, weshalb in

Deutschland Bildung und Gesittung so verbreitet wären. Schade nur, daß zu solcher Erkenntniß so wenige Amerikaner gelangen!

Vereinzelt finden indessen auch andere deutsche Geisteserzeugnisse bei Amerikanern Anerkennung. So traf ich in Albany einen Amerikaner, dessen ich hier noch nicht gedacht habe, mit Lesen von Rottecks Weltgeschichte beschäftigt. Er versicherte: dies sei das vortrefflichste Buch, das er kenne, er lese solches gegenwärtig zum zweiten Male. Auf meine Bemerkung, wir besäßen noch andere Geschichtswerke, die ihn nicht weniger anziehen würden, erwiederte er: sein Vorsatz sei, künftig zu seiner Belehrung und Unterhaltung nur deutsche Geschichtsbücher zu lesen. Er war aber seiner Versicherung nach, auch wie ich glaube mit Bestimmtheit annehmen zu können, der einzige Amerikaner daselbst, der mit ernster deutscher Literatur sich befaßte. Dies beklagte er besonders deshalb, weil er genöthigt sei, alle deutschen Werke für sich allein anzuschaffen. Die sonstigen wenigen, mit deutscher Literatur dort sich Beschäftigenden beschränkten entweder sich auf das Lesen von Schiller und Göthe, oder auch wohl nur auf englische Uebersetzungen derselben.

---

3. Die Gesittung.

Auch auf die *Gesittung* äußert der Handelsgeist den nachtheiligsten Einfluß. In dem vorigen Abschnitte ist bereits gezeigt, wie die durch den Handelsgeist her-

beigeführte Vernachlässigung der Wissenschaften auf das strenge Festhalten am Glauben hinwirke, religiöse Bildung und Aufklärung hindere, wie dadurch wieder die christliche Moral zur Nebensache gemacht und Heuchelei sowie Sittenverderbniß befördert wird. Falsch verstandenem religiösen Eifer ist es nun auch beizumessen, wenn Sittlichkeit durch Gesetze erzwungen werden soll, der Heuchelei, wenn sie, nachdem der religiösen Verpflichtung äußerlich Genüge geleistet ist, sich über das Sittengesetz heimlich oder mehr oder weniger unverhohlen hinwegsetzen zu können glaubt. — Selbst in den Landestheilen, wo das Gesetz den Verkauf geistiger Getränke streng untersagt, ist es bekannt genug, in welchen Häusern in abgelegenen, vielleicht im Hintergebäude befindlichen Stuben geistige Getränke zu haben sind. — Glücksspiele, also auch gewöhnliche Kartenspiele, als Whist, Lhombre, ja streng genommen selbst Billard und Kegelspiel, gelten für sündhaft und sind verboten. Jedermann in Neuyork und an andern Orten sind aber die Häuser bekannt, wo die gefährlichsten Hazardspiele getrieben werden. Der Verkauf unsittlicher Bücher und Kupferwerke ist an allen Orten streng verboten. Aus dem Grunde weigerte sich der Zollbeamte in Neuyork, welcher eine von Deutschland aus an mich gesandte Kiste mit Büchern nachzusehen hatte, das Heft der Hogarth'schen Kupferstiche, in welchem die Vorbereitung einer Schauspielergesellschaft zu einer Vorstellung dargestellt ist, weil dasselbe Anstößiges enthalte, mir verabfolgen zu lassen. Nur auf die Versicherung hin, daß ich dasselbe lediglich zu meinem Gebrauche benutzen wolle, ließ er es mir nach längerem Bedenken verabfolgen. Gleichwohl

werden die unsittlichsten Geschichten durch Herumträger, wenn auch mit einer gewissen Vorsicht, auf den Straßen feilgeboten; selten, daß ein Verleger oder Verkäufer solcher schmutziger und sittenverderbender Schriften zur Verantwortung gezogen wird. — Die strengste Wachsamkeit soll gegen Buhldirnen geübt werden. Dennoch gibt es in Neuyork, Philadelphia und Baltimore, wie sich von großen Handelsstädten und bei der großen Zahl lediger Amerikaner kaum anders erwarten läßt, ganze Bezirke, die nur allein von ihnen bewohnt werden. Die Folge des polizeilichen Verbots dieser Klasse von Frauenzimmern und daß sie nicht unter polizeilicher Aufsicht stehen, ist nun, daß heimliche Krankheiten auf's Aeußerste verbreitet sind. Da nun viele Aerzte oder Menschen, die sich für Aerzte ausgeben, ohne dieses zu sein, in den Zeitungen Mittel zur Heilung dieser Krankheiten ausposaunen, die die völligste Untergrabung der Gesundheit nach sich ziehen, so ist jenes Verbot von doppelt unheilvollem Einfluß.

Alle jene polizeilichen Verbote müssen sich noch um so unwirksamer zeigen, als der Grundsatz besteht, daß die Polizei, sowie auch der Richter, nie von Amtswegen einschreitet, sondern nur auf erfolgtes Anrufen Betheiligter. Das Einschreiten von Amtswegen wird als Eingriff in die Freiheit angesehen. Indessen wird jener unter Umständen wahrhaft unvernünftige Grundsatz von der Polizei jetzt nicht mehr streng beobachtet, wenigstens nicht bei stattgehabten oder drohenden Verbrechen.

Keineswegs aber hat, wie sich leicht denken läßt, die Sittenverderbniß bei Ueberschreitung polizeilicher Verbote ihr Bewenden, sondern sie äußert sich auch da, wo die Umstände

ihr entgegentreten, durch grobe und frevelhafte Verletzungen der Strafgesetze, wenn mithin diesen keinerlei äußere Entschuldigungsgründe zur Seite stehen. Während in den europäischen Staaten meistens Mangel an Schulunterricht und Gelegenheit zu Verdienst zu Verbrechen hinführt, hier aber Niemand eine solche Entschuldigung für sich anzuführen vermag, indem die Freischulen Jedem geöffnet sind und Niemandem es an Gelegenheit zum Erwerb gebricht, werden dennoch vielleicht in keinem Lande der Welt im Verhältniß zur Einwohnerzahl so viele Verbrechen verübt, als in den Vereinigten Staaten. Man ist erstaunt über die große Zahl mannichfaltiger Verbrechen, die jeden Tag die Zeitungen berichten, und wie viele mögen nicht außerdem dem Tageslichte verborgen bleiben?

Auf dem Lande und in den kleinern Städten kommen zwar Verbrechen gegen das Eigenthum jetzt noch selten vor, desto häufiger aber in den größern Städten. Sehr oft werden in diesen Diebstähle und Betrügereien auf die allerverschmitzteste Weise verübt und, was jedenfalls das übelste Licht verbreitet, nicht selten von Solchen, die den höhern Ständen angehören, eine gute Erziehung genossen haben, auch nichts weniger als durch Noth dazu angetrieben werden, sondern die lediglich darauf ausgehen, in Unthätigkeit ein genußreiches und verschwenderisches Leben zu führen, oder übermäßigen Aufwand zu treiben. Vielleicht ist es für manche Auswanderer von Nutzen, wenn ich einige Beispiele von Gaunereien, wie sie so häufig vorkommen, anführe. — Ein dem Anscheine nach den geringern Ständen angehörender Amerikaner, der gebrochen deutsch spricht, läßt sich mit zwei deutschen Matrosen, die in Neuyork über die Straße gehen, in Unter-

haltung ein. Kaum sind sie einige Schritte zusammen gegangen, als der Amerikaner sich umdreht und die Matrosen auf den Ruf eines vornehm gekleideten Herrn aufmerksam macht, der mit der Hand auf eine auf der Straße liegende Brieftasche, wie sie in Amerika zur Aufbewahrung des Papiergeldes gebräuchlich sind, hinweist und die Vermuthung andeutet, einer der Matrosen habe selbige fallen lassen. Diese, im Bewußtsein, solche nicht verloren zu haben, wollen weiter gehen, als ihr Begleiter sie ermuntert, sie möchten von dem Irrthume des Herrn Nutzen ziehen und die Geldtasche an sich nehmen. Wie sie auf denselben zugehen wollen, kommt er ihnen schon mit dem Funde entgegen und gibt durch Zeichen zu erkennen, daß ihm eine Belohnung gebühre. Der Begleiter hält jedoch dafür, daß erst die Matrosen sich überzeugen mögen, wie viel Geld in der Tasche verborgen sei. Es zeigt sich, daß 4 Zehndollarscheine darin sind. Auf die Frage der Matrosen, wie viel Fundgeld sie wohl geben müßten, meint ihr Begleiter, doch wohl fünf Dollar. Dies setzt die Matrosen in Verlegenheit, da sie so viel baares Geld nicht bei sich haben. Indessen legen sie zusammen, was sie an Baarschaft mit sich führen, ungefähr zwei Dollar, und überreichen dies dem Herrn, der sich das Ansehen gibt, als sei er mit der Belohnung nicht zufrieden, doch aber das Dargereichte annimmt. Als nun die Matrosen hiernächst, um sich des so wohlfeil Erworbenen zu erfreuen, in ein Bierhaus sich begeben und mit einem der Zehndollarscheine die Zeche berichtigen wollen, sieht der Wirth augenblicklich, daß der Schein falsch ist. Ebenso waren es die drei übrigen. Mit genauer Noth entgehen sie

nun der Verhaftung wegen versuchter Ausgabe falschen Geldes und nur dadurch, daß der eine Matrose als Bürge zurück bleibt, während der andere nach dem Schiffe eilt, um das benöthigte Geld zur Berichtigung der Zeche herbei zu holen. — Ein anderer Fall. Einem Bauer aus dem Innern schließt sich beim Weggehen aus einem Auktionsladen in Neuyork, in welchem er eine silberne Uhr gekauft und den Besitz mehrern Geldes gezeigt hat, ein anständig gekleideter Herr an, der ihn, als sie in die Nähe des Parks kommen, einladet, sich mit ihm in denselben zu begeben und dort auf einer Bank etwas niederzulassen. Als sie da einige Zeit verweilt haben, kommt ein wohlgekleideter Herr angestürzt und erbietet sich, dem Begleiter die goldne Uhr mit Kette, derer wegen sie schon den Morgen in Handel gestanden, jetzt für achtzig Dollar zu lassen. Der Begleiter bleibt indessen mit anscheinender völliger Gemüthsruhe dabei, er gebe für sie nicht mehr als fünfundsiebenzig Dollar. Nun, es möge sein, erwiedert der Verkäufer, aber das Geld müsse er augenblicklich haben, weil in ein paar Minuten das Dampfschiff, mit dem er nach Charleston reisen wolle, abgehe und er keine Zeit zu verlieren habe. Dieses setze ihn in Verlegenheit, behauptet der Käufer, weil er blos dreißig Dollar bei sich habe. Indessen meint er, der Herr vom Lande werde wohl so gefällig sein, ihm die fehlenden fünfundvierzig Dollar vorzustrecken, wenn er dafür die Uhr mit Kette als Pfand in Händen behalte. Sie wollten zusammen gleich nach seinem Hause gehen, wo er die Uhr einlösen werde. Der Bauer ist ohne Weiteres bereit, gegen Empfangnahme der Uhr das Geld vorzustrecken. Er wird nun von dem Käufer nach

einem Gasthause geführt und angewiesen, so lange unten in der Gaststube zu verweilen, bis er das Geld aus seinem Zimmer herunter geholt haben werde. Der Bauer wartet eine Weile nach der andern, aber der Käufer der Uhr kommt nicht wieder. Als er sich nach dem Herrn erkundigt, dessen Namen er während des Handels erfahren, heißt es, der wohne gar nicht im Hause. Um sich zu vergewissern, ob er durch die Uhr wegen seines Darlehns gesichert sei, begibt er sich zu einem Uhrmacher und erfährt da zu seinem größten Schrecken, daß die Uhr weder von Gold noch auch nur zum Aufziehen geeignet, mithin gar nichts werth sei. — Einige Tage nach diesem Streiche hätten dieselben Gauner unter fast gleichen Umständen einen amerikanischen Untersteuermann angeführt. Dieser aber hatte von früh Morgens bis spät Abends die Straßen Neuyorks durchstöbert und war so glücklich gewesen, dem einen Gauner zu begegnen und seine Verhaftung zu bewirken. — Ich habe diese Fälle des Nachweises wegen erwähnt, daß es in der Regel wohlgekleidete und anscheinend anständige Menschen sind, welche die Gaunereien üben, auch daß sie meistens von mehren unter einander Einverstandenen ausgehen, von denen man nicht erwarten sollte, daß sie in irgend einer Verbindung zusammen stehen. Zugleich bewahrt sie der kalte und verschlossene amerikanische Charakter davor, daß sie die mindeste Verlegenheit durchblicken lassen, sich im Allerentferntesten verrathen.

Ganz besondere Vorsicht ist gegen die Taschendiebe, die s. g. pickpockets, anzuwenden. Ebenfalls sind es vornehm gekleidete Herren und Damen, die dies Handwerk in Omnibus, Kauf- und Auktionsläden, auf Markt-

plätzen, bei Beendigung des Theaters und überall, wo Gedränge stattfindet, üben.

Einbrüche und Beraubungen werden in größern Städten und in der Nähe derselben oftmals auf die frechste Weise begangen. Auch Nachmachung von Banknoten, Falschmünzerei und Meineid sind häufig vorkommende Verbrechen.

Eines der am allerhäufigsten wiederkehrenden ist Brandstiftung, und dadurch zeichnet sich Amerika auf eine auffallende Weise, vielleicht vor allen andern Ländern, die Türkei etwa abgerechnet, aus. In den größern Städten vergeht kein Tag, an dem nicht die Feuerglocke ein oder mehre Male erschallte, die durch die Zahl der einzelnen Schläge nachweist, in welchem Stadtbezirke das Feuer ausgebrochen ist. Die Feuerwächter kennen so genau die Grenzen der einzelnen Stadtbezirke, daß sie selbst zur Nachtzeit genau die Gegend mittelst der Glocke andeuten, wo Hülfe erforderlich ist. Mag immerhin ein großer Theil der Feuersbrünste durch Fahrlässigkeit, sowie dadurch entstehen, daß — weil nach dasigen Begriffen von Freiheit Jedem gestattet ist, sein Grundstück nach Belieben zu benutzen — viele feuergefährliche Fabriken und sonstige Anlagen mitten in den Städten zwischen den Wohnhäusern sich befinden. Allein ebenso gewiß ist, daß der größte Theil der Brände durch absichtliche Anlegung herbeigeführt wird. Am allerunzweideutigsten erweist sich dies bei den vielen kurz vor dem ersten Mai (der Zeit, wo die Miethverträge der Häuser zu Ende laufen, indem diese stets auf ein Jahr, vom ersten Mai bis letzten April des nächsten Jahres, abgeschlossen werden) ausbrechenden Feuern, denen nichts anderes zu Grunde

liegt, als daß der Miether der Verpflichtung, die rückständige Miethe zu entrichten, überhoben wird. Hohe Versicherungen der Gebäude oder des beweglichen Vermögens sind ebenso oft Entstehungsursache der Brände. Sie werden aber auch durch den Pöbel herbeigeführt, damit er Gelegenheit zum Stehlen erhalte, wie denn auch, was kaum glaublich erscheint, damit er seine Belustigung daran finde. In Baltimore darf kein Haus auch nur eine Nacht unbewohnt gelassen werden, ohne daß nicht der Eigenthümer Gefahr läuft, daß dasselbe in Brand gesteckt wird. Schon bei Knaben äußert sich das Gefallen am Feuer auf höchst befremdende Weise, indem sie alte Tonnen oder sonstiges altes Holz zur Abendzeit mitten in der Stadt auf öffentlichen Plätzen oder den Straßen zusammentragen und anzünden, selbst bei heftigem Winde, wenn also sogar es ihnen nicht entgehen kann, daß wirkliche Feuersgefahr sich damit verbinde. Kein Mensch bekümmert sich darum, ja selbst Erwachsene verweilen dabei und finden ihre Freude daran. Besonders wird man dies in Baltimore gewahr; in Philadelphia und Neuyork nur in abgelegenern Straßen. Endlich aber noch dienen die Feuersbrünste den Parteien, die sich unter den Loafern gebildet haben, als Gelegenheit, über einander herzufallen. In Philadelphia und Baltimore ist dieser Zweck gar nicht selten Entstehungsursache der Feuer. Die so sehr häufig vorkommenden Brände, in Verbindung mit der auf Brandstiftung angedrohten Strafe des Hängens, veranlassen nun, daß die stattgehabten Feuer nur höchst oberflächlich untersucht werden, Brandstiftungen daher so gut als gar nicht ans Tageslicht kommen und ebendeshalb ungescheut verübt werden.

Inzwischen mögen alle diese Verbrechen, sowie die außerdem oft genug verübten, als Entführung, Vielweiberei und das S. 57 berührte, ja selbst Morde — in den Städten häufig aus Gewinnsucht, auf dem Lande aus Jähzorn, am meisten aber als Folge von Raufereien — sobald sie in allen Schichten der Gesellschaft vorkommen, noch so sehr auf Sittenverderbniß hinweisen, sie bleiben ein nie ganz auszurottendes Uebel, wären sie auch hier einerseits als Folge noch mangelnder Kultur, andererseits als Folge des mit steigendem Luxus eintretenden Verfalls der Gesittung anzusehen. Es genügt, wenn sie gesetzlich geahndet werden und nur keine Nachsicht geübt wird, und ist daher von ihnen hier nicht eigentlich die Rede. *) Weit unheilvoller ist es, wenn unrechtliche

*) Es mag jedoch hier bemerkt werden, daß jene Verbrechen, und vorzüglich die gegen das Eigenthum gerichteten, keineswegs vorzugsweise von den Eingewanderten verübt werden, wie die Amerikaner gern glauben machen wollen und wie man in Deutschland anzunehmen geneigt ist, wenn man erwägt, wie viele Taugenichtse ihr Vaterland aufgeben, um in den Vereinigten Staaten ihr Treiben fortzusetzen, sondern selten hört man, daß Einwanderer, namentlich deutsche, hier einen Diebstahl oder Betrug, oder gar einen Mord begangen haben, schon weil sie mit den dasigen Verhältnissen zu unbekannt sind. Da außerdem der Verdienst verhältnißmäßig leicht, derselbe auch keinem Eingewanderten, hätte er in seinem Vaterlande noch so schlechten Ruf genossen, verschlossen ist, so möchte es nicht selten sich zutragen, daß solche verderbte Menschen zu einem bessern Leben zurückkehren. So unter Andern kenne ich einen Deutschen, der in seinem Vaterlande oft im Zuchthause gesessen hatte und dem das Stehlen zur andern Natur geworden zu sein schien, der deshalb auf Staatskosten die Mittel zur Ueber-

Handlungen, auf die das Strafgesetz in seiner mangelhaften Fassung sich nicht ausdehnt, oder die gar Rücksichten halber nicht vor den Richterstuhl gezogen werden, nicht mindestens mit der gebührenden Verachtung bestraft werden, wenn namentlich nicht danach gefragt wird, wie Jemand Verdienst erlangt, sein Vermögen erworben, ob auf recht- oder unrechtmäßige Weise, wenn blos die einfache Thatsache genügt, daß Jemand durch sein Amt oder Geschäft, gleichviel welcher Art es ist, vieles Geld verdient und Aussicht hat, reich zu werden, oder dadurch schon reich geworden ist, wenn dies genügend ist, um ihm zu Ansehn zu verhelfen. Es soll nicht hervorgehoben und besonderes Gewicht darauf gelegt werden, wie viele Menschen ihren Reichthum von dem Mißbrauche herschreiben, daß sie, heimlich begünstigt vom Kongreß,

---

fahrt nach Amerika erhielt und jetzt in Neuyork unter angenommenem fremden Namen (was, beiläufig bemerkt, jedem Eingewanderten frei steht, er darf aber den einmal dort angenommenen Namen nicht wieder aufgeben) ein angesehener Handwerker ist. Vielmehr möchten die Verbrechen, welche Deutsche sich hier zu Schulden kommen lassen, meistens von solchen begangen werden, die in Deutschland sich in bessern Verhältnissen befunden, hier ihr Fortkommen nicht gefunden haben, zurückgekommen und endlich ganz gesunken sind. Die größte Zahl von Verbrechen wird dagegen ohne Frage von Eingebornen, von Farbigen, aber auch wohl von Irländern begangen. Doch wird eine Schändlichkeit, der Deutsche sich gegen Deutsche schuldig machen und die nicht minder verabscheuenswerth, als offenbarer Diebstahl und Betrug ist, hier aber keiner weitern Ahndung unterliegt, sei es, weil das Gesetz sie nicht mit Strafe bedroht, oder die Richter zu lässig sind, gegen sie einzuschreiten, unten berührt werden.

in entfernten Gegenden große Landstrecken zu Spottpreisen kauften, das Kaufgeld ohne Verzinsung rückständig blieben und abwarteten, daß die Niederlassung sich nach jenen Gegenden ausdehnte, wo sie dann um mehre Hundert Prozent das Land losschlugen. — Was aber soll man davon halten, wenn Leute Banken, Eisenbahnen, Kanäle, Fabriken und andere Handelsunternehmungen auf Aktien vorschlugen, Einzahlungen auf Abschlag entgegennahmen und entweder den Aktionären das leere Nachsehen ließen, oder durch Empfangnahme übermäßiger Zahlungen oder auf sonstige Weise sie übervortheilten, und sie weder Strafe noch Verachtung trifft.

Ein sehr häufig benutztes Mittel, reich zu werden, ist auch der künstliche Bankerott. Nicht selten hört man daher, der oder jener Vermögende habe schon so und so oft Konkurs gemacht, sei aber immer reicher daraus hervorgegangen. Ueberhaupt schadet Konkurs in den Augen der Leute nicht, sobald nur der Bankerottirer nicht verarmt, sondern bei Vermögen bleibt. —

Ein bei weitem noch schlimmeres Licht verbreitet es aber, wenn auch öffentliche Beamte ihr Amt zu unrechtmäßigem Erwerbe benutzen, und wenn dessen sich nicht blos Einzelne schuldig machen, sondern wenn — welcher Fall während meines Aufenthaltes in Amerika zur Sprache kam — sogar eine lange Reihe von Jahren hindurch die verschiedenen auf einander folgenden Inhaber eines Amts, gleichviel zu welcher Partei die Nachfolger gehörten, ob zu den Whigs oder Demokraten, mit den ihnen anvertrauten öffentlichen Geldern den ärgsten Mißbrauch getrieben und dadurch großes Vermögen sich erworben haben.

Nichts Unerhörtes ist es daher, sondern leider

nur zu oft kommt es zur Sprache, daß die Staats- und Gemeindebeamten bei den öffentlichen Unternehmungen, die auf Staats- oder Gemeindekosten geschehen, z. B. bei der Erbauung öffentlicher Gebäude, bei der Anlage von Wasserleitungen, Kanälen und Brücken, ihr Schäfchen geschoren, oder daß sie zu gleichem Zwecke durchaus unnöthige oder übermäßig prachtvolle Anlagen unternommen haben.

Ungeheure Summen werden in den größern Städten der Gemeinde für Straßenreinigung, Erleuchtung, Armen- und Gefangenanstalten in Rechnung gebracht, von denen Jeder sich sagen kann, daß sie viel zu übertrieben und großentheils zu dem Zweck nicht verwendet sind. Gleichwohl sind solche Anstalten oft von der allerkläglichsten Beschaffenheit, z. B. die Straßenreinigung in Neuyork, die dort auf Gemeindekosten durch gedungene Tagelöhner geschieht, wobei der Schmutz so arg ist, daß man bei nassem Wetter nur mit Mühe über die Straße kommen und bei trockenem des Staubes wegen kaum die Augen öffnen kann. Im Winter bilden sich selbst in der Hauptstraße, da wo das Eis zufällig weggefahren ist, solche Vertiefungen, daß die Wagen, besonders die ziemlich schweren Omnibus, in denselben stecken bleiben und nur dadurch wieder aus denselben hervorgebracht werden können, daß die darin Sitzenden aussteigen, durch welchen Aufenthalt nicht selten die Verbindung ins Stocken geräth, wenn nicht gar durch den Bruch der Räder am Wagen eine längere Unterbrechung der Fahrt herbeigeführt wird. In den Seitenstraßen bilden sich aber solche von Schnee, Eis mit dem aus den Häusern auf die Straße geworfenen Schmutz untermengte Massen, daß fast alle Verbindung, wenigstens für Wagen, unterbrochen

wird. Solcher Unfug wird nicht nur in den Zeitungen auf's Derbste gerügt, sondern der Spott hierüber macht sich auch in Zerrbildern Luft, z. B. indem aus dem einen Ende eines Haufens Dreck ein Hut, aus dem andern ein Paar Stiefel hervorstehen, als sei Jemand darin umgekommen. Auf der Mitte des Kothhaufens ist eine Fahne mit einer Aufschrift bezüglich der schlechten Verwaltung der Straßenreinigung aufgepflanzt. Solche Rügen haben jedoch keine andere Wirkung, als daß die Polizeidiener sie wegnehmen; die Beschaffenheit der Straßen bleibt, wie sie ist, bis der Frühling herankommt und die Schnee- und Eismassen wegschmilzt und den Dreck in Staub verwandelt. Etwas wird dann allerdings durch Wegfahren des Schmutzes nachgeholfen. — Diejenigen nun, welche berufen wären, die städtischen Ausgaben zu überwachen, haben dabei leider meistens ihre Hände mit im Spiele. Erheben dagegen Einzelne gegen solchen Unfug ihre Stimme, entweder aus reinem Rechtsgefühle, oder weil ihr Geldbeutel unter der Vergeudung oder Veruntreuung leidet, so verhallt diese in der Wüste, weil die Mehrheit in ihrem Geschäftsdrange um die wenigen Schillinge oder Thaler, welche durch jene auf den einzelnen Kopf fallen, sich nicht kümmert, oder vielleicht weil gar Viele sich sagen, Andere und sie selbst, zu einem derartigen Amte berufen, würden es nicht besser machen. In den allermeisten Fällen hat die Veruntreuung öffentlicher Gelder keine weitere Folge, als daß der Beamte, der sich ihrer schuldig gemacht hat, nicht wieder zu einem öffentlichen Amte berufen wird. Kommt es aber bis zur Einleitung einer Untersuchung, so behält es bei dieser regelmäßig sein Bewenden. Mir

ist während meines dreijährigen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten kein Fall zur Kenntniß gekommen, daß ein untreuer Beamter Zuchthausstrafe sich zugezogen hätte. Noch im Frühjahre 1849 wurde ein Gemeindebeamter in Neuyork angeklagt, die Stadt beinahe um das Doppelte seines Einkommens, das jährlich 2600 Dollar betrug, betrogen zu haben. Er stellte dies als Thatsache gar nicht in Abrede, war aber unverschämt genug, zu seiner Rechtfertigung anzuführen: er sei dazu gezwungen gewesen, weil sein rechtmäßiges Einkommen zu gering gewesen, um davon anständig leben zu können; dazu habe er das Doppelte bedurft. Ob und welche Strafe gegen diesen Menschen verhängt ist, was hätte gleich geschehen sollen, da er sich selbst schuldig bekannte, darüber berichteten die Zeitungen nichts. So etwas vergißt sich denn bei den Amerikanern, da stets andere Kriminalfälle die Aufmerksamkeit des Publikums von neuem in Anspruch nehmen, und bei dem allgemeinen Geschäftstriebe sehr bald. So leicht findet sich aber auch nicht Jemand, der dergleichen rügte — solch eine Sache ist zu unbedeutend, betrogen ist ja doch die Stadt einmal: das ist die Erwiederung, die man zu hören bekommt, gibt man sein Befremden zu erkennen, daß auf Seiten des Publikums nichts geschehe, damit solche pflichtvergessene Beamte zur Strafe gezogen werden. — Das Schmählichste aber ist, daß solche Menschen überall in den gewöhnlichen Kreisen der Gesellschaft Zutritt finden, Niemand ihre Untreue sie fühlen läßt, sie mit Verachtung bestraft.

Allerdings mögen sich die Fälle schlechter Verwaltung und Veruntreuung öffentlicher Gelder mehr in den großen Städten zutragen, indem es dort bei der Masse stimm-

berechtigten Pöbels leichter ist, daß weniger zuverlässige Männer ans Ruder kommen. In den kleinern Städten und auf dem Lande mögen sie seltener vorkommen, weil daselbst die Vermöglichern beim Abstimmen das entschiedene Uebergewicht haben, hier nicht leicht Ausgaben in so großem Maßstabe vorfallen und die Kontrole um so leichter ist. Allein nothwendiger Weise muß das Beispiel größerer Städte ansteckend sein, und die Veruntreuungen beschränken sich nicht etwa auf die städtischen Beamten, sondern auch auf Seiten der Staatsbeamten kommen sie vor.

Das Abscheulichste jedoch ist, daß nicht selten Statthalter das ihnen gesetzlich zustehende Begnadigungsrecht in Fällen üben, wo auch nicht der entfernteste Grund dazu vorhanden ist, in welchen dem Richterspruche geradezu Hohn widerfährt und die Zeitungen ihnen den Vorwurf machen, sie haben sich durch die und die Summe bestechen lassen.

Solche Thatsachen und die durch sie hervorgerufenen Gefühle, sobald sie im Volke Wurzel fassen, müssen auf die Gesittung viel schädlicher wirken, als die noch so häufige Wiederkehr von Verbrechen, sobald sie im Fall der Entdeckung durch die Hand des Richters ihrer Ahndung nicht entgehen.

Wenn nun so großartige und so offenbare Betrügereien unter den erschwerendsten Umständen nichts Seltenes sind, so läßt sich denken, daß die in kleinerem Maßstabe und mehr verdeckten noch viel häufiger vorkommen, z. B. daß der Schuldner sein Vermögen einem Andern zum Schein verkauft oder verpfändet. Am häufigsten aber bereitet das an sich wohlmeinende — wenn nicht durch

die Unvermögenden erwirkte und dann seinem Ursprunge nach nicht sehr lautere — Gesetz: daß bei der Hülfsvollstreckung des Schuldners Vermögen bis zu 250 Dollar an Werth nicht angegriffen werden darf, den Gläubigern leeres Nachsehen, indem der amerikanische Haushalt selten einen Werth von jenem Belange hat. Sonach kann also im Allgemeinen nur gegen Grundeigenthümer und Reiche die Hülfe mit Erfolg vollzogen werden.

Daß nun unter diesen Umständen das Vertrauen nur geschwächt, nicht vernichtet, aller Rechtssinn nicht gänzlich verschwunden ist, kommt einerseits daher, weil der Amerikaner bei allen Geschäften großen Vortheil zieht, deshalb Einbußen leicht verschmerzt, und andererseits, weil bei der dem Eingebornen dargebotenen vielfachen Gelegenheit zu Verdienst und auf nicht offenbar rechtswidrige Weise sich Vermögen zu erwerben, die überwiegendste Mehrzahl der Amerikaner so viel sittliches Gefühl bewahrt, nicht von Hintergehung und sonstigen Vergehen zu leben.

Um so mehr aber noch ist es zu bewundern, daß nicht die Sittenverderbniß mehr um sich gegriffen hat, als nicht allein alle Gerichtsverhandlungen ohne Ausnahme bei offenen Thüren stattfinden, sondern auch die meisten Zeitungen recht eigentlich geeignet sind, das Ihrige zur Verbreitung derselben beizutragen. Nicht nur berichten sie alle Verbrechen und Vergehen auf das Ausführlichste, ohne Rücksicht zu nehmen, ob unter der Mittheilung das sittliche Gefühl leide, sondern auch in einem Tone, als läge nichts Auffallendes darin, gleichsam als würden sie der bloßen Unterhaltung wegen erzählt. Selten, daß sie einen Fall mit einer Rüge

begleiten, wäre er auch noch so scheußlicher Beschaffenheit; statt dessen nehmen sie ihn, wenn er sich irgend dazu eignet, mit ins Scherzhafte hinüber reichender Bemerkung auf. Hat z. B. ein Geistlicher ein junges, schönes und reiches Mädchen entführt, oder ist er unter höchst verdächtigen Umständen bei einer hübschen jungen Frau betroffen, so lautet die Ueberschrift eines solchen Falles: „Ein anderer Wolf im Schafspelze."

Am bezeichnendsten für den Geist mancher Zeitungen und zwar der nicht am wenigsten gelesenen ist, daß ihre Herausgeber und sicherlich nicht ohne Grund in dem Rufe stehen, sich geheime Kundschafter zu halten, die ihnen Vergehungen Angesehener, oder Familiengeheimnisse, überhaupt alles, was jene verletzen könnte, mittheilen müssen, welche Hinterbringungen sie dann haarklein aufnehmen, mit dem Hinzufügen: sie hätten die Namen der Betheiligten bis jetzt noch nicht erfahren, hofften aber schon nächsten Tags diese nachliefern zu können. Werden sie dann bestochen, so bleiben die Namen aus der Zeitung weg, wo nicht, so stehen sie nächsten Tags am Pranger. Also selbst die Preßfreiheit verliert unter der vorherrschenden Triebfeder des Eigennutzes einen großen Theil ihrer Bedeutung und ihres Werthes.

So wenig erfreulich nun nach dem Vorausgeschickten es um das Rechtsgefühl und die Gesittung in den Vereinigten Staaten steht, so mag jedoch die Bemerkung hier Raum finden, daß Fälle, wo das mit Recht so verschrieene Lynchgesetz zur Anwendung gebracht wird, sich in den gebildeteren und geordneteren nördlichen Staaten kaum noch ereignen dürften. Mir sind wenigstens aus neuerer Zeit keine Fälle zur Kenntniß gekommen,

daß Angeklagte, bevor sie dem Richter überliefert, oder nachdem sie freigesprochen, dem Volksgerichte wären unterzogen worden. Sie kommen jetzt nur noch in den noch nicht hinlänglich geordneten westlichen, sowie in den südlichen Staaten vor, hier am leichtesten, wenn Jemand es wagt, gegen die Fortdauer der Sklaverei zu sprechen, oder zu schreiben. Inzwischen ganz gesichert ist doch auch in den nördlichen Staaten Niemand gegen die Volkswuth, wie dies aus dem erwähnten Falle mit dem Schauspieler Macready hervorgeht, der obendrein sich nicht einmal eines Verbrechens schuldig gemacht hatte, dessenungeachtet aber von der Obrigkeit nicht gegen das Volk geschützt zu werden vermochte und verkleidet in der Flucht seine Rettung zu suchen gezwungen war. Dagegen nun kommen der gewöhnlichen Fälle von Selbsthülfe häufig genug vor, und auch übrigens, ohne daß das Volk zu Gericht sitzt, sind die Gebrechen der Rechtspflege in den nördlichen Staaten ebenfalls noch fühlbar und augenfällig genug, wie dieses oben gezeigt worden ist.

---

4. Gemeingeist und Vaterlandsliebe.

Von besonderm Nachtheil sind der Handelsgeist und die Begierde nach Reichthum nun auch auf den Gemeingeist und die Vaterlandsliebe. Anerkennenswerth bleibt zwar immerhin, was von einzelnen Reichen für fromme, auch wohl für gemeinnützige Zwecke geschieht, wenn es auch oft erst nach ihrem Tode in Kraft tritt. Desto gleichgültiger und theilnahmloser gegen das

Allgemeine und von Selbstsucht geleitet zeigt aber sich die Masse des Volks. Der im Privatverkehr geltende Grundsatz: der Amerikaner thut nichts umsonst, findet in allen Verhältnissen und unter allen Umständen seine Nutzanwendung.

Leider tritt dies nur zu deutlich auch bei der Einnahme von Stellen und Posten hervor. Gewiß ist es eine höchst seltene Ausnahme, wenn Jemand ein Staats- oder Gemeindeamt blos Ehrenhalber annimmt, sondern sobald nicht schon ein festes Einkommen damit verbunden ist, übernimmt er es nur in der Aussicht, Gewinn daraus zu ziehen. Die Meisten suchen dann aus dem von ihnen bekleideten Staats- oder Gemeindeamte den möglichsten Vortheil zu erlangen. Ob derselbe ein erlaubter oder unerlaubter ist, kommt dabei nicht sehr in Betracht. Hierzu werden sie aber um so mehr angetrieben, als Jeder zu einem Amte nur auf wenige, höchstens vier Jahre gewählt wird und es äußerst unsicher ist, ob er über diese Zeit hinaus sein Amt behält, nicht bei der nächsten Wahl unterliegt und dasselbe aufzugeben gezwungen ist. Der Gründe, die dies ungewiß machen, gibt es mehre. Schon allein der öftere Wechsel der Stärke der Parteien bringt das mit sich, indem das eine Jahr die Whigs, das andere Jahr die Demokraten die Mehrzahl der Stimmen für sich haben und die stärkere Partei bilden. Dies Schwanken rührt von der Unentschiedenheit derer her, die nicht fest einer Partei angehören, und die das eine Jahr den Whigs und das andere Jahr sich den Demokraten anschließen. Ein solcher Uebertritt von der einen zur andern Partei findet sehr leicht und eben darum auch häufig statt

schon aus bloßer Unzufriedenheit über diese oder jene Maßnahme der obrigkeitlichen Person. Wer z. B. das vorige Mal dem von den Whigs vorgeschlagenen Bürgermeister seine Stimme gegeben hat, stimmt, weil derselbe statt, wie er es versprochen, die städtischen Abgaben zu erniedrigen, diese sogar noch erhöht, oder weil er, statt diese oder jene Gebrechen der Verwaltung zu beseitigen, neue hervorgerufen hat, das nächste Mal für den Kandidaten der Demokraten, in der Hoffnung, derselbe werde seine Zusagen besser erfüllen. Geschieht es von demselben nicht, so wirft er sich dann wieder auf die Seite der Whigs, und er wechselt so lange, bis er am Ende einsieht, daß doch Alles beim Alten bleibe und er aus dem Grunde die Lust zum Abstimmen verliert. Entscheidend ist auch oftmals, daß Viele der einen Partei bei der Wahlhandlung zurückbleiben, während die Gegner dieses oder jenes Umstandes wegen bei derselben sich zahlreich einfinden und dadurch ihrem Kandidaten das Uebergewicht verschaffen. Oder seine eigene Partei läßt den Beamten im Stich und wählt statt seiner einen Andern. Niemand kann also auf die Beibehaltung seines Amtes nach Ablauf der Zeit, für welche er gewählt ist, nur mit einiger Wahrscheinlichkeit rechnen, hätte er dasselbe auch noch so pflichttreu verwaltet.

Gleichwie nun der Beamte beim Antritte seines Amtes aus seinen bisherigen Verhältnissen heraustreten mußte, so ist er beim Erlöschen desselben genöthigt, sein früheres oder ein neues Geschäft zu beginnen, und daher während seiner Amtsdauer darauf angewiesen, Vorsorge zu treffen, daß er nach Verlust des Amtes nicht mittellos dastehe. Aus eben diesem Grunde, daß Keiner der

Fortdauer seines Amtes gewiß ist, und da Niemand blos der Ehre wegen ein Amt sucht, lassen sich denn auch selten Advokaten, die eine einträgliche Praxis haben, herbei, eine Richterstelle anzunehmen, sondern überlassen das Feld solchen, deren Verdienst und Ruf in ziemlich gleichem Verhältniß stehen.

Der durch das Wählen der Beamten herbeigeführte öftere Wechsel der Aemter ist nun gleichfalls nicht allein der Ausbildung tüchtiger und kenntnißreicher Beamten hinderlich, sondern hat insbesondere noch den Nachtheil, daß der Beamte — und dies geht vom höchsten bis zum niedrigsten herab — womöglich stets die Partei begünstigt, die ihn erwählt hat, weil er widrigenfalls Gefahr läuft, mit derselben zu zerfallen und künftig deren Stimme zu verlieren.

Als etwas sich von selbst Verstehendes wird es daher betrachtet, daß der Präsident, sobald er aus einer andern Partei hervorgeht, als die bisher am Ruder sich befand, soweit es von ihm abhängt, alle die aus ihren Stellen vertreibe, die der andern Partei zugehören. Dies wird denn auch von ihm — gewiß mit höchst seltener Ausnahme — befolgt, ohne Rücksichtnahme, ob der, welcher bisher den Posten bekleidete, noch so viele Verdienste sich erworben, und ob sein Nachfolger wirklich geeignet sei, seinen Platz auszufüllen oder nicht: entscheidend ist, daß er Einfluß auf die siegende Partei und auf die Präsidentenwahl übte.

Auf diese Weise gehen manche Zweige der Verwaltung, zum höchsten Nachtheile des Allgemeinen, in durchaus untüchtige Hände über, z. B. die der Post. In der Regel haben weder der an der Spitze der Anstalt Stehende noch

irgend ein Postmeister Kenntniß von dem Fache, indem sie demselben bisher völlig fremd waren. Werden sie durch Gunst des Präsidenten in ihre Stelle gesetzt, so sehen sie sich nach Schreibern um, die unter ihren Vorgängern in dem Fache einige Erfahrung gesammelt haben, und überlassen diesen die Ausführung ihres Dienstes. Gleichwie sie diese ernennen, so müssen sie selbige auch aus ihrer Tasche bezahlen. Je wohlfeiler sie dieselben bekommen können, desto lieber sind sie ihnen. Die Postmeister bekümmern sich um nichts, weil sie von ihrem Amte nichts verstehen, und beziehen ihren hohen Gehalt gewissermaßen als eine Pfründe. Deshalb kommen fast täglich beinahe unglaublich lautende Beschwerden über die Verwaltung der Post vor; aber sie bleiben unbeseitigt, mögen Whigs oder Demokraten ans Ruder kommen, Hans oder Kunz Präsident werden. Eine Folge der kläglichen Einrichtung, daß die dem Staat verantwortlichen Postbeamten mit der Verwaltung der Posten sich nicht selbst befassen, sondern diese nur von ihnen abhängigen und ihnen dienstbaren Schreibern überlassen, ist nun auch, daß die Post bei Geldsendungen keine Sicherheit übernimmt. Will man nicht Gefahr laufen, sein Geld einzubüßen, so muß man sich zu Geldsendungen der Wechsel bedienen, die auch bei allen einigermaßen erheblichen Summen ausschließlich gebräuchlich sind.

An sich ist der Grundsatz, daß jeder Beamte vom Volke gewählt werden und nur auf kurze Dauer sein Amt verwalten soll, sofern er nicht wieder gewählt wird, ein sehr lobenswerther; auch hat er jedenfalls das Gute, daß der Beamte sich nicht über das Volk erheben, ein Kastengeist unter den Beamten sich nicht ausbilden kann.

Sein Wohlthätiges kann er aber nur da äußern, wo das Volk sittlich noch völlig unverdorben, der Beamte einen Ruhm darin setzt, das Staatsruder führen zu helfen und das Wohl des Ganzen zu fördern. Sobald aber der Beamte nur von Selbstsucht geleitet wird, die Wohlfahrt des Volks zur Nebensache macht, dem Interesse seiner Partei dient und sich von dieser abhängig betrachtet, nicht mit Liebe und Eifer an seinem Amte hängen kann, da er besorgen muß, dasselbe nach Verlauf weniger Jahre schon wieder zu verlieren, wenn er dasselbe auch noch so pflichtgemäß verwaltet hat, sowie daß die von ihm begonnenen Einrichtungen, die vielleicht erst in Jahren vollendet werden können, von seinem Nachfolger unbeachtet bleiben — dann schwindet der Werth jenes Grundsatzes großentheils wieder, und es kann in der Republik ein um so gefährlicheres Getriebe daraus hervorgehen, als die genauere Kontrole und die strengere Abhängigkeit der Beamten hier wegfällt, nur zu leicht durch die Finger gesehen wird, indem der Untergebene dem Vorgesetzten gar häufig den Vorwurf machen kann: er mache es nicht besser.

Da nun in den Vereinigten Staaten eine Vorbereitung zum Staats- und Gemeindedienst nicht stattfindet, Niemand sich von unten herauf durch Tüchtigkeit und Kenntnisse heranbilden und emporschwingen kann, sondern alle Stellen entweder durch Wahl oder durch den Präsidenten, nach dessen uneingeschränktem Belieben, besetzt werden, so ist auch die Aemterjägerei nirgends toller als dort. Sie übt denn auch den nachtheiligsten Einfluß auf die Stimmabgebung; kein Mittel wird unversucht gelassen, die Wahl durchzusetzen, sei es bei unmittelbarer

Bewerbung um eine Stelle, oder in der Hoffnung, durch den in Vorschlag gebrachten Präsidenten eine solche zu bekommen. Die Bestechung wird bei den Wahlen auf das Rücksichtsloseste geübt, da beide Parteien, die um das Staatsruder streiten, sich derselben schuldig machen, und bei Vielen, besonders den zahlreichen unvermögenden Irländern, reicht schon ein Glas Schnaps hin, um sie zu verleiten, diesem oder jenem ihre Stimme zu geben.

Wie tief das Jagen nach Stellen und Vortheilen auch übrigens in das öffentliche Leben eindringt, und welchen Einfluß es auf dasselbe übt, wird einleuchtend, sobald man letzteres genauer ins Auge faßt. Das vorgeschobene allgemeinere Interesse ist es keineswegs, das hauptsächlich das Parteigetriebe in Bewegung erhält, vielmehr gründet sich dasselbe in weit höherer Maße auf das ehrgeizige Bemühen derer, die an der Spitze der Parteien stehen und diese zu ihrem Zwecke benutzen.

Es ist hinlänglich bekannt, daß gewissermaßen die gesammte Bevölkerung der Vereinigten Staaten in die zwei Parteien, die Whigs und Demokraten, zerfällt, daß in früheren Zeiten die Whigs gegen die Losreißung von England waren und die Wiederherstellung der Verbindung begünstigten. Später verfolgten sie, da sich dieses Streben unausführbar erwies, ein aristokratisches Ziel durch versuchte Ausdehnung der Amtsdauer und Herbeiführung erblicher Vorrechte. Allein davon kann jetzt kaum noch die Rede sein.

Der ganze Unterschied zwischen Whigs und Demokraten, soweit er von ihnen selbst zur Schau getragen wird, beruht gegenwärtig im Wesentlichen nur noch in der Verfolgung materieller Interessen. Zu den Whigs gehören

alle die, welche ihren Produkten und Fabrikaten durch Ausschluß oder möglichste Verminderung der Einfuhr einen höhern Markt bereiten wollen. Sie finden sich am häufigsten in den nördlichen Staaten, da in den südlichen, Sklaven haltenden Staaten keine Fabriken vorkommen. Auf die Seite der Demokraten dagegen treten Alle, denen um möglichst billige Zufuhr von Außen zu thun ist: die kleinen Landwirthe und Handwerker, sodann aber auch die Bewohner der südlichen Staaten, die um des Absatzes ihrer Erzeugnisse, der Baumwolle und des Tabaks, willen Handelsbeschränkungen entgegen sind.

Außerdem sollen nach Annahme der Demokraten die Whigs, denen durchschnittlich alle Vermögendern angehören, durch das Verlangen einer allgemeinen Staatsbank und durch die Unterdrückung der vielen kleinen Banken, deren jeder Staat eine große Menge aufzuweisen hat, eine Art Geldmonopol sich zu verschaffen suchen, um mittelst des in ihren Händen ruhenden Kapitals auf die Regierung einzuwirken und das Volk von sich abhängig zu machen.

Bei dem Verlangen nach erhöhten Eingangszöllen haben die Whigs das für sich, daß vieles Geld im Lande bleiben würde, was für auswärtige Fabrikate ins Ausland geht. Die Käufer sind aber nicht weniger dabei betheiligt, die Erzeugnisse des Auslandes, die Amerika nicht so gut und nicht so billig liefert, zu möglichst billigen Preisen zu erlangen, nicht den inländischen Fabrikanten die Taschen zu füllen. Daß nun auch durch Handelsbeschränkungen das Allgemeine nicht gewinnt, beruht längst auf der Erfahrung.

Während nun der in Beziehung auf die Erzeugung

und den Verbrauch hervorgerufene Unterschied der Parteien sich daher lediglich auf den Verfolg materieller Interessen gründet, sind aber Viele dabei entweder gar nicht, oder nur in geringer Maße betheiligt, indem eine erhöhte Eingangssteuer Manche überall nicht, und Alle, die nicht ausländische Produkte und Fabrikate zu ihrem Geschäfte bedürfen, nur auf kaum fühlbare Weise treffen würde, indem in allen Artikeln, die in Amerika mit Vortheil hervorgebracht werden können, schon eine ungeheure Konkurrenz stattfindet, also an ein Fabrik-Monopol nicht zu denken ist. Es ist also gar kein Grund vorhanden, daß diese Frage — wegen Erhöhung der Eingangszölle — die ganze Nation in zwei große Feldlager theilen sollte.

Eher würde das andere Streben der Whigs — eine Nationalbank herbeizuführen — von allgemeiner Bedeutung sein. So verwerflich nun dasselbe sein würde, wäre es möglich, daß selbiges den von den Demokraten besorgten Erfolg hätte, so müßte der Kampf darum doch schon längst zu Gunsten der Demokraten entschieden sein, — wie er es denn auch ist — und es ist ebensowenig abzusehen, weshalb er nicht ein für alle Male abgemacht ist und, wenn auch nur im Stillen fortwuchernd, mit der mindesten Aussicht auf Erfolg noch immer auf die Zersplitterung des ganzen Landes von Einfluß sein kann. Wäre aber der den Whigs zur Last gelegte Zweck bei Errichtung der Staatsbank zweifelhaft, jedenfalls würde ihre Einführung das Gute haben, daß dann die Schwindelei der kleinen Banken aufhören und damit einer wahren Landplage ein Ziel gesetzt sein würde.

Hätten nun aber auch die gedachten Fragen wegen

der Eingangszölle und der Errichtung einer Staatsbank noch allgemeineres Interesse, als sie es in der That hervorrufen können, auf keine Weise würden sie doch solche Lebensfragen sein, die es erklärlich machten, daß durch sie die gesammte Nation in zwei große, einander ziemlich das Gleichgewicht haltende Parteien zerfiele.

Der Unterschied zwischen Whigs und Demokraten hat daher jetzt alle seine frühere Bedeutung verloren, und auf keine Weise liegt demselben eine solche Verschiedenheit der Bestrebungen zu Grunde, die sich der der Whigs und Torys in England an die Seiten stellen ließe. Was in England die Whigs zu erringen suchen, sichert den Demokraten in Amerika die Verfassung auf's Reichlichste zu, und was die Torys besitzen, suchen die Whigs in Amerika nie und nimmer zu erlangen. Denn wenn auch gar Manche unter ihnen auch noch jetzt Gelüste nach erblichen Vorrechten und Vorzügen, Beschränkung des Wahlrechts und Ausdehnung der Amtsdauer haben sollten, so würden sie damit ein Ziel verfolgen, das der entschiedensten Mehrzahl ihrer Parteigenossen eben so fremd ist, als im Allgemeinen den Demokraten. Deshalb beruht die Scheidung des Volks in Whigs und Demokraten gegenwärtig vielmehr auf Einbildung und Schein, als auf Wirklichkeit und Verfolgung entgegenstehender Grundsätze. Wo er nicht aller Grundlage entbehrt, dreht sich der Kampf unter den Parteien nur um Interessen, nicht um Prinzipien.

Ohne Zweifel sind sich daher Viele, wenn nicht gar die Meisten des Grundes, weshalb sie sich der einen oder andern Partei anschließen, nicht deutlich bewußt, in der Regel am wenigsten dann, wenn sie mit großem

Eifer der einen oder andern Partei anhängen, ohne daß materielle Betheiligung dem zu Grunde liegt. Die Zahl derer, welche ohne solche Rücksicht eifrige Parteigenossen sind, möchte aber auch verhältnißmäßig ziemlich klein sein. Das wahre Verhältniß ist vielmehr: es beruht gewissermaßen auf Gewohnheit, sich für einen Anhänger der Whigs oder Demokraten auszugeben. Jung und unerfahren, etwa den Vater zum Vorbild wählend, schlägt sich der Eine zu jenen, der Andere zu diesen. Bald bemächtigt sich ihrer der Parteigeist, sie streiten für das von ihren Führern ausgesteckte Ziel einfach durch Abgabe der Stimme und rühmen sich nachher, den Sieg über ihre Gegner davon getragen zu haben, oder fühlen sich durch die erlittene Niederlage doppelt angefeuert, bei der nächsten Abstimmung den Sieg zu erringen. Eifrige Kämpfe unter den Parteien um nichts und wieder nichts, sobald diese erst sich ausgebildet haben, findet man ja überall.

Am meisten wohl trägt zur Fortdauer und zum Zusammenhalt der Parteien bei, daß es für jeden Ehrgeizigen, für Jeden, der eine politische Rolle spielen will, eine Nothwendigkeit ist, sich einer der beiden Parteien anzuschließen, weil er eben nur dadurch solches vermag. Keiner derselben angehörend, kann er sich in staatlicher Beziehung keinen Einfluß verschaffen. Daher ist es nur zu begreiflich, daß alle durch Ehrgeiz Angetriebenen in eine der beiden Parteien treten und dann alles Mögliche aufwenden, die, der sie sich angeschlossen haben und in der sie eine Rolle spielen, zusammenzuhalten und zu kräftigen.

Diese Ansicht über die innere Beschaffenheit der Par-

teien würde den entschiedensten Widerspruch der Amerikaner finden. Eine gewöhnliche Behauptung derselben ist: die Ausländer wären unfähig, ihre Zustände zu begreifen. Vieles in ihnen ist allerdings unbegreiflich, nur nicht im Sinne der Amerikaner. Unbegreiflich ist nur: daß die Zustände so sein können, wie sie sind. Viele lassen sich dadurch täuschen und sind schwer dahin zu bringen, die Zustände für das zu halten, was sie sind. Gar nicht schwer hält es aber, eine Uebersicht über sie zu gewinnen und dann auch bei reiferem Nachdenken ihnen auf den Grund zu kommen.

Ist nun aber schon auf den Unterschied der Parteien kein großes Gewicht zu legen, ist es demnach für Viele ziemlich unerheblich, welche Partei ans Ruder gelangt, so schwindet der Werth des gesammten Wahlsystems, wenigstens bei den Wahlen, auf die es doch hauptsächlich ankommt, bei den größern Staatswahlen: der Präsidenten, der Statthalter und der Repräsentanten, bei Licht betrachtet vollends, eben weil die Parteien sich dieser Wahlen bemächtigt haben, sie von ihnen ausgehen. Nur wer sich einer derselben anschließt, kann überhaupt auf die Wahl Einfluß üben. In diesem Falle bleibt aber nichts übrig, als dem die Stimme zu geben, der von den Führern der Partei als Kandidat bezeichnet wird, ist er dem Stimmenden auch gänzlich unbekannt, oder ist dieser demselben auch noch so wenig gewogen, läge es noch so sehr in seinem Wunsche, daß ein Anderer gewählt würde. Denn keineswegs genießen die von der Mehrzahl Vorgeschobenen stets auch das Vertrauen der Bessergesinnten, sondern sie haben sich die meisten Stimmen nicht selten durch ihre Helfershelfer, die, wie sie,

bloße Marktschreier sind, oft gar durch die unwürdigsten Mittel zu verschaffen gewußt.

Wenn nun auch nicht, wie Engländer behaupten, der Pöbel die Wahlen beherrscht, so kann doch der Vortheil allgemeiner und unmittelbarer Wahlen hier keineswegs hoch angeschlagen werden, da durch sie nur zu leicht die Stimmenmehrzahl auf unwürdige Bewerber fällt, während die mittelbaren Wahlen, woraus die Mitglieder des Senats hervorgehen, den Erfolg haben, daß regelmäßig einsichtsvollere und tüchtigere Männer gewählt werden.

Wenn man aber im Allgemeinen den mehr der geringern Volksklasse angehörenden Demokraten Geringachtung der Bildung, Hang zur Ungebundenheit und Zügellosigkeit und Streben, die Grenzen der Republik durch Eroberung auszudehnen, vorwirft, den Whigs dagegen nachrühmt, National-Wohlstand, Ruhe und Sicherheit, sowie Bildung zu bezwecken, so gibt es unter diesen gewiß nicht Wenige, denen dieses Streben völlig fremd ist, während gar manche Demokraten sich demselben wenigstens in eben der Maße überlassen als die Whigs. Diese sollen auch ein aristokratisches Ziel verfolgen. Dies thun aber auch Viele, die der demokratischen Partei sich anschließen, während viele Whigs nicht daran denken, die Aristokratie begünstigen zu wollen.

Zu leugnen ist nicht, daß in den Staaten Neuenglands, wo die Partei der Whigs herrscht, die meiste Bildung zu Hause ist. Zugleich gehen sie darauf aus, die Gesittung zu heben. Nicht nur aber, daß sie mit ihrem Streben die Hebung wahren sittlichen Gefühls verfehlen, sondern sie verfallen zugleich auf einen Zwang,

der einem freien Staate durchaus widerspricht und sogar im Polizeistaate nicht gefunden wird. Zwar die Vorschriften über Heilighaltung des Sonntags — wonach an demselben kein Geschäft betrieben, nicht musizirt und überall nichts vorgenommen werden darf, was nicht mit der Sonntagsfeier in Einklang steht — finden sich in allen Staaten vor, nur mit dem Unterschiede, daß sie in dem einen Staate und wieder in der einen Stadt oder Grafschaft desselben Staats strenger geübt werden, als in einer andern. Auch sind es nicht allein die Whigs der nördlichen Staaten, welche auf Enthaltsamkeit von geistigen Getränken, Wein und Bier inbegriffen, dringen, sondern es schließen sich ihnen darin die meisten Whigs uud sehr viele Demokraten in allen übrigen Staaten an. In den Augen der religiösen Eiferer, gleichviel welcher Partei sie angehören, ist Tanz am Sonntage, oder der jemalige Genuß eines Glases Branntwein, Wein oder Bier, wenigstens ein durch diese Getränke herbeigeführter Rausch, ein ebenso arges Verbrechen als Diebstahl oder Betrug. Allein in den Staaten Neuenglands darf Sonntags weder mit der Eisenbahn noch mit der Post gereist werden. Ja sogar wird in Boston das Rauchen auf der Straße, sowie das Verrichten eines Bedürfnisses, geschähe solches auch in dem abgelegensten Straßenwinkel, bestraft. Fast wunderbarer sind noch andere Bestimmungen, die aus der Zeit der ersten Einwanderer, der Puritaner, sich herschreiben, z. B. daß Jemand, der ein Frauenzimmer öffentlich küßt, dadurch in Strafe verfällt. Kam deshalb doch sogar noch im vorletzten Frühjahr in Boston der Fall vor, daß ein junger Mann polizeilich bestraft wurde, weil er

Abends auf der Straße seine Geliebte, die er am Arm führte, geküßt hatte.

Wären nun die Grundsätze der Demokraten, weil zur Zügellosigkeit führend, zu mißbilligen, so würden die Grundsätze der Whigs nicht minder zu tadeln sein, weil sie in das andere Extrem eines kaum glaublichen Sittenzwangs verfallen. Sonach möchte es dem Denkenden ziemlich schwer fallen, sich zu entscheiden, welcher Partei er sich anschließen solle.

Der Streit über die Fortdauer der Sklaverei wird nicht unter Whigs und Demokraten, sondern zwischen den nördlichen und südlichen Staaten geführt, indem sowohl die Whigs als die Demokraten der südlichen Staaten für die Beibehaltung der Sklaverei stimmen, während die nördlichen Staaten, in denen die Whigs ihren eigentlichen Sitz haben, am entschiedensten gegen dieselbe anarbeiten. Ein so großer Schandfleck für die Vereinigten Staaten die Fortdauer der Sklaverei ist, und so wünschenswerth es ist, daß den nördlichen Staaten ihr Streben gelingen möge, so wenig kann man doch wieder das Eifern gegen die Fortdauer der Sklaverei begreifen, sieht man, wie auch in den nördlichen Staaten die Farbigen auf das Abscheulichste zurückgesetzt, gleichsam wie Aussätzige behandelt werden, worüber unten das Nähere. Hörte man erst dort auf, die Farbigen als ein Mittelding zwischen Mensch und Thier zu betrachten und sie demgemäß zu behandeln, es würde dies seinen heilsamen Einfluß auch auf den Süden üben.

Sehr häufig wird noch dieser und jener andere Gegenstand Zankapfel zwischen Whigs und Demokraten und regelmäßig jeder Vorschlag oder jede Maßnahme, die von der

Partei ausgeht, welche sich am Ruder befindet. Recht deutlich zeigte dies der mexikanische Krieg, sowie auch, wie es um die Vaterlandsliebe und den Gemeingeist der Amerikaner stehe. Als der Krieg vom Kongresse einmal beschlossen worden war, hätte man erwarten sollen, alle Staaten würden ihr Kontingent zu demselben ungesäumt stellen. Statt dessen säumten hiermit einzelne der nördlichen Staaten fast bis zum Friedensschlusse, weil sie als Whig-Staaten gegen den, wie sie behaupteten, von der demokratischen Partei begonnenen, doch aber von ihrer Partei eingeleiteten Krieg waren und weil sie kein unmittelbares Interesse bei demselben hatten. Kein Mittel wurde von den Whigs unversucht gelassen, um die Fortsetzung des Kriegs, der von ihnen als der ungerechteste verschrieen wurde, zu hemmen, und schon war die Rede davon, jene säumigen Staaten zur Stellung ihres Kontingents zu zwingen. Aber auch in andern Staaten, wo die Whigs besondern Einfluß üben, ging die Rüstung langsam und zögernd vor sich, und erst dann wurden die Kontingente der meisten Staaten vollzählig, als hohes Handgeld und Belohnung in Ländereien den Söldnern ausgesetzt wurden. Dennoch waren es meistens nur Irländer, Deutsche, Franzosen, Polen und andere Ausländer, die sich anwerben ließen und den Feldzug zur Entscheidung brachten. Sollte inzwischen ein neues Regiment errichtet werden, dann meldeten sich beinahe doppelt so viele Amerikaner zu Offiziersstellen, als Mannschaft für dasselbe erforderlich war. Die lange Dauer des Kriegs wurde aber zum Theil mit durch die mangelhafte Subordination einzelner Korpsführer und deren Eifersucht unter einander herbeigeführt.

Als nun der Krieg und zwar nicht gerade unter den ehrenhaftesten Bedingungen und Verhältnissen für die Vereinigten Staaten beendigt war und die Freiwilligen in die Städte zurückkehrten, wo sie angeworben waren, kamen diese unter wahrhaft Mitleid erregenden Umständen dort an: ausgehungerte Gestalten, mit zerrissenen und zerlumpten Uniformen, zum Theil mit alter Civilkleidung angethan, weil die Uniformstücke nicht mehr hatten halten wollen, und voller Klagen über die ihnen während des Kriegs widerfahrene Behandlung. Für ihr weiteres Fortkommen, selbst der schwer Verwundeten, geschah durchaus nichts, da die Regierung durch Ueberweisung der Länderei, oder Zahlung des landesüblichen Werths derselben, glaubte genug gethan zu haben. Wohl war dieses für die Gesunden und Kräftigen zur Bestreitung ihrer einstweiligen Bedürfnisse, bis sie anderweites Fortkommen gefunden, hinreichend, keineswegs aber auch für die, welche ihre Gesundheit und Gliedmaßen eingebüßt hatten. In den Zeitungen erfolgten Aufforderungen, die Unglücklichsten, die unfähig waren, ihren Lebensunterhalt ferner zu verdienen, durch Geldbeiträge zu unterstützen. Indessen fruchteten diese so gut als gar nichts, und so mochten die Krüppel und die ihre Gesundheit eingebüßt hatten, zusehen, wie sie fertig wurden.

Nicht nur aber besteht Eifersucht zwischen den einzelnen Parteien, zwischen dem Süden und Norden, sowie zwischen den beiden gesetzgebenden Versammlungen, dem Senate und den Abgeordneten, sondern sie äußert sich auch oft zwischen den angrenzenden Staaten, den verschiedenen großen Handelsstädten, ja sogar zwischen den Städten desselben Staats. So zeigte sich der Neid Neu-

yorks auf die im Aufblühen begriffenen Städte Albany und Broklyn auf die auffallendste und befremdlichste Weise, als in beiden vor zwei Jahren große Feuersbrünste, durch welche in jener Stadt fünfhundert, in letzterer dreihundert Wohnhäuser in Asche gelegt wurden, bedeutende Vermögensverluste herbeigeführt hatten, indem von Neuyork aus nichts zur Linderung der Noth geschah. Als dagegen in dem entfernten St. Louis einige Zeit nachher eine Feuersbrunst ausgebrochen war, wurden in Neuyork Versammlungen veranstaltet, um zu berathen, wie zu helfen sei.

Nach der vorhinnigen allgemeinen Schilderung der Parteien wird es einleuchten, daß die Kongreßverhandlungen, da sich bei diesen fast alle Mitglieder für die eine oder andere Partei entscheiden, meistens nichts weiter als ärgerliches Gezänke zwischen den Parteien enthalten, wenig belehrend und wenig heilfördernd für das Allgemeine. Am Ende läuft aller Streit darauf hinaus, die Partei, welche am Ruder ist, zu verdrängen und sich an deren Stelle zu setzen.

Aus eben diesem Grunde ist denn auch die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten bei weitem nicht so groß, als man es erwarten sollte. Man kann durchaus nicht sagen, daß alle Bürger der Vereinigten Staaten einer der beiden Hauptparteien, den Whigs oder Demokraten angehören; vielmehr gibt es Viele, die sich zu keiner von beiden zählen. Nur bilden diese keine eigene Partei; man muß sie mehr als Gleichgültige ansehen. Sie wählen entweder gar nicht, der Ueberzeugung wegen, daß es im Wesentlichen bei den bisherigen Zuständen bleibt, mit allen ihren Gebrechen, gleichviel ob

Whigs oder Demokraten ans Ruder kommen, oder sie schlagen sich bald auf diese oder jene Seite.

Indessen auch die Mitglieder der Whigs und Demokraten bilden keine eng an einander geschlossene Partei, sondern sie zerfallen oft wieder unter sich. Die am meisten hervortretenden auf Seiten der Whigs sind die Nativisten, welche die Einwanderer entweder ganz von dem Stimmrechte und der Einnahme von Stellen ausschließen, oder ihnen die Befähigung dazu erst nach längerm Aufenthalte in den Vereinigten Staaten gestatten wollen; und auf Seiten der Demokraten die, welche den Verkauf der Staatsländereien verwerfen und verlangen, daß jedem sich darum bewèrbenden Unbemittelten eine gewisse Ackerzahl zu eigener Benutzung umsonst überlassen werde. Ihre Anhänger sind aber unter keiner der Parteien besonders zahlreich. — Auch sonstige Gründe rufen Zersplitterungen in den Parteien hervor. Entweder enthält dann ein Theil der Partei bei der vorkommenden Gelegenheit, die den Zwiespalt hervorruft, sich des Stimmrechts, oder verläßt gar die bisherige Fahne und geht zur andern Partei über. Daher denn das Schwanken der Stärke und des Siegs der einen Partei über die andere. Daß hierbei meistens nicht sowohl Abweichung in den Grundsätzen, als vielmehr persönliche Abneigung und persönliches Interesse im Spiele ist, läßt sich von vornherein denken.

Eben aber, weil bestehendes oder eingebildetes Interesse, Eigennutz und Selbstsucht den vornehmlichen Grund zur Scheidung der Parteien bilden, können Luftgebilde, wie Kommunismus und Sozialismus, unter Amerikanern keinen Anklang finden, es sei denn, sie gründeten sich

auf schwärmerische religiöse Annahmen und gingen mit diesen Hand in Hand, wie solches bei einzelnen Sekten der Fall ist, die Gütergemeinschaft unter sich eingeführt haben. Indeß zählen diese nicht viele Mitglieder, und da sie in Folge ihrer religiösen Grundsätze gegen den Verkehr mit Andern, sowie gegen Aufklärung sich absperren, so ist ihr Fortbestand nicht gesichert.

Das mangelnde Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten, eben weil sie zur Parteisache gemacht werden, wird man am deutlichsten bei den Wahlen in den Städten gewahr. — Das meiste Aufheben macht natürlich die alle vier Jahre wiederkehrende Präsidentenwahl. Allein man würde sehr irren, wollte man ein lebhaftes Treiben an dem Wahltage, verbunden mit Stillstand der Gewerbe, voraussetzen. Wo jenes sich zeigt, ist es ein erkünsteltes, man könnte sagen, erkauftes, da wo der Pöbel abstimmt, der in seinem niedrigsten Bestandtheile durch ein Glas Schnaps oder Bier herangezogen werden muß, damit er sich veranlaßt sieht, seine Stimme zu Gunsten der Demokraten abzugeben, und der dann sich vielen groben Unfug erlaubt. Manche aus dem Pöbel treten aber auch, durch diesen oder jenen Vortheil gewonnen, auf die Seite der Whigs. In den Stadttheilen, wo der Pöbel nicht zu Hause ist, geht die Stimmgebung in Ruhe vor sich. Inzwischen ist es der Pöbel nicht allein, der sich willenlos und verkäuflich zeigt, sondern namentlich alle Fabrikarbeiter sehen sich, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, ihr Brod zu verlieren, gezwungen, für die Whigs zu stimmen. Deshalb begegnen regelmäßig nach jeder Wahl die Demokraten dem Vorwurfe der Whigs, daß sie mit Hülfe des von ihnen geleiteten und bestochenen Pöbels

den Sieg errungen, da wo er den Whigs zugefallen, damit, daß die Fabrikarbeiter, durch ihre Dienstherrn eingeschüchtert, gegen ihren Willen für die Whigs gestimmt hätten.

Die Wahlen der Kongreßmitglieder gehen noch geräuschloser vorüber und nur die Zeitungen schlagen Lärm für die Kandidaten der Partei, welcher sie angehören.

Wenn dagegen der Statthalter oder der Bürgermeister einer Stadt gewählt wird, dann ist alles in Bewegung, um den Kandidaten der Partei durchzusetzen, weil jene viele untergeordnete Stellen zu vergeben haben und viele Begünstigungen bei öffentlichen Bauten und sonstigen öffentlichen Unternehmungen erweisen können. Bald nach meiner Ankunft in Amerika zog eines Abends durch die Straßen von Baltimore ein Trommelschläger und ein Querpfeifer an der Spitze eines Trupps Jungen. Auf meine Erkundigung, was das zu bedeuten habe, erfuhr ich: nächsten Tags sei Repräsentantenwahl für Baltimore. Höchst gespannt, wahrzunehmen, wie es bei solcher Wahlhandlung hergehe, ging ich andern Morgens in Begleitung eines in Baltimore schon seit längern Jahren ansässigen Freundes nach den verschiedenen Stimmplätzen. Voll Verwunderung, daß alles so still und ruhig zugehe, gab mir mein Freund zur Antwort: die Repräsentanten hätten keine Stellen zu vergeben, darum gehe alles so ruhig zu. In acht Tagen werde der Bürgermeister von Baltimore gewählt, da würde ich, weil die Besetzung mancher untergeordneter Stellen von ihm abhange und er mancherlei Begünstigungen erweisen könne, ein ganz anderes Treiben gewahr werden. Richtig traf dieses ein: von früh Morgens bis zum Untergang der Sonne, wo die Stimm-

kasten geschlossen werden, waren vor den Gebäuden, wo die Stimmen abgegeben werden, Haufen von Menschen, die alle Augenblicke die Stöcke erhoben, um über einander herzufallen, wobei es jedoch sein Bewenden behielt, indem ruhige und besonnene Bürger (die Polizei läßt sich entweder bei solchen Gelegenheiten nicht blicken, oder hält sich ganz im Hintergrund und schreitet nicht eher ein, bis es zu wirklichen Gewaltthätigkeiten gekommen ist und es sich zeigt, daß ohne ihre Dazwischenkunft Ruhe und Ordnung nicht wiederhergestellt werden kann) die unruhigsten Köpfe, die meistens in betrunkenem Zustande sich befanden, wegführten. Nach einiger Zeit fanden diese sich jedoch wieder ein, oder wurden durch andere ersetzt, weshalb jene Auftritte sich bis zum Schluß der Abstimmung hinzogen. Aehnliches erlebte ich nun später in Neuyork.

Die meisten derer jedoch, die dabei nichts zu hoffen und nichts zu verlieren haben, enthalten sich auch bei den eben gedachten Wahlen ihres Stimmrechts, oder bedienen sich desselben nur auf dringendes Zureden Betheiligter. In manchen Gegenden, wo die Interessen allgemeiner und stärker hervortreten, im Allgemeinen gleichfalls auf dem Lande mag sich die Betheiligung bei den Wahlen lebhafter äußern. Aber dort vermag es entweder nur der Vortheil oder die hinreichender Grundlage ermangelnde Parteileidenschaft.

Gewöhnlich wird das Zeitungslesen als Zeichen eifriger Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten angesehen. Es ist wahr, man sieht oft Karrenfahrer, Kutscher, Verkäufer von Früchten und andern Lebensmitteln, auch wohl Tagelöhner, während sie auf der

Straße rasten, ein Zeitungsblatt lesen. Allein sieht man nach, welches Blatt diese Menschen zur Hand haben, so findet's sich, daß es ein solches ist, welches zwar auch mit Politik sich befaßt, mehr aber örtliche Gegenstände enthält, als Ausschreiben der Obrigkeit, Verhandlungen vor dem Stadtrath, der Polizei, den Gerichten und in öffentlichen Versammlungen, Stadtneuigkeiten, hauptsächlich aber Geschäftsnachrichten: Verkäufe, Vermiethungen, Auktionen, Ankunft und Abgang von Schiffen, dann Theateranzeigen u. s. w. Jeder, der in Amerika ein Geschäft treibt, hält sich daher eins dieser obendrein noch durch Wohlfeilheit sich auszeichnenden Blätter, z. B. die in Neuyork erscheinende Sonne. Jedoch kann man versichert sein, daß jene Klasse von Menschen nicht des politischen Inhalts wegen die Zeitung zur Hand nimmt, sondern wegen der Anzeigen, und sich um jenen nur bekümmert, wenn sie gerade Zeit dazu hat. Nicht viel anders halten es auch andere Geschäftsleute, als die Handwerker, ja selbst die Kaufleute, die am Tage viel zu sehr mit ihren Geschäften zu thun haben, als daß sie sich viel um Politik bekümmern sollten. Insgesammt sehen sie, ehe sie sich zum Geschäfte rüsten, die Zeitungen der Ankündigungen wegen, die sie am meisten angehen, flüchtig durch. Kommen sie Abends aus ihrem Geschäfte zu Hause, so sind sie viel zu ermüdet und abgespannt, als daß sie noch eine Zeitung zur Hand nehmen, gar wohl sich in die weitläufigen und großentheils nichtssagenden Verhandlungen und Ausführungen des Kongresses, sowie anderer gesetzgebenden und verwaltenden Behörden hinein arbeiten sollten. Viele besuchen auch wohl Abends noch ein Wirthshaus, und da wird

allerdings Politik verhandelt, wenn nicht wieder Geschäfte den Stoff zur Unterhaltung geben, oder sie gehen in eine Versammlung. Diese jedoch sind fast durchgängig Parteiversammlungen, welche die einseitigste Richtung verfolgen, wo also wieder das Allgemeine wenig in Berücksichtigung kommt. Wie wenig aber das Lesen einer Zeitung, und wäre es die beste, genügen würde, um sich über die Interessen des Landes aufzuklären und sich ein sicheres Urtheil über die Verfolgung derselben zu bilden, darüber ist oben das Weitere ausgeführt.

Wenn nun die Amerikaner bei ihren eigenen innern Angelegenheiten hauptsächlich durch Eigennutz und Selbstsucht geleitet werden, sobald aber diese nicht in Betracht kommen, gegen das Allgemeine sich gleichgültig zeigen, so läßt sich erwarten, daß sie sich um Angelegenheiten fremder Länder fast gar nicht bekümmern. Eine Ausnahme tritt nur dann ein, wenn ihr eigenes Interesse dabei im Spiele ist, z. B. bei Canada und Cuba. Nach dieser Insel trachten sie fast begieriger noch als nach jenem Lande und sie sehen sie geradezu als sich verfallen an. Fragt man, mit welchem Rechte, so lautet die Antwort: wegen ihrer günstigen Lage und weil sie derselben ihrer Handelsbeziehungen wegen nothwendig bedürften. Dies ist in ihren Augen genügend, um sich ein wohlerworbenes Recht auf die Insel beizumessen. Nur die Art und Weise, wie dieses Recht geltend zu machen ist, setzt sie in einige Verlegenheit, obgleich Viele auch deshalb mit sich im Reinen sind und einfach Wegnahme der Insel in Vorschlag bringen. Natürlich ist dies nicht die Sprache der Aufgeklärten und der Regierung, aber man höre sich mal im Volke um. Und eben die Men-

schen, welche jede ihnen zusagende Eroberung als vollkommen gerechtfertigt ansehen, wenn sie auch noch so fern von irgend einem begründeten Anspruche ist, sind es, die, wenn die Rede auf die Theilung Polens kommt, oder daß Oesterreich den Freistaat Krakau sich einverleibte, dies als das himmelschreiendste Unrecht betrachten, vor Entrüstung außer sich gerathen, obgleich diesen Handlungen, wenn auch keine bessern, doch gerade keine schlechtern Beweggründe zur Seite standen. Die Amerikaner hätten eben so viele Neigung, als die republikanischen Franzosen in den neunziger Jahren, andere Völker frei zu machen, d. h. diese sich zu unterwerfen, scheuten sie nicht die Engländer.

Sonst mag in der Welt vorgehen, was da will, das kümmert die Amerikaner wenig und sie bleiben dabei gleichgültig. Wenn die amerikanischen Zeitungen den Mund noch so voll nehmen, sobald von den Freiheitsbestrebungen anderer Völker die Rede ist, und sich nicht anders geberden, als würde die amerikanische Nation Gut und Blut dran setzen, um diese zu unterstützen, so sind dies nichts als leere Worte. Während der revolutionären Bewegungen in den Jahren 1848 und 1849 äußerten die amerikanischen Zeitungen aller Farben die höchste Theilnahme für diese, viele drangen sogar auf unmittelbare Betheiligung an denselben. Nichtsdestoweniger verlautete von keiner Versammlung, die den Zweck gehabt hätte, die Bewegungen durch materielle Mittel, wäre es auch bloße Geldbeisteuer gewesen, zu unterstützen. Was für Irland geschah, ging von den Irländern selbst aus, und hätten sich Amerikaner dabei betheiligt, so würde dem kein anderer Grund untergelegen haben, als der

England durch den Abfall Irlands zu schwächen, da ihnen jenes der ärgste Stein des Anstoßes so lange bleiben wird, als es nicht gestürzt ist. Nur ein sehr geringer Theil dessen, was zu Gunsten der irländischen Bewegung in den Vereinigten Staaten aufgebracht war und wozu selbst der ärmste Irländer redlich das Seinige beigetragen hatte, kam aber an den Bestimmungsort, sondern zerrann unter den Händen, die die Sammlung unternommen hatten. Es soll hier durchaus nicht den Amerikanern zum Vorwurf gemacht werden, daß sie fremde Revolutionen nicht werkthätiger unterstützten. Liest man aber ihre Begeisterung für diese, man sollte glauben, sie würden alles für diese opfern, während sie bei bloßen Worten ihr Bewenden behält, und wie manche Ausländer haben sie vielleicht durch ihre Reden zu dem thörichten Wahne verleitet, sie könnten bei revolutionären Unternehmungen auf die Unterstützung der Amerikaner rechnen. — Die Ehrenbezeigungen, die Seitens der Amerikaner einzelnen Flüchtlingen widerfuhren, kosteten begreiflich kein Geld, hatten auch noch dazu ziemlich offen liegende andere, mit dem Parteiwesen zusammenhängende Beweggründe. Ebenso wenig ist es im Grunde hoch anzuschlagen, wenn der Kongreß Solchen, die sich durch ihre Freiheitsbestrebungen besonders hervorthaten und ein Opfer derselben wurden, nachdem sie eine Zuflucht in Amerika suchten, Staatsländereien umsonst überwies, da es deren ja in solchem Ueberflusse gibt, daß selbst nach Jahrhunderten noch die Nachfrage nach denselben wird befriedigt werden können. Es wird ihnen daher etwas dargeboten, woran es nicht mangelt und was der jetzigen Generation der Amerikaner nicht ent-

geht, sondern erst einer viel spätern, und bei dem die Verwilligenden keinen Heller aus ihrer Tasche zu opfern brauchen. Es würde kein Grund vorliegen, auf den Werth solcher Schenkungen von Land einzugehen, erschienen sie nicht in der Ferne verdienstlicher, als sie wirklich sind, thäten die Amerikaner selbst sich nicht so viel darauf zu Gute und käme es daher nicht darauf an, den Werth der Unterstützung festzustellen. Amerika ist recht eigentlich das Land des Humbugs — der Aufschneiderei, man trifft sie da in allen Gestalten und in allen Verhältnissen!

Es würde hier noch der Scheidung des Volks, in einen aristokratischen und nichtaristokratischen Bestandtheil, wovon bisher das Nähere nicht erwähnt ist, zu gedenken übrig bleiben. Weil inzwischen sie mehr in geselliger als in politischer Beziehung sich kund gibt, wird erst in dem nächsten Abschnitte von ihr die Rede sein. Unerwähnt zu lassen ist jedoch hier nicht, daß sie sich auf jene Scheidewand nicht ausschließlich beschränkt, vielmehr genießt die Aristokratie Einfluß auf eine Staatsanstalt, wo man solchen am wenigsten erwarten sollte, wo der ihr gewährte Vorzug den Grundsatz der Gleichberechtigung auf's Aeußerste verletzt und leicht zu den weitgreifendsten Erschütterungen führen könnte, wo er dessenungeachtet aber bisher als heilsam sich erwiesen hat. Dieser Vorzug der Aristokratie besteht darin, daß nur allein deren Söhne in der Militärschule in Westpoint — der einzigen in den Vereinigten Staaten zur Heranbildung von Offizieren — aufgenommen werden. Da nun der Gemeine im stehenden Heere nur bis zum Feldwebel, nicht zum Offizier aufrücken kann, und dieses selbst nicht im

Kriege, mag er sich noch so sehr durch Tapferkeit ausgezeichnet haben, so werden mithin alle Offiziersstellen durch Söhne der Aristokraten besetzt. Als heilsam hat sich aber diese Einrichtung insofern bewährt, als das Offizierkorps des stehenden Heeres durchgängig aus gebildeten Männern besteht, unter denen viele wissenschaftliche und allgemeine Kenntnisse verbreitet sind, und die über die strengste Aufrechterhaltung der Disziplin wachen. Es liegt allerdings eine Härte und Ungerechtigkeit darin, wenn kenntnißreiche und verdienstliche Unteroffiziere selbst zur Kriegszeit nicht zu Offizieren aufrücken können. Indessen die Besorgniß, daß sie über ihre frühern Dienstgenossen nicht das nöthige Ansehen sich würden verschaffen können, hat jene Einrichtung hervor gerufen, die von diesem Gesichtspunkte aus Vieles für sich hat, auch, so viel ich weiß, Seitens der Demokraten keiner Anfechtung unterliegt. Wie schwer es an sich ist, in republikanischen Soldaten Disziplin aufrecht zu erhalten, beweisen die Freiwilligen-Regimenter, die zur Kriegszeit errichtet werden und ihre Offiziere, mit Ausschluß der Stabsoffiziere, selbst wählen.

---

5. Sitten, Gewohnheiten und geselliges Leben.

Nach dem Vorausgeschickten wird sich erwarten lassen, daß nicht leicht ein einförmigeres, freudenloseres Leben gedacht werden kann, als das der Amerikaner. Mit Recht wird gesagt: sechs Tage in der Woche gehen sie von früh Morgens bis spät Abends den Geschäften nach und den siebenten drei Mal in die Kirche. Weder

ist es die Natur, noch sonst ein geistiger Genuß, der sie anspricht. Die schönsten Gegenden durchreisen sie, ohne daß sie auf diese im Mindesten achten. Nie sieht man sie auf Spaziergängen, höchst selten selbst nur in den Gärten. Da Anhäufung von Reichthum das Hauptstreben des Amerikaners ist, so bleibt er selbst nach gesammeltem Vermögen gleichgültig gegen die Annehmlichkeiten des Lebens, ohne auf Genuß desselben bedacht zu sein. Bei den größten Landgütern trifft man daher höchst selten Anlagen, die zum Vergnügen gereichen, ja selbst nur Blumenbeete, weil sie nichts einbringen und Kosten veranlassen. Sogar in den Städten ist Blumenzucht kaum wahrzunehmen. Nirgends sieht man auf den Märkten größere und beachtungswerthe Blumenausstellungen, und die feilgebotenen Sträuße enthalten Blumen, die man in Deütschland zu den allergewöhnlichsten Gartenblumen zählt, z. B. einfache Georginen (gefüllte habe ich nur in wenigen Gärten wahrgenommen). Seit einigen Jahren macht Neuyork hinsichtlich der Blumenzucht eine Ausnahme. Einige deutsche Gärtner in der Nähe versehen die Märkte mit vorzüglichern Topfgewächsen. Aber man sehe sich in Philadelphia, Baltimore und Albany um, wie es da noch um die Blumenzucht steht! Auch in andern Dingen, die mit Liebe zur Natur in Verbindung stehen, zeigen sich die Amerikaner gleichgültig. In wenigen Häusern hält man z. B. Singvögel. Die vorhandenen sind meistens Kanarienvögel, selten die dort heimische Drossel, obgleich sie im Gesange die deutsche Drossel beinah übertrifft, oder andere dasige Singvögel. Bei keiner Stadt findet man öffentliche Anlagen, die das Auge erfreuen, oder eigens zu dem

Zweck hergestellte und durch Anpflanzungen gezierte Spaziergänge, auf keinem Punkte, wenn er auch die schönste Aussicht darbietet, Bänke oder Anlagen, die den Spaziergänger einladen, länger zu verweilen und mit Gemächlichkeit die Natur zu betrachten.

Von dem Besuche benachbarter Vergnügungsorte durch zusammengetretene Gesellschaften weiß man in Amerika nichts, weder in größern noch kleinern Städten. Wo die Amerikaner an öffentlichen Orten zusammen treffen, geschieht es nicht, um geselliges Vergnügen zu genießen, sondern es finden immer nur Einzelne sich ein, die sich einander fremd sind und es auch während des Zusammenseins bleiben. Bald, nachdem sie gekommen und Einiges genossen, scheiden sie wieder von dannen. Bei keiner Gelegenheit, außer in Privatgesellschaften im geschlossenen Raume, suchen sich die Menschen durch Gesang, Spiel oder sonstigen Scherz zu belustigen. Weder in den Städten und noch viel weniger auf dem Lande, weder während noch nach vollbrachter Arbeit findet man Frohsinn unter den Menschen. Tanz findet nur in geschlossenen Gesellschaften und auf Bällen statt, nie als Volksbelustigung im Freien oder in Tanzsälen, wo Jeder als Zuschauer Zutritt fände, wie es bei ländlichen Festen und Vergnügungen in Deutschland der Fall ist. Weder in größern noch kleinern Städten weiß man etwas von Messen oder Jahrmärkten, weder dort noch auf dem Lande etwas von Schützenhöfen oder Kirchweihen.

Das Reisen, das anderwärts so großen Reiz gewährt, wird hier höchst langweilig, und Jeder ist froh, wenn die Reise zurückgelegt ist. Selbst die schönsten Gegenden lassen Einen kalt, weil Niemand da ist, dem

man sein Gefühl mittheilen könnte, dem man wenigstens es anmerkte, daß er das Gefühl theile. Nichts Trostloseres kann man sich denken, als das Reisen auf der Eisenbahn, oder auf dem Dampfschiffe, oder den Aufenthalt in amerikanischen Gaststuben, sobald man nur unter Amerikanern sich befindet. Um den Fremden bekümmert sich kein Mensch, sogar nicht während der Mahlzeit. Sind es nicht zufällig Bekannte, so berücksichtigt Keiner den Andern. Jeder nimmt am Tisch seinen Platz ein, ohne seinen Nachbar zu begrüßen und ohne ein Wort zu reden. Selbst unter Bekannten führen höchstens drei oder vier mit einander Unterhaltung, nie so laut, daß man in der Entfernung einiger Schritte ein Wort davon verstehen könnte. Nie findet eine allgemeine Unterhaltung statt. Achtet man aber auf das Gespräch Bekannter, so kann man unter hundert Fällen neunundneunzig annehmen, daß sich das Gespräch um die Lieblings-Thema's dreht — Handel und Geschäfte, und Politik, sofern ein besonderes Ereigniß mehre Theilnahme hervor ruft. Andere lesen Zeitungen, die auf jeder Straße, besonders aber an den Abfahrtsplätzen der Eisenbahnen und Dampfboote feilgeboten werden und in jeder Gaststube in großer Zahl aufliegen. Die Meisten aber verhalten sich lautlos, holen zur Beschäftigung mit einem Federmesser den Schmutz unter den Nägeln hervor, oder schnitzeln an einem irgendwo gefundenen Stückchen Holz und kauen Tabak — eine unter allen Ständen sehr verbreitete Sitte.

Das Reisen jedoch ist, wie eben gedacht, nicht allein langweilig, sondern auf der Eisenbahn und im Postwagen zugleich höchst anstrengend und nicht gefahrlos.

Die Wagen auf der Eisenbahn werden, da sie nicht fest in den Schienen sich bewegen, beständig hin und her gerüttelt. Dies empfindet man am unangenehmsten, wenn der Zug in eine rasche Bewegung kommt, wie man sie wohl in Deutschland nirgends gewahr wird. Es ist dies besonders dann der Fall, wenn die Eisenbahn durch weniger bewohnte Gegenden sich zieht, in denen die Haltpunkte vier oder fünf deutsche Meilen, vielleicht gar noch weiter von einander entfernt sind. Der Zug kommt dann in einen so schnellen Lauf, daß man unmittelbar am Wege befindliche kleinere Gegenstände gar nicht unterscheiden kann, z. B. welche Getreideart — ob Roggen, Gerste oder Weizen — es ist. Während dieser pfeilschnellen Bewegung des Zugs fliegt man in dem Wagen beständig hin und her.

Ganz erbärmlich sind die Postwagen beschaffen. Es sind dieses große Kutschen, in denen neun Personen Platz finden, gar nicht ein Bißchen bequem eingerichtet und kaum hinreichend gegen Wind und Wetter zu schützen, indem sie statt der Fenster mit ledernen Klappen verschlossen gehalten werden. In diesen werden die Reisenden, sind ihrer neun, zusammen gequetscht und bei der schlechten Beschaffenheit der Landstraßen, wobei dennoch die Kutscher im schärfsten Trabe fahren, auf's Kläglichste zusammen gerumpelt. Zieht sich die Landstraße an Abhängen hin, nie findet sich eine Einfriedigung an derselben. Man ist also auch auf der Post derselben Gefahr ausgesetzt, wie beim Reisen auf Dampfschiffen und der Eisenbahn, wie dies schon oben vorgekommen ist.

Des Sonntags erlauben sich die Amerikaner keinerlei

Vergnügung oder Zerstreuung, sondern er wird von ihnen nur allein der Religionsübung gewidmet. Sobald das Glockengeläute beginnt, entweder durch einzelne Schläge, ähnlich als würde Sturm geläutet, oder durch eine das Ohr noch verletzendere Art Glockenspiel, wobei die Tonleiter auf und nieder oder irgend eine nichts weniger als geistliche Melodie gespielt wird, ist Alles, Männer und Frauenzimmer bis zu den Kindern herab, im höchsten Putz, in Bewegung, die Kirche zu besuchen. Von Außen strömen die Landleute, die in ihrer Nähe keine Kirche haben, oder einen berühmten Kanzelredner hören wollen, in die Städte, alle zu Wagen, aber die Stadt sofort wieder verlassend, sobald der Gottesdienst beendigt ist. Derselbe beginnt, nachdem schon Morgens neun Uhr Kinderlehre stattgefunden hat, welche aber auch viele Erwachsene zu besuchen pflegen, Vormittags um elf, Nachmittags um drei und Abends um sieben Uhr, und dauert Morgens und Nachmittags zwei, Abends aber oft drei Stunden. Sämmtliche Sekten befolgen den dreimaligen Besuch der Kirche des Sonntags sehr streng, und jedes Vergnügen, jede Zerstreuung, wäre es auch bloßer Spaziergang oder Besuch bei Bekannten und Verwandten, halten sie für Sünde, indem sie, aus der Kirche zurückgekehrt, die Zeit mit Lesen in der Bibel ausfüllen. Außerdem aber haben sie Abends an einem bestimmten Wochentage, meistens Donnerstags oder Freitags, noch Kirchenandacht. Während der Zeit des Gottesdienstes sind des Sonntags alle Kirchen gedrängt voll Andächtiger, wiewohl die Zahl der Kirchen aller Orte außerordentlich ist. In Neuyork sind außer den Betsälen der kleinern Sekten deren weit über zweihun-

dert, und überall, wo die Stadt erweitert wird, macht man den Anfang mit Erbauung einer oder mehrer Kirchen. Dasselbe findet auch an allen andern Orten statt, und wo auf dem Lande zwanzig Häuser zusammen liegen, finden sich auch ein oder ein paar Kirchen.

Die Kirchen sind zwar im Innern einfach, alle aber überaus nett und reinlich, bedielt, mit Teppichen und gepolsterten Bänken und für den Winter mit Oefen versehen, so daß man nicht im Mindesten von der Kälte leidet. Im Sommer suchen die Damen die oft kaum erträgliche Hitze in der Kirche durch Fächer zu mildern, und es sieht drollig aus, wie jede Dame beständig fort ihren Fächer in Bewegung setzt.

So wenig entgegenkommend die Amerikaner bei andern Gelegenheiten sind, so findet das Gegentheil statt, sobald ein anständig gekleideter Fremder in die Kirche tritt. Sofort kommt ein Kirchendiener auf ihn zu, um ihn in einen Stuhl zu führen, wo er Gesang- und Gebetbuch vorfindet, aber auch bis zu Ende des Gottesdienstes ausharren muß, indem es für sehr unschicklich gehalten wird, wenn Jemand zuvor die Kirche verläßt.

Das häufige Kirchengehen bringt es aber nothwendig mit sich, daß darunter die Andacht leidet. Man sieht daher oft Leute, besonders während des Abendgottesdienstes, sich dem Schlafe ergeben. Die jungen Leute dagegen werfen sich fleißig Blicke zu; auch ist es Gebrauch, daß nach beendigtem Abendgottesdienste die jungen Herren die jungen Damen nach Hause führen. Nicht ohne Grund wird daher behauptet, derselbe diene ihnen zum Stelldichein.

Alle Läden sind Sonntags geschlossen; ausgenommen sind in Neuyork die, in welchen Lebensmittel verkauft werden: der Bäcker und Kaufleute. Inzwischen die allermeisten derselben halten dessenungeachtet ihre Läden verschlossen. Kein Omnibus ist in Bewegung, und bis vor wenigen Jahren durften in allen Staaten ohne Ausnahme auch die Eisenbahnzüge und Dampfboote Sonntags nicht abgehen. Ein etwas regeres Leben ist jedoch jetzt in Neuyork eingetreten. Zwar dürfen in dieser Stadt die Omnibus Sonntags noch immer nicht die innern Stadtviertel befahren; aber es ist ihnen, so wie den Eisenbahnzügen gestattet, von dem nördlichen Stadttheile aus sich in nördlicher Richtung zu verfügen; auch einzelne Dampfboote stellen ihre regelmäßigen Fahrten nicht ein.

So sehr nun der Sonntag heilig geachtet wird, so wenig werden die christlichen Feste berücksichtigt; Ostern, Pfingsten, Weihnachten und Neujahr werden wie jeder andere Sonntag begangen. Fallen Weihnachten und Neujahr auf einen Wochentag, so werden sie an diesem nicht gefeiert, sondern erst am nächstfolgenden Sonntage. Man weiß also nichts von einem zweiten Festtage, eben so wenig etwas von Grünemdonnerstag, Charfreitag und Himmelfahrt. Am Neujahrstage jedoch, wenn er nicht auf einen Sonntag fällt, sonst am nächsten Tage, ist es in Neuyork, jedoch nur allein in dieser Stadt, Gebrauch, daß die Herren den Damen ihren Glückwunsch überbringen. Dann wird in jedem Hause das Beste aufgetafelt, was das Land darbietet, und jeder Besucher langt auch unaufgefordert zu. Je mehr Besucher sich einfinden, zu desto größerer Ehre rechnen sich dies die

Damen vom Hause an, und sie bemerken sich sorgfältig, wer da gewesen. Es würde als die größte Unart gelten, bliebe Jemand in einem bekannten Hause aus. Daher sind die Herren vom frühen Morgen bis spät Abends in Bewegung und es findet an dem Tage ein merkwürdiges Rennen derselben statt, da manche blos der Neugierde wegen sich hie und da einstellen. Am nächsten Tage beglückwünschen sich die Damen unter einander und theilen sich mit, wie viele Glückwünsche sie Tags zuvor empfangen haben und von wem. Dann sind die Straßen eben so lebhaft von Damen, als Tags zuvor von Herren gefüllt. Wessen Geschäfte es aber nur irgend erlauben, findet sich dann auch wieder, wäre es auch nur auf einige Zeit, auf den Straßen ein, um die Damen zu bewundern, die insgesammt im höchsten Putze die Besuche abstatten.

Außer dem Neujahrstage ist es noch der 4. Juli, der Tag der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten, der als Feiertag begangen wird und eine Abwechslung in das einförmige Leben der Amerikaner bringt. Dieser jedoch wird an allen Orten gefeiert, auf dem Lande ebenso wohl als in den Städten. Fällt der 4. Juli auf einen Sonntag, so wird auch er den nächsten Tag begangen, damit nicht die Sabbathsfeier gestört werde. Indessen Aufzüge der Miliz und der einzelnen Verbrüderungen, wobei die Spritzenmannschaft eine Hauptrolle spielt, den ganzen Tag über Schießen und Abbrennen von Fröschen und Schwärmern in den Straßen, wobei nicht selten Verletzungen der Vorübergehenden vorkommen, sowie Abends Feuerwerk auf Kosten der Gemeinde, das ist alles, was diesen Tag auszeichnet. Da an diesem Tage

der Jugend sowie der niedern Volksklasse jeder Unfug nachgesehen wird, so ist derselbe so arg, daß man sich scheuen muß, die Straße zu betreten. Auf den Nichteingebornen kann dieser Tag daher keinen angenehmen Eindruck hervorbringen, vielmehr wird Jeder, der nicht an bloßem Lärm Freude findet, froh sein, daß die Amerikaner nur einen Festtag haben.

Nach freudenlos verlebtem Sonntage überlassen sich alle Stände und Klassen der Gesellschaft die sechs Wochentage hindurch ihren Geschäften, in den Städten sowohl, als auf dem Lande.

Selbst die größte Stadt der Vereinigten Staaten, Neuyork, in welcher die meisten Fremden zusammenströmen, wo noch das meiste europäische Leben zu treffen ist, auf welches die Amerikaner ebenso wie auf ihre Hauptstadt blicken, wie die Engländer auf London, die Franzosen auf Paris, bietet nur ein lebhaftes Bild geschäftlichen Verkehrs dar. Außer den Theatern und den von Zeit zu Zeit stattfindenden Konzerten kann von öffentlichen Gelegenheiten zu Vergnügungen und Zerstreuungen so gut als gar nicht die Rede sein. Es ließe sich nur dahin rechnen das Museum. Dasselbe ist Privateigenthum und enthält außer einer Sammlung ausgestopfter Thiere und Wachsfiguren allerhand Kuriosa. Zuweilen lassen sich dort auch Zwerge, Riesen oder unförmlich dicke Menschen sehen. Wen diese nicht anziehen, wird es kaum der Mühe werth finden, das Eintrittsgeld für jene Gegenstände auszugeben. Schlechte Hornmusik, von vier oder fünf Personen ausgeführt und berechnet, Zuschauer heranzulocken, vergällt Einem vollends den Aufenthalt in dieser Anstalt. Dann hat Neuyork den Winter hindurch

eine Menagerie und eine Reitergesellschaft aufzuweisen, aber weder ein auf europäischen Fuß eingerichtetes Kaffeehaus, noch in oder in der Nähe der Stadt einen Platz, wo Unterhaltungsmusik stattfände. Denn unmöglich kann man nach deutschen Begriffen dahin rechnen, wenn in ein und der andern Restauration ein paar Sänger oder Sängerinnen, mit Begleitung des Piano, Arien aus italienischen oder französischen Opern, oder gar englische oder amerikanische Lieder mit ungeübter oder veralteter Stimme vortragen, bei welchen Gelegenheiten die Amerikaner gleichwohl mit Beifallklatschen oft kaum zu Ende kommen.

Es gibt jedoch in Neuyork Billards und Kegelbahnen, letztere mitunter im zweiten Stock der Häuser angebracht und drei oder vier in einem großen Saale unmittelbar neben einander, blos durch ein niedriges Brett getrennt. Leicht läßt sich denken, welches unausstehliche Geräusch das Rollen der Kugeln und Fallen der Kegel in diesen Sälen hervorbringt. Allein hieraus haben die Amerikaner kein Arg, ja es scheint fast so, als bereite ihnen dasselbe Ergötzen. Den Tag über werden inzwischen die Billards und Kegelbahnen selten benutzt; nur Abends findet ein lebhaftes, aber wenig ansprechendes Treiben auf ihnen statt.

Aller sonstige Verkehr beschränkt sich, neben dem in den Gasthäusern, auf den in den Restaurationen, hauptsächlich aber in den Austernkellern. So groß deren Zahl in allen Stadttheilen ist, so werden sie dennoch von Gästen fast nie leer, da Austern die Lieblingsspeise der Amerikaner sind. Man findet daher auch auf öffentlichen Plätzen Buden, wo Austern feilgeboten werden. Sie werden roh oder mit verschiedenen, zum Theil sehr schar-

fen Saucen, auch gebraten und als Suppe zu allen Tageszeiten, meistens jedoch in der Zwischenzeit der Mahlzeiten oder zur Nachtzeit genossen. Es gibt daher Keller, die die ganze Nacht hindurch nicht geschlossen werden. Man hat Austern von außerordentlicher Größe und kleinere von vorzüglicher Güte, insgesammt zu verhältnißmäßig geringem Preise. Sie kommen in großer Menge in allen Meeresbuchten vor und werden tief ins Innere verfahren. Wohl wenige Amerikaner, selbst aus der Klasse der Tagelöhner, lassen einen Tag in der Jahreszeit, wo ihr Genuß der Gesundheit keinen Nachtheil bringt, was in den Monaten der Fall ist, in denen kein R vorkommt, verfließen, ohne nicht deren in größerer oder geringerer Zahl zu speisen. Die eben erst aus der See gekommenen sind natürlich am theuersten; sind sie erst einen oder zwei Tage alt geworden, so kann man sie zu Spottpreisen kaufen. In den Austernkellern, die großentheils prachtvoll ausgestattet sind, findet ein beständiger Wechsel der Gäste statt, indem diese sich nach dem Genuß der Speisen und Getränke sofort wieder entfernen. Austern und Getränke werden meistens stehend, an der Bar, genossen. An ein Niederlassen, um der Unterhaltung willen, denkt selten Jemand. Eine in den meisten Austernkellern sich vorfindende wunderbare Einrichtung ist die, daß in denselben kleine Verschläge angebracht sind, in denen vier Personen Platz finden und durch einen Vorhang sich von der übrigen Gesellschaft absondern und unsichtbar machen können, wovon häufig beim Genusse von Wein Gebrauch gemacht wird.

Alle Glücksspiele sind verboten, weshalb man denn an öffentlichen Orten nie Kartenspielen sieht. Auch in

Privathäusern ist dasselbe ungebräuchlich. Desto mehr aber werden Hazardspiele im Geheimen geübt, und obgleich die Orte, wo sie betrieben werden, ziemlich allgemein bekannt sind, manche derselben sogar wegen der ärgsten Uebervortheilungen der Bankhalter im übelsten Rufe stehen, so schreitet doch die Polizei selten gegen sie ein. Auch das Lotteriespiel ist verboten; dennoch kann man fast bei jedem Geldwechsler Loose zu geheimen Lotterien erlangen. Eigentlich gehört auch das Kegelspiel zu den verbotenen Spielen. Da indessen das Gesetz das mit neun Kegeln verbietet, so werden zehn Kegel benutzt. Das Billardspiel wird in Neuyork ungehindert geübt. In Baltimore aber ist eine so hohe Steuer auf Billards gelegt, um auch dieses Spiel zu verdrängen, daß man an öffentlichen Orten keins findet.

Sonach bleiben der Hafen, wo stets eine große Zahl von Schiffen aller handeltreibenden Völker vor Anker liegen, abgehen und hinzukommen, sowie die Schiffswerfte, wo beständig eine Menge Schiffe in Bau begriffen sind, ferner das Treiben in der Hauptstraße, dem Broadway, und das Betrachten der auf's Reichhaltigste ausgestatteten Kaufmanns-, Juwelen-, Gold- und Silberläden und der weniger anziehenden Bilderläden für den, der noch keine größere Stadt, insbesondere keine bedeutendere Handelsstadt gesehen hat, das Merkwürdigste, was Neuyork darbietet, und die einzige Gelegenheit zur Zerstreuung. Jedoch *ein* Tag ist vollkommen hinreichend, um alles Sehenswürdige, was diese Stadt darbietet, wahrzunehmen, und schon den nächsten Tag sieht man sich vergebens nach etwas Neuem um. Manche Sehenswürdigkeiten, insbesondere wissenschaftliche Anstalten, z. B.

ein botanischer Garten, deren hin und wieder in Beschreibungen von Amerika gedacht wird, sind entweder in Neuyork gar nicht vorhanden, oder so unbedeutend, daß an Ort und Stelle Nachfrage nach ihnen sich als vergeblich ausweist.

Nichts aber wird man leichter überdrüssig als das Auf- und Abwandeln in den Straßen, weil in denen, wo der meiste Verkehr sich zusammendrängt, durch die Menge von Fuhrwerken, die beständig in Bewegung sind, solcher Lärm und so arges Geräusch hervorgebracht wird, daß man kaum sein eignes Wort verstehen kann und ganz betäubt wird. Wagen auf Wagen folgen so schnell, daß man oft längere Zeit warten muß, ehe man von der einen zur andern Seite der Straße gelangen kann, und dennoch läuft man oft Gefahr überfahren zu werden. In den Nebenstraßen dagegen ist es desto todter. Dann nachher sind die Straßen wegen ihrer Einförmigkeit ermüdend. Selten kommt ein Gebäude vor, welches die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Endlich aber trifft man meistens nur geschäftige Menschen, die mit höchster Eile die Straßen durchrennen, oder Damen, die, wenn sie auch durch schöne Gesichtsformen und schönen Wuchs, sowie durch reiche und geschmackvolle Anzüge das Auge auf sich ziehen, doch durch ihren kalten und stolzen Blick dasselbe nicht zu fesseln vermögen. Eher möchten noch die Pferde, die man vor den meisten Wagen trifft, sowohl durch ihre Schönheit, als auch durch ihre ungemeine Abrichtung Bewunderung auch bei dem erregen, der sonst kein besonderer Kenner und Liebhaber von Pferden ist.

Das Straßenpflaster ist jedoch im Allgemeinen gut,

und dies gilt zugleich von allen amerikanischen Städten an der Ostküste. Die Mitte der Straße ist mit runden Steinen gepflastert, und die Seitenwege sind mit breiten Steinplatten belegt, die vier und mehre Fuß ins Geviert haben. Wo sich keine geeigneten Steine zum Pflastern der Seitenwege finden, werden dazu Backsteine benutzt. Die meisten Straßen, besonders die neu angelegten, sind breit und gerade, und vor den Häusern stehen oft Bäume. In den Hauptverkehr-Straßen sind überdies noch an der Sommerseite Pfosten zum Aufspannen linnener Schutzdächer angebracht, die dann von unten bis oben mit Ankündigungen aller Art beklebt werden. Alle Verkaufsanzeigen stimmen darin überein, daß man noch nie Gelegenheit gehabt habe, so Schönes zu so billigen Preisen zu erstehen, als bei der hier verkündigten. Werden ausländische Erzeugnisse angepriesen, so ist dies die alleinige Gelegenheit, wo man sie ächt und unverfälscht bekommen kann, obgleich andere Anschläge ganz dasselbe besagen. Natürlich muß man dahin gestellt sein lassen, wer von den Verkäufern, oder ob keiner von ihnen die Wahrheit verkündigt. Damit man überhaupt auf den Fabrikanten, Handwerker oder sonstigen Geschäftsmann aufmerksam werde, sind deren Namen an die Gebäude, in denen sie ihr Geschäft betreiben, meistens mit riesigen Buchstaben gemalt, und zwar mit desto größern, je höher sie in dem Hause wohnen, was oft im vierten oder fünften Stock der Fall ist. Alles ist darauf berechnet, in die Augen zu fallen. Deshalb auch sind die Theaterzettel, die an den Mauern angeklebt oder in den Wirthshäusern auf eigenen Gestellen ausgebreitet werden, mitunter vier bis fünf Fuß hoch und mehre Fuß breit; und das angekündigte

Stück ist jedes Mal das, welches den meisten Beifall verdient.

In den von den Reichen bewohnten Stadttheilen herrscht ziemlich viel Reinlichkeit, desto geringere in den von den untern Ständen bewohnten, besonders in denen, wo größtentheils Irländer oder Farbige ihre Wohnsitze haben. Hier wird es den zahlreich in den Straßen sich umhertreibenden Schweinen überlassen, solche von dem Abfall aus den Küchen, der ohne Weiteres auf die Straße geworfen wird, rein zu erhalten. In Neuyork zwar ist das Werfen von Kehricht und des Abfalls aus den Küchen auf die Straße, sowie das aufsichtslose Umherlaufen der Schweine auf den Straßen seit einigen Jahren verboten; es wird jedoch dieses Gebot nur in den Hauptstraßen befolgt.

Was hier über die Beschaffenheit von Neuyork und das dasige Leben gesagt ist, findet so ziemlich Anwendung auf Philadelphia, nur daß hier der Verkehr und das Treiben auf der Straße weit geringer ist und der Hafen sowie die Schiffswerfte auch nicht entfernt sich mit denen in Neuyork messen können. Ein noch viel unbedeutenderer Ort in allen diesen Beziehungen ist Baltimore. Das Museum, welches eine ähnliche Einrichtung hat, als das Neuyorker, ist daselbst die einzige öffentliche Anstalt, die Erwähnung finden kann. Weil nicht einmal das ganze Jahr hindurch dort Schauspiel ist, bleibt in Ermangelung dessen für den, der außer dem Hause Zerstreuung sucht, nichts übrig, als der Besuch der Wirthshäuser und sich in diesen der ärgsten Langeweile zu überlassen. Nicht besser steht es um andere Städte. In Albany z. B., der Hauptstadt des Staates Neuyork,

des belebtesten von allen Staaten, findet das ganze Jahr über kein Schauspiel statt. Selten nur werden daselbst Konzerte veranstaltet. Das Museum, aber noch unbedeutender als das in Neuyork, ist auch da wieder der einzige Vergnügungsort. Die öffentlichen Gebäude, die wieder denen der vorhin gedachten Städte ziemlich gleichen, nur daß einige derselben durch vergoldete Kuppeln sich hervorthun, sind außerdem das einzige Berücksichtigungswerthe, was diese Stadt darbietet.

Hat man Neuyork gesehen, so verlohnt sich's kaum, eine andere Stadt in Augenschein zu nehmen. Keine bietet etwas Eigenthümliches. Alle Städte haben in dem wechselseitig entsprechenden Umfange dieselbe innere und äußere Beschaffenheit, dasselbe Ansehen, gewissermaßen denselben Zuschnitt: eine größere Stadt gleicht ganz der andern größern, eine kleinere ganz der andern kleinern. Ueberall in größern oder kleinern Städten im Verhältniß derselben findet man dasselbe geschäftige Treiben in den Hauptstraßen, in den Nebenstraßen dieselbe Oede. Ist man in ihnen nicht heimisch, wird man aus der Stadt nicht ihre Umgegend gewahr, man glaubt, kommt man aus einer Stadt in die andere, noch in derselben sich zu befinden.

Sowie nun das Innere, so gleicht sich auch das Aeußere der Städte. Jedes Jahr werden die größern, auch regelmäßig die kleinern Städte ausgedehnt und da, wo bisher Farmen oder wüste Plätze sich befanden, neue Straßen, die, wie oben bemerkt, sämmtlich in gerader Linie gezogen werden, angelegt. Die Erweiterung der Städte erfordert oftmals die Beseitigung großer Hindernisse durch Ausfüllen der Unebenen, Wegsprengen von

Felsen und Austrocknen von Sümpfen, wobei viele Hunderte von Menschen beschäftigt sind. Weil nun die Erweiterung der Städte meistens nach der Seite hin geschieht, wo der Boden die wenigste Schwierigkeit zur Anlage von Straßen darbietet, so haben die Städte eine sehr unregelmäßige Form und die neuen Straßen ziehen sich meistens an öden Plätzen hin, die dann noch geraume Zeit in ihrer Beschaffenheit bleiben, bis auch sie zur Aufnahme von Häusern umgeschaffen werden. Auf diese Weise mangelt es allen Städten ohne Ausnahme an hübschen und freundlichen Umgebungen; statt dessen bieten diese einen höchst unerfreulichen Anblick dar.

Während nun das Innere und Aeußere der Städte so wenig abweichend ist, trifft man an jedem größern oder kleinern Orte in den Gast- und Privathäusern dieselben Einrichtungen und Gewohnheiten, dieselbe Lebensweise, die Menschen stets mit denselben kalten Mienen, der nämlichen Haltung, demselben steifen Benehmen. Mit vollem Recht kann man daher die Vereinigten Staaten als ein Land der Freiheit und nicht sowohl der Gleichheit, als der Einförmigkeit, soweit nicht die Natur eine Abweichung bildet, bezeichnen.

Wenn nun die an der Ostküste belegenen Städte, wo der meiste Fremdenverkehr sich häuft, so wenig Zerstreuung bieten, so läßt sich leicht denken, wie es in den weiter im Innern belegenen Städten, in Pittsburg, Cincinnati, St. Louis, Buffalo u. s. w., aussehen mag.

In der mehr erwähnten Landstadt, in der ich über drei Vierteljahre verlebte, fanden außer den oben gedachten beiden Konzerten den ganzen Winter hindurch zwei Bälle statt, die aber nur von dem Handwerkerstande Ange-

hörenden, keineswegs auch von Mitgliedern der Aristokratie besucht wurden. Im Sommer trat einen Tag hindurch eine Ausstellung gewerblicher und landwirthschaftlicher Erzeugnisse ein, wobei Prämien ausgetheilt wurden. Außerdem hielt sich während des Sommers in dem Orte einige Tage hindurch eine unbedeutende Kunstreitergesellschaft auf. Dies waren aber auch die alleinigen Begebenheiten, die sich während meines beinah einjährigen Aufenthalts an dem Orte zutrugen, welche auf die mindeste Beachtung Anspruch machen konnten. Sonst ereignete sich ganz und gar nichts, das erwähnenswerth gewesen, worüber nur gesprochen worden wäre, obgleich es ein äußerst gewerbreicher Ort war, in dem vieler Verkehr stattfand. Der eine Tag verfloß wie der andere, keiner brachte die mindeste Abwechslung in dem einförmigen Leben zu Wege. Abends neun Uhr, auch im Sommer, sah und hörte man auf den Straßen kein menschliches Wesen mehr. Die einzige Zerstreuung, die Einzelne, besonders Frauenzimmer, den Sommer hindurch sich verschafften, war, daß sie um die Zeit, wenn die Dampfschiffe von Neuyork nach Albany hier anlegten, um Reisende abzusetzen und aufzunehmen, nach dem Landungsplatze sich begaben, um die Reisenden zu betrachten. Indessen selbst dieses geschah nicht einmal häufig. Sicherlich bietet jedes einigermaßen beträchtliche deutsche Dorf durch seine Schützenhofs-, Kirchweih-, Hochzeits- und andere Gelegenheitsfeste mehr Abwechslung und Vergnügen dar, als diese Stadt von 11,000 Einwohnern, in der mehre Millionäre und viele andere sehr wohlhabende Menschen lebten. — Was man nun gar auf dem Lande, in weiterer Entfernung von den Städten, zu gewärtigen

hat, bedarf sicher nicht erst der Erwähnung. Kann auch hier das Leben im Grunde nicht viel freudenloser gedacht werden, so entbehrt man da doch noch jede Abwechslung in den Speisen, außer denen, die man selbst gewinnt. Die alltägliche Kost daselbst ist Schweinefleisch, von widerlich süßlichem Geschmacke. Selten bietet sich dort Gelegenheit dar, Kalb-, Hammel- und Rindfleisch zu kaufen. Letzteres stammt von altersschwachen, zum Ziehen nicht mehr tauglichen Ochsen, oder nicht mehr genügende Milch gebenden Kühen her, da man sich nicht mit dem Mästen der Ochsen und Kühe befaßt. Daß aber in bewohntern Gegenden die Jagd keine Ausbeute gewährt, dessen ist oben schon gedacht.

Sucht man Zerstreuung in der Umgegend der Städte, so findet man sowohl bei Neuyork, als bei Philadelphia und Baltimore allerdings reizende Punkte, nichts aber, was neben der Natur zu fesseln vermöchte, mit alleiniger Ausnahme der bei Hoboken in der Nähe von Neuyork befindlichen, noch von den Holländern geschaffenen, keinerlei Anlagen, sogar keine Wirthshäuser, wo Menschen, außer Sonntags, sich versammelten und Vergnügen suchten.

In Neuyork, Philadelphia und Albany sind einige mit Bäumen bepflanzte und mit Bänken versehene öffentliche Plätze, jedoch sind sie viel zu klein, um zu eigentlichen Spaziergängen dienen zu können. In Baltimore mangelt es aber sogar an diesen gänzlich. Von öffentlichen Anlagen oder Spaziergängen außerhalb dieser Städte kann nach dem, was oben über die Umgebung der Städte angeführt ist, überall nicht die Rede sein. Keine Allee außerhalb der Städte führt den Fußgänger nach irgend einem Ziele und schützt ihn gegen die Sonnenstrahlen.

Die in der unmittelbaren Nähe jener Städte angelegten Gartenwirthschaften sind meistens von Deutschen errichtet. Vergebens sieht man sich jedoch in den zu denselben gehörenden Gärten nach hübschen Anlagen um. Der gesellschaftliche Verkehr daselbst beschränkt sich selbst bei dem schönsten Wetter fast ausschließlich auf das Innere des Hauses. Indessen nur des Sonntags werden diese außerhalb belegenen Gartenwirthschaften, meistens von Deutschen, Franzosen und Irländern — höchst selten auch von Amerikanern — besucht. Die Wochentage hindurch sind sie verödet; nur ausnahmsweise trifft man an diesen daselbst einen Gast.

Es gibt überall an den Landstraßen, an den Haltpunkten der Eisenbahnen und an den Landungsplätzen der Dampfschiffe, sowie in jeder kleinern Stadt zahlreiche Wirthschaften; aber auch dort beschränkt sich der Verkehr auf das Haus, und Gelegenheit zu besonderem Vergnügen und Belustigung würde man da vollends vergebens suchen.

Die vornehmen Amerikaner pflegen während des Sommers einige Monate in Badeanstalten, von denen Saratoga die bekannteste ist, zugleich des Vergnügens halber zu verweilen. Deutsche, die dort gewesen waren, vermochten aber das Langweilige des Lebens nicht genug zu schildern.

Was nun die Lebensweise, die Sitten und Gewohnheiten der Amerikaner anbelangt, so haben sie vieles Gemeinsame. Dennoch aber sind die der Vornehmern, der Aristokraten, von denen der Geringern verschieden, und mag daher zuvor Einiges über die verschiedenen Stände der Amerikaner, oder wenn von diesen nicht eigentlich die Rede sein kann, über die verschiedenen Schichten der

Gesellschaft, die sich unter ihnen gebildet haben, mitgetheilt werden.

Da, wie oben bemerkt, hier Geld den Werth des Menschen bestimmt, so haben sich auch die Einwohner nach ihrem größern oder geringern Reichthum von einander abgesondert; auf der einen Seite stehen die Vermögenden, auf der andern die Unvermögenden. Jene haben sich zu einer Aristokratie gebildet, die sich schroffer und abgeschlossener zeigt, als die Adels- und Beamtenaristokratie in Deutschland. Zwar gibt es einige Veranlassungen, wo eine völlige Verschmelzung aller Schichten stattfindet: bei Volksversammlungen und Wahlen. Ueber diese hinaus, bei geselligen Zusammenkünften, beim Besuch der Wirthshäuser und Vergnügungsorte, der Theater, findet eine Trennung statt, wie sie vielleicht in der ganzen Welt nicht weiter gefunden wird. Sogar weiß sich die Aristokratie ihre eignen Kirchen zu sichern, dadurch, daß sie diese auf ihre Kosten erbaut und alle Stühle sich vorbehält. Sie bewohnt eigne Stadtviertel, kein zu ihr Gehörender bewohnt oder betritt Straßen, die nicht zu den auserlesenen, den fashionabeln, gehören, geschweige denn, daß er ein in solcher Straße belegenes Haus besuchte, es sei denn Abends, wo er sich unkenntlich machend nicht scheut, Straßen sogar von üblem Ruf zu besuchen.

In der Regel nun nimmt Jeder aristokratischen Stolz an, der zu beträchtlicherer Wohlhabenheit gelangt ist, oder ein Geschäft betreibt, das bedeutenden Gewinn abwirft. Indessen in der Vermögensaristokratie bestehen noch verschiedene Ränge. Oben an steht eine Art Geburtsaristokratie. Den Stamm derselben bilden die, deren Ur-

eltern schon nach den Vereinigten Staaten ausgewandert sind und von vornehmen Geschlechtern in England, Schottland oder Holland abstammen. Als Ebenbürtige nehmen sie die auf, die vornehmer britischer Abkunft, erst neuerlichst eingewandert sind. Gern zählen die derselben Angehörenden ihre Verwandtschaft mit vornehmen Familien ihres Mutterlandes auf. Sie führen ihre eignen Wappen, die auch an dem Kutschenschlage und an dem Pferdegeschirr angebracht werden, halten sich Livreebediente, wozu sich jedoch nur Farbige, auch wohl Engländer und Deutsche herbeilassen; aber kein Amerikaner läßt sich Livree anlegen. Diese Geschlechtsaristokratie hat inzwischen nur so lange Ansehen, als sie bei Vermögen geblieben ist. Ist eine zu derselben gehörende Familie, oder sind einzelne Glieder derselben in Vermögensverfall gerathen, so genießen sie nicht weiter Ansehen und werden so lange nicht mehr zur Aristokratie gezählt, als sie nicht wieder zu Vermögen gelangt sind. Unter derselben pflegt die meiste Bildung und Liebe zu den Wissenschaften, aber auch der meiste Stolz zu Hause zu sein; es hält daher sehr schwer, bei ihr Zugang zu finden. Der Ausländer hat nur dann hierzu Aussicht, wenn er mit Empfehlungsbriefen Hochgestellter herüber gelangt, oder mit einem Gliede derselben im Auslande Bekanntschaft angeknüpft hat. Dann aber kann er auch mit Sicherheit auf die zuvorkommendste Aufnahme rechnen. Weil die Geschlechtsaristokratie, obgleich unter sich ziemlich eng verbunden, nicht sehr zahlreich ist und sich zu sehr absondert und durch ihren Stolz die bloßen Geldaristokraten verletzt, ist sie nicht besonders einflußreich. Selten wird daher ein Mitglied derselben zu einem Amte berufen oder zum Abgeordneten für das Staatenhaus ge-

wählt. Indessen gerade aus ihr gehen die meisten Kadetten auf der Militärschule in Westpoint hervor; dem Sohne des gewöhnlichen Kaufmanns oder eines Handwerkers, ist er auch noch so kenntnißreich und vermögend, gelingt es schwerlich, als Kadet aufgenommen zu werden.

Von ihr abgesehen, kann man die übrigen Aristokraten etwa so auf einander folgen lassen: am höchsten dünken sich die Rentiers und großen Gutsbesitzer, sowie die Großhändler und Fabrikanten, nach ihnen die Handwerker je nach der Zahl der Gehülfen, die sie beschäftigen, sowie die Landwirthe, die einen oder mehre Knechte halten. Gewissermaßen und im Durchschnitt kann man Jeden zu den Aristokraten rechnen, der Andere zu seinen Diensten benutzt, sowohl aus dem Handwerker- als aus dem Bauernstande, und die ihnen als von aristokratischem Dünkel frei gegenüber stellen, die für sich allein oder in Anderer Dienste als Handwerker oder als Tagelöhner arbeiten.

Allgemeiner Gebrauch ist es, dem Namen der Mitglieder der beiden ersten Rangklassen der Aristokratie (der Geburtsaristokraten, sowie der reichen Gutsbesitzer, Rentirer, Großhändler und Fabrikanten) in der Schriftsprache, mit Vorweglassung des Master, die Bezeichnung Esquire (abgekürzt Esq.) anzuhängen, wogegen dem Namen des noch so wohlhabenden Handwerkers blos das Master (in der gebräuchlichen Abkürzung Mr.) vorgesetzt wird.

Jede der verschiedenen Klassen, in der aristokratische Gesinnung zu Hause ist, sieht mit gewaltigem Dünkel auf die andern, tiefer stehenden herab. So wie nicht leicht ein der Geburtsaristokratie angehörender Reicher

mit einem Gutsbesitzer, Kaufmann oder Fabrikanten, der nicht vornehmer Abkunft ist, sich in gesellige Verbindung einlassen wird, ebenso wenig werden diese mit einem Kaufmann, der einzeln verkauft, oder mit einem Handwerker verkehren, wären sie auch noch so gebildet und noch so wohlhabend. Fände aber unter ihnen Verkehr statt, so würde er sich auf ihre Person beschränken, nicht auch auf ihre Familien ausdehnen, indem gerade die Frauenzimmer die höchste Scheidungslinie unter sich ziehen und streng über ihre Aufrechterhaltung wachen.

Die zu einer gewissen Rangklasse Gehörenden verheirathen sich aus dieser heraus in eine niedere kaum anders als des Geldes wegen. In Poughkeepsie lebten zwei Millionäre. Der eine war ursprünglich blos Bauer, hatte aber durch glückliche Landspekulationen das bedeutende Vermögen erworben; der andere hatte als Bierbrauer klein begonnen, betrieb aber jetzt eine der bedeutendsten Brauereien der Vereinigten Staaten. Ihre Kinder waren in die ersten aristokratischen Familien verheirathet, sie für ihre Person kamen aber mit der höhern Aristokratie nur ausnahmsweise in gesellige Berührung.

Von dem Gelehrtenstande genießen durchschnittlich das meiste Ansehen Geistliche und Lehrer an höhern Bildungsanstalten, sowie Advokaten und Aerzte von Ruf, die daneben eine tüchtige Einnahme haben. Unter diesen Voraussetzungen gehören sie der höhern Aristokratie an. Jedoch müssen sie ihren Verkehr auf diese beschränken, wollen sie nicht in der Achtung sinken und den Schichten der Gesellschaft zugezählt sein, mit denen sie im Verkehr leben. Auch die dem Gelehrtenstande Angehörenden bekommen in der Schriftsprache bei Erwähnung ihres Na-

mens das Esq. angehängt. Ist der Gelehrte aber Doktor, so wird das Esquire weggelassen, weil es so angesehen wird, daß der Doktor Esquire sei. Die Geistlichen dagegen genießen den Titel Reverend.

Einen eigentlichen Beamtenstand gibt es nicht, sondern der Beamte bleibt während seiner meistens kurzen Amtsdauer mit denen in Verbindung, mit welchen er es früher war. Die höhern Beamten bekommen aber das Prädikat Excellenz, oder eine Stufe tiefer das Prädikat „Honor“.

Bei eben dieser Absonderung der verschiedenen Schichten der Gesellschaft fällt natürlich wahres, auf gemeinsames geselliges Zusammentreten gegründetes, öffentliches Leben, bei welchem eine Verschmelzung der Stände insoweit einträte, als jeder Anständige und Gebildete in jeglichem Zirkel Zutritt fände, von selbst weg.

Wie aber schon oben bemerkt, beschränkt sich die Sucht sich abzuschließen nicht blos auf den Umgang und den geselligen Verkehr, sondern sie dehnt sich auch auf das Leben im vollsten Umfange aus, und in der Beziehung ist sie wahrhaft abgeschmackt und lächerlich. Kein zur Aristokratie Gehörender wird jemals ein Theater besuchen, das nicht deren Vereinigungsort ist. Dies richtet sich aber nicht etwa nach den Leistungen der Schauspieler, nicht nach der innern Ausstattung des Gebäudes, sondern, wie in so vielen andern Dingen — da, was theuer, auch fashionable ist — nach dem Preise der Plätze. — Wird in einem Schauspielhause, in welchem die Preise niedriger gestellt sind, ein noch so vortreffliches Stück aufgeführt, noch so vorzüglich gegeben, keinen Aristokraten wird es gelüsten, sich da einzufinden, um nicht mit Niedrigstehen-

den sich zu vermengen und in die mindeste Berührung zu kommen. — Nie trifft man Genossen der Aristokratie in den in der Nähe der Städte belegenen Wirthshäusern, nie auf öffentlichen Spaziergängen, z. B. dem reizenden Neuyork gegenüber, oberhalb Hoboken belegenen, am Hudson sich hinaufziehenden, nicht etwa blos Sonntags nicht, weil, abgesehen von dem Religionswidrigen, dann diese Wirthshäuser, sowie diese Gegend der Sammelplatz der geringern Volksklassen sind, sondern ebenso wenig Alltags, wenn auch aus dem niedern Stande kein Mensch dort zu sehen ist, weil dieser Spaziergang des Sonntags der Vergnügungsplatz der untern Volksschicht ist. Kein Mitglied der Aristokratie wird mit einem Dampfboote reisen, dessen Fahrpreis geringer ist, wieder aus derselben Rücksicht, weil dasselbe von Unvermögendern, wenn auch übrigens Anständigen benutzt wird. Ließe sich ein Genosse der Aristokratie in einem der gedachten Theater, Wirthshäuser, auf dem erwähnten Spaziergange oder einem geringern Dampfboote betreffen, er liefe Gefahr, künftig nicht mehr zu derselben gerechnet zu werden.

Die Folge dieser verschrobenen geselligen Zustände der Amerikaner, verbunden mit ihrem mangelnden Sinn für Vergnügen und Zerstreuung, ist, daß die überwiegendste Zahl derselben die Zeit, sobald nicht Geschäfte sie von Hause entfernen, in der Familie zubringt, bisweilen auch in dem Kreise der nächsten Verwandten oder weniger einzelner Familien. So lobenswerth dies einerseits ist und so sehr dies von Vielen als ein Vorzug des amerikanischen Volkslebens hervorgehoben wird, so muß es doch zur Einseitigkeit und Einförmigkeit und, sobald nicht gei-

stige Unterhaltung und Belebung sich hineinmengt, die den meisten Amerikanern fremd ist, zu einer Art Stumpfsinn führen. Diese Lebensweise läßt sich auch nur da durchsetzen, wo Gemüth und Sinn für Geselligkeit überhaupt nicht zu Hause ist.

Je höher nun der Amerikaner sich dünkt und in Ansehen steht, desto mehr schließt er sich ab und sucht nur seines Gleichen auf. Die Gebildeten finden am Tage ihre Unterhaltung hauptsächlich im Lesen schönwissenschaftlicher Schriften und, sofern sie einer Partei angehören, durch Beschäftigen mit der Politik. Den Abend verbringen sie in häuslichem oder geselligem Zirkel oder ausnahmsweise im Theater, oder wohnen wissenschaftlichen Vorträgen bei, die mitunter von diesem oder jenem Gelehrten über ein und den andern Gegenstand gehalten werden. Besonders Frauenzimmer besuchen diese Vorlesungen fleißig — ob und mit welchem Nutzen, kann man sich leicht beantworten. Die meisten Gebildeten — weil hier regelmäßig Bildung durch Unabhängigkeit von Geschäften und größern Reichthum bedingt ist — leben im Sommer auf ihren Landgütern und nur den Winter über in einer der größern Städte. Der reiche Geschäftsmann pflegt dagegen in der Nähe der Stadt, wo er sein Geschäft betreibt, ein Landgut oder Landhaus zu besitzen, das er den Sommer hindurch mit seiner Familie bewohnt, und wohin er Abends nach vollbrachter Tagesarbeit zurückkehrt. Den Winter verlebt er Abends wie Jener. Selten jedoch besuchen die der höhern Aristokratie Angehörenden ein Wirthshaus; geschähe solches, so suchen sie solche auf, wo sie sicher sind, ihres Gleichen zu treffen. Während des Winters — im Sommer aber auch wohl

an den Badeorten — werden zu Zeiten, jedoch im Ganzen selten, von der hohen Aristokratie größere Gesellschaften veranstaltet, die in Hinsicht des Aufwandes und der daselbst herrschenden Pracht, aber auch der Steifheit, Hoffesten schwerlich viel nachstehen, und die republikanischen Zeitungen versäumen nicht, Beschreibungen derselben mit eben der langweiligen Ausführlichkeit zu liefern, wie Hofzeitungen Feste am Hofe schildern.

Die weniger vermöglichern Geschäftsleute verleben ebenfalls den Abend meistens im Kreise der Familie. Unter ihnen ist jedoch der Besuch der Theater und Wirthshäuser schon üblicher. Indessen selbst die anständigern Wirthshäuser sind mehr nur durch die zahlreichen Reisenden und durch diejenigen belebt, die keine Angehörigen an dem Orte haben, weil der öftere Besuch von Wirthshäusern üble Nachrede herbeiführt.

Nur die, welche gegen den Leumund gleichgültig sind oder schon in üblem Rufe stehen, sowie die niedern Volksklassen, besuchen öffentliche Häuser öfterer oder regelmäßig. Die den letztern Angehörenden treiben sich fast mehr noch, als in Wirthshäusern und den Bier- und Branntweinschenken, in den Läden der Gewürzkrämer (s. g. Grocer) umher. Diese verkaufen außer den Kolonialwaaren zugleich Lebensmittel — Brod, Gemüse, Fleisch und Fische — dann aber auch geistige Getränke, außer Port- und Madeira-Wein, von schlechtester Beschaffenheit, den beliebten Brandy (Kognak), Rum und Gin (Wachholderbranntwein), sowie die in ihrer betäubenden Wirkung dem Branntwein fast gleichstehenden Biere — Porter und Ale. In diesen Läden verweilen die Gäste stehend oder auf Fässern und Säcken sitzend.

In allen amerikanischen Wirthshäusern, wo Weine, Branntweine und Biere verkauft werden, ist es gebräuchlich, diese vor dem im Gastzimmer angebrachten Schenktische (der Bar) stehend zu genießen. Hinter demselben befindet sich der s. g. Barkeeper, um den Anforderungen der Gäste Genüge zu leisten. Verlangt man eine der vorhin gedachten Sorten Wein oder Branntwein, so wird eine Flasche desselben, sowie ein Bierglas (Weingläser sind in Amerika nur ausnahmsweise in größern, mehr auf europäischen Fuß eingerichteten Gasthäusern beim Genuß von französischen und deutschen Weinen gebräuchlich) verabreicht, das man ungefähr zum vierten Theile füllt und auf einen Zug leert. Nur Bier wird in vollen Gläsern verabreicht, aber ebenfalls in einem Zuge getrunken, weil es so angesehen wird, als verschmähe man den Rest des Getränks, den man im Glase zurückläßt, und der Barkeeper diesen sofort ausgießt.

Alle die gedachten Getränke haben einen bestimmten gleichmäßigen Preis, der jedoch nach dem Ansehn der Wirthschaft verschieden ist, indem dasselbe Glas Wein, Bier oder Branntwein in der einen Klasse von Wirthschaften sechs Cent kostet, während es in der geringern Klasse nur mit drei Cent bezahlt wird. Dieses geschieht hauptsächlich, um die geringern Gäste von den bessern Gastwirthschaften fern zu halten.

Selten nun trinkt ein Amerikaner in demselben Schenklokale mehre Gläser Bier oder Schnaps nach einander, sondern geht nach dem Genusse des einen Glases weiter, ohne ein Wort weiter fallen zu lassen, als zur Bezeichnung des Geforderten nöthig war, da er auch stillschweigend den üblichen Preis dafür entrichtet. Ver-

spürt er mehren Durst, so kehrt er schon in der nächsten Schenkwirthschaft wieder ein. Besuchen mehre Bekannte gemeinschaftlich ein Haus, wo geistige Getränke ausgeschenkt werden, so ist es Sitte, daß nur Einer bezahlt, und dieser fordert, wenn er außerdem noch Bekannte dort trifft, diese ebenfalls zum Mittrinken auf. Verweilen sie länger, dann geben die Andern der Reihe nach Getränke zum Besten, wobei Jeder trinkt, was ihm beliebt. Auch bei dem Zusammentreffen mehrer Bekannter in einem Wirthshause werden die Getränke meistens stehend genossen. Zusammensitzen und Unterhalten, wie man es in deutschen Wein-, Bier- und Branntweinschenken findet, ist nicht üblich.

Selten jedoch lassen es die Amerikaner, wenigstens am Tage, dahin kommen, daß einer von ihnen betrunken wird, indem Bekannte und Unbekannte dafür sorgen, daß der, welcher Gefahr läuft, des Geistigen zu viel zu genießen, bei Zeiten nach Hause geschafft wird. Trifft man Betrunkene auf der Straße, so kann man fest darauf rechnen, daß es Irländer sind. Läßt sich ein Betrunkener auf der Straße blicken, so wird er von den Straßenjungen so lange geneckt und verhöhnt, bis die Polizei sich seiner bemächtigt und ihn nach Hause geleitet, oder, wenn er zugleich Unfug macht, in das Gefängniß schafft, wo er seinen Rausch ausschlafen, oder beim Rückfall weitere Strafe erdulden muß.

Niemandem fällt es ein, beim Betreten der Gaststube, auch selbst in den Gasthöfen ersten Ranges, die Gesellschaft zu begrüßen oder die Kopfbedeckung abzulegen. Nur während des Essens an der Wirthstafel geschieht Letzteres. Außerdem erlaubt er sich in dem Gastzimmer

die Beine auf den Stuhl, oder den Tisch, oder die Fensterbank zu legen. Ein Hauptvergnügen ist für die amerikanischen Nichtsthuer im Sommer, in den an den belebtesten Straßen belegenen Gasthäusern und Restaurationen Stunden lang sich vor die offenen Fenster zu setzen, die Füße auf der Fensterbank ruhen zu lassen und stumm die Vorübergehenden zu betrachten. Setzen sie sich vor das Gasthaus, so stützen sie die Füße gegen das Treppengeländer oder einen Baum, oder sonst einen Gegenstand, obgleich dies die größte Anstrengung kostet. Im Winter dagegen sitzen sie in den Gastzimmern meistens stillschweigend um den Kamin oder Ofen herum, speien beständig den Tabakssaft in das Feuer und finden in dem dadurch bewirkten Zischen ihre Unterhaltung.

Neben den Gasthäusern mag hier auch der Boardinghäuser gedacht werden. Fremde, die sich länger als einige Tage an einem Orte aufzuhalten beabsichtigen, verlassen bald der Theuerung wegen die Gasthöfe und beziehen Boardinghäuser oder Kosthäuser, wo sie, außer Wohnung, an gemeinschaftlicher Tafel Frühstück, Mittags- und Abendessen bekommen. Geistige Getränke werden jedoch in diesen nicht verabreicht. Um der Nothwendigkeit der sehr kostspieligen eignen Bedienung überhoben zu sein, wohnen in solchen Boardinghäusern nicht blos Einzelne, sondern auch an dem Orte ansässige Familien, sobald sie nicht zu zahlreiche Mitglieder enthalten. Das Leben in diesen Boardinghäusern ist im Ganzen genommen dem in den Gasthöfen weit vorzuziehen, weil es des längern Zusammenlebens halber eher möglich ist, mit den übrigen Kostgängern bekannt zu werden. Es gibt deren manche, wo viele Bildung und Annehmlichkeit des Le-

bens, soweit sie in Amerika beansprucht werden mag, zu finden ist.

Zu den Vergnügungen außer dem Hause in den größeren Städten gehören die Zweckessen. Sie werden ziemlich oft veranstaltet. Meistens findet bei ihnen nicht blos Trennung der Parteien, sondern auch der Schichten in derselben Partei statt. Bei ihnen bilden politische Reden den Hauptzweck und Hauptreiz.

Alle festlichen Zusammenkünfte, eben daher auch solche Essen, werden mit einem durch einen Geistlichen verrichteten langen Gebete begonnen und beschlossen. Bilden bei diesen Zusammenkünften die Enthaltsamkeitsfreunde die Mehrzahl, so sind über Tisch alle geistigen Getränke entweder ausgeschlossen, oder sie werden nur in geringer Maße genossen. Das Gebet wird jedoch auch dann verrichtet, wenn Mäßigkeit keine Bedingung der Zusammenkunft ist, sondern die Gesellschaft unter Einwirkung des Champagners, der bei allen festlichen Gelegenheiten, wo geistige Getränke zugelassen werden, fast ausschließlich getrunken wird, allmälig in Unmäßigkeit übergeht.

Ferner gehören zu jenen Vergnügungen die im Winter ziemlich häufig von den einzelnen Miliz-Kompagnien und von den Verbrüderungen, die einen den Freimaurern verwandten Zweck haben, auch wohl sich als Freimaurer bezeichnen, veranstalteten Bälle. Sie gehen meistens von den Mitgliedern der Kompagnien und Gesellschaften aus, die zu dem Mittelstande, den vermöglichern Handwerkern, gehören, und es hält nicht schwer, durch ein Mitglied der Gesellschaft Zutritt zu ihnen zu erlangen. Auch auf ihnen sind oft geistige Getränke verbannt; wo nicht, dann ist Champagner auch hier das gewöhnlichste Getränk. Bei

allen Tanzgelegenheiten der Amerikaner werden fast nur Françaisen getanzt. Walzer kommen selten vor, weil Viele sie für einen unschicklichen Tanz halten.

Ein besonderes Vergnügen für die, welche als Freiwillige der Miliz angehören, besteht noch darin, regimenter= oder kompagnieweise von Zeit zu Zeit Waffenübungen anzustellen und in Parade, eine Musikbande mit Blechinstrumenten an der Spitze, auf großen Umwegen durch die Stadt zu marschiren. Diese Freiwilligen der Miliz sind uniformirt und umfassen alle Waffengattungen: Infanterie, Kavallerie und Artillerie. Die Uniformen, vor allem die der Offiziere, sind mehr kostbar als geschmackvoll und zweckmäßig, und wird auf dieselben eben so vieles Geld als auf die Auszüge viele Zeit verwendet. Die Spielleute sind an allen Orten größtentheils Deutsche und gut eingeübt, und bei den öftern Auszügen der Miliz hat man ziemlich oft Gelegenheit, diese Gattung von Musik zu hören. Doch macht es einen eignen Eindruck, wenn die Hornmusik mit großer und kleiner Trommel begleitet wird, die nach dem Geschmack der Amerikaner bei keiner Musik fehlen dürfen. Dieses Soldatenspiel, das ganz besonders in den großen Städten eingerissen ist, widerspricht nicht wenig dem republikanischen Charakter. Jedoch ist nicht selten ein schlichter Handwerker oder Bauer General oder Stabsoffizier der Miliz.

Auch die vorhin gedachten, den Freimaurern ähnlichen Verbrüderungen halten oft große Umzüge durch die Hauptstraßen der Städte, mit Abzeichen, die von den Freimaurern entlehnt sind.

Ein weiteres Vergnügen für die Amerikaner bilden

die Wettrennen. Fast täglich, so lange die Witterung es erlaubt, kündigen die Zeitungen deren in größerem oder kleinerem Maßstabe an, und bei jedem pflegen Zuschauer in größerer oder geringerer Zahl sich einzufinden und durch Wetten sich zu betheiligen.

Obgleich im Ganzen genommen selten vorkommend, lassen sich sogar auch die Boxergefechte zu den Vergnügungen wenigstens eines Theils der Amerikaner zählen. Soll man aber sagen, zum wievielsten Theile und zu welcher Klasse derselben, so kommt man in Verlegenheit, da leider nur zu Viele und aus allen Schichten Ergötzen an diesem rohsten aller Vergnügen finden. Die Boxergefechte sind gesetzlich verboten und finden nicht häufig statt, weil regelmäßig ein Theil, wenn nicht beide ihr Leben, wenigstens ihre Gesundheit dabei einbüßen. Indessen noch vor zwei Jahren trat ein solches zwischen einem Irländer und einem Amerikaner, beide in Neuyork wohnhaft, ein. Ein Vierteljahr vorher kündigten die Zeitungen dasselbe an und behandelten es mit einer Wichtigkeit, als wäre es eine Weltbegebenheit. Auf's Genaueste wurden die Vorbereitungen beider Theile, die längst schon als Boxer sich großen Ruf erworben, beschrieben, um ihre Kräfte zu dem bevorstehenden Kampfe weiter auszubilden und zu stärken, und welche Fortschritte sie darin gemacht hätten. Bedeutende Wetten wurden eingegangen, welcher Theil Sieger sein werde. Endlich wurde der Tag und Ort verkündigt, wo das Gefecht statthaben werde. Letzterer wurde aber unbestimmt gelassen, damit die Polizei das Gefecht nicht störe. Es hieß nur, an der Grenze der Staaten Delaware und Maryland werde dasselbe vor sich gehen; in

Baltimore, wo beide Kämpfer ihrer Vorbereitungen halber bisher sich aufgehalten hatten, könne man das Nähere erfahren. Zur genausten Schilderung des Kampfes hatten die angesehensten Zeitungsredaktionen ihre Berichterstatter hingesandt, und versprachen jene in einem Extrablatte heraus zu geben. Am Kampftage waren in Neuyork die Menschen in Bewegung, wie kaum an irgend einem Wahltage, und gegen Abend umlagerten zahlreiche Menschenhaufen die Redaktionsbüreaus, um das Ergebniß des Kampfes zu vernehmen. Als dasselbe mittelst des Telegraphen eingetroffen war, lief es wie ein Lauffeuer durch die Stadt, und auf das Begierigste wurden am nächsten Morgen die genauern Berichte gelesen. Jeder der zwölf Gänge, welchen die Kämpfer gefochten, welche Stöße und Schläge und wohin sie diese ausgetheilt hatten, waren auf's Genaueste beschrieben. Nicht viel hätte gefehlt, so hätte der Irländer bei dem Kampfe sein Leben eingebüßt. Beide Theile hatten inzwischen schwere Verletzungen im Gesicht, besonders an den Augen, auf der Brust und an den Armen davon getragen. Der nicht völlig Gefühllose konnte nur mit wahrem Abscheu den Bericht lesen. Dennoch hatten sogar Mitglieder des Kongresses es nicht verschmäht, ihre Sitze in Washington zu verlassen, um den Kampf mit anzusehen. Der Zustrom der Menschen würde noch größer gewesen sein, hätte nicht die Polizei aus Baltimore, jedoch offenbar nur um der Form zu genügen, die Kämpfer von ihrem erst gewählten Kampfplatze verscheucht und sie genöthigt einen entlegenern aufzusuchen, und nicht die empfindliche Kälte, so wie hoher Schnee Viele abgehalten, ihnen auf ihren unwegsamen Kreuz-

und Querzügen zu folgen. Später wurden die Kämpfer verhaftet; der Irländer erhielt aber bald Gelegenheit zu entfliehen, und der Amerikaner wurde nach einiger Zeit frei gegeben und von seinen zahlreichen Anhängern im Festzuge in Neuyork eingeholt. Die nachmals erschienenen verschiedenen Abbildungen des Faustkampfes, auf welchen insgesammt der Irländer den gräulichsten Mißhandlungen unterliegend dargestellt war, fanden gleichwohl den reißendsten Absatz.

Mit das allgemeinste und auch für den Zuschauer erquicklichste Vergnügen bietet im Winter das Schlittenfahren dar. Es ist kaum glaublich, wie viele Schlitten man überall, in größeren und kleineren Städten, fast den ganzen Tag hindurch, so lange Schnee liegt, in Bewegung sieht. In den mit den schönsten Pferden bespannten Schlitten der Reichen sind Decken von Büffelfell ausgebreitet, indem die Damen bei der strengsten Kälte sich selten der Mäntel oder Oberröcke, sondern zum Schutz gegen dieselbe blos ihrer kostbaren Umschlagetücher bedienen, wie sie auch in andern Jahreszeiten von ihnen getragen werden. Diejenigen in den Städten, welche nicht im Besitze eigner Schlitten sind, miethen sich Plätze in den die Stelle der gewöhnlichen Omnibus vertretenden Schlitten. Man sieht dann deren von riesiger Größe, in denen bis vierzig Personen Platz nehmen können, die mit sechs, zwölf oder auch wohl, um Aufsehn zu erregen, mit vierundzwanzig Pferden, zwei und zwei neben einander, bespannt sind. Der Kutscher lenkt alle diese Pferde vom Bock, und es ist wahrhaft bewunderungswerth zu sehen, wie der ganze Zug durch das Gedränge von Schlitten sich durchwindet und auf

den Pfiff des Kutschers hält, oder auf gegebenes Zeichen mit der Peitsche sich weiter bewegt. Zu solchen Gespannen werden natürlich die abgerichtetsten Pferde der Omnibuseigenthümer, die deren mitunter mehre hundert besitzen, auserwählt.

Das höchste Lebensglück, das der reiche Amerikaner kennt, ist der Besitz einer eignen Equipage. So oft das Wetter es zuläßt, wird von dem Familienvater in Begleitung von Frau und Kindern gegen Abend eine Spazierfahrt ohne weiteres Ziel gemacht. Aber auch am Tage wird die Equipage von Frau und Töchtern fleißig benutzt, wäre es auch nur, um einen Weg von fünf Minuten nicht zu Fuße zurück zu legen. Im Sommer sind die Kutschen vorn und hinten offen, um Luftzug hervor zu bringen. Sie sind indeß so eingerichtet, daß alle vier Wände, die blos aus Leder bestehen, weggenommen werden können, und nur das Dach gewährt dann Schutz gegen die Sonnenstrahlen. Im Winter aber, selbst bei der strengsten Kälte, sobald Mangel an Schnee das Schlittenfahren nicht gestattet, wird die Kutsche zurückgeschlagen, damit man den Fahrenden bemerken kann. In den Städten jedoch sind den Winter hindurch auch Kutschen mit Glasfenstern im Gebrauch. So viel auf die Pferde verwandt wird, so wenig Werth wird auf stattliche Kutschen gelegt.

Jeder, der es irgend kann, meidet das Gehen. Daher sieht man in den Städten stets eine ungeheure Menge Wagen in Bewegung, unter diesen viele Omnibus, von denen jeder die Stadt in gewissen, an dem Wagen angekündigten, Richtungen durchschneidet. Außer den zur Weiterbeförderung von Personen bestimmten

Wagen begegnet man beständig noch einer überaus großen Zahl einspänniger Karren mit zwei Rädern, da nichts auf Schubkarren gefahren oder in Körben getragen wird, so wie Bauernwagen, weil alle Lebensmittel von den Landleuten auf leichten vierrädrigen, mit ein oder zwei Pferden bespannten Wagen zur Stadt gebracht werden. Auf diesen befindet sich ein acht Fuß langer, vier Fuß breiter und zwei Fuß hoher Kasten, an dessen vorderem Ende eine Bank als Sitz für den Fahrenden angebracht ist. Kein Landmann schafft ländliche Erzeugnisse, wäre es auch nur Milch, anders als zu Wagen in die Stadt. Diese insbesondere wird in großen zinnernen Behältern, meistens von solchen Bauern, die sich nur mit Gewinnung von Milch beschäftigen und sechs, acht oder mehre Kühe halten, in die Stadt eingeführt, wo sie denn in den Straßen umher fahren und sich durch das Läuten einer Glocke ankündigen. Sogar aber der reiche Besitzer eines großen Landgutes scheut es nicht, auf jenem Wagen die Früchte selbst zu Markt zu bringen.

Selten kommen die Landleute allein zur Stadt, sondern meistens in Gesellschaft der Frauen oder Töchter, die neben ihnen auf jener Bank Platz nehmen. Nichts Ungewöhnliches jedoch ist es, die Frauen und Töchter der Bauern allein, ohne männliche Begleitung, die ländlichen Erzeugnisse auf jenen Wagen zur Stadt fahren zu sehen. Nie aber bringen dieselben z. B. Butter, Milch oder Gemüse zu Fuße dahin. Die Frauen und Töchter der Landleute sind stets mit Hut und Schleier, werthvollem Umschlagetuche, im Winter mit Muff, im Sommer mit Sonnen-, bei schlechtem Wetter mit Regenschirm und auch übrigens ganz mit städtischer Klei-

dung ausgestattet. Sie stechen daher oft grell von ihrem Gatten oder Vater in dessen abgenutzter Landtracht ab, obgleich auch diese die nämliche wie in den Städten ist. Eine Bauerntracht gibt es in keinem Theile der Vereinigten Staaten. Hätte der Bauer aber auch sonstige Verrichtungen in der Stadt, nie wird er zu Fuße sich dahin begeben. Höchst selten begegnet man dieserhalb und da Spazierengehen unter den Amerikanern überhaupt nicht Gebrauch ist, selbst auf den lebhaftesten Landstraßen Fußgängern. Beiläufig sei jedoch bemerkt, daß die Landstraßen in den Vereinigten Staaten, obgleich auf ihnen Weggeld erhoben wird, sich nicht von den gewöhnlichen Feldwegen unterscheiden, indem sie nicht mit Steinen beworfen sind. Bilden sich Vertiefungen, so werden diese mit Erde ausgefüllt. Man kann sich daher leicht den Staub im Sommer und den Schmutz im Winter auf denselben denken. Wegen jener Beschaffenheit der Landstraßen können sie nur mit leichten Fuhrwerken befahren werden, und man trifft nie schwer beladene, vierspännige oder gar Frachtwagen.

Sehr häufig sieht man jedoch auch einzelne Herren auf einspännigen, merkwürdig leichten zweirädrigen Wagen, angefertigt von dem dortigen Walnußholze, das fast eben so fest als Eisen ist, mit Sitzen, worauf nur eine Person Platz hat. Vor diesen wird das Pferd zum schnellsten Trabe angestrengt. Je entsetzlicher das Pferd rennt und andern vorbei fährt, und je geübter der Fahrende im Lenken ist — der hierbei eine vorwärts gebogene, oft lächerliche und daher zu Zerrbildern benutzte Haltung annimmt — desto mehr Bewunderung wird beiden gezollt. Wie furchtbar bei dem Rennlauf das

Pferd gequält wird, welcher Gefahr der Fahrende sich aussetzt, wird nicht beachtet. Häufig werden mit solchen Wagen auch Wettfahrten gehalten.

Reiten ist nicht viel üblich, und nie tragen die Amerikaner zu Pferde Sporen. Am häufigsten noch sieht man Herren in Begleitung von Damen, und in Landstädten, so wie auf dem Lande, letztere auch allein reiten. Hier ist es ebenfalls nichts Ungewöhnliches, Frauenzimmer ohne männliche Begleitung zu Wagen die Pferde selbst lenken zu sehen.

Ueber die häusliche Lebensweise der Amerikaner läßt sich im Ganzen genommen wenig erwähnen. Es ist mehr ein Stillleben. Kein Tag im Jahre bringt eine Abwechslung in dem Familienleben hervor, kein Familienfest unterbricht die Einförmigkeit desselben, keine Geburtstags-, Hochzeits- oder Kindtaufsfeier läßt mit Freuden dem Tage entgegen harren, wo dieselbe stattfindet, kein solches Fest führt die nächsten Anverwandten zusammen. Nur in der höchsten Aristokratie werden hin und wieder die Vermählungen mit vielem Glanz gefeiert; in der Regel aber gehen die Hochzeiten unter allen Ständen ganz geräuschlos vor sich, ohne Hinzuziehung von Zeugen und ohne daß sie die mindeste Feier herbei führen, indem das Brautpaar sich zum Geistlichen begibt und in aller Stille sich von demselben einsegnen läßt, oder vor einem Notar die Ehe eingeht. Soll das Kind die Taufe empfangen, so wird dasselbe zum Geistlichen geschickt, vielleicht gar, ohne daß die Eltern dasselbe begleiten. Die Geburtstage kommen gar nicht in weiteren Betracht.

Während die Männer den Tag über vom Hause

abwesend sind und ihren Geschäften nachgehen, oder in Austerkellern, Restaurationen oder Gasthäusern Zerstreuung suchen, bleiben die Frauenzimmer fast den ganzen Tag hindurch zu Hause und bringen die meiste Zeit müßig hin, weil das Hauswesen, insbesondere die Küche, bei der Einfachheit der Speisen und der Leichtigkeit, sie zuzubereiten, auch dann, wenn sie die Küche nicht Dienstboten überlassen können, sondern selbst besorgen müssen, ihnen wenige Zeit wegnimmt, Stricken und Nähen aber unter ihnen nicht üblich ist. Einen großen Theil der Zeit verwenden sie auf das Ankleiden, indem die Vornehmern wohl viermal, selbst aber auch die weniger Bemittelten mindestens zweimal mit der äußersten Sorgfalt und vielem Zeitaufwande die Anzüge wechseln und auf verschiedene Weise die Haare ordnen. Auch ist das Schminken unter ihnen ziemlich häufig im Gebrauch, das natürlich sehr viele Zeit raubt. Außerdem beschäftigen sie sich viel mit Reinhalten der Zimmer, Putzen der Meubeln, Thüren und Schlösser; wenn sie sich auch eine Aufwärterin halten. Die reichen Amerikanerinnen, die wohl vier oder fünf Mägde im Dienst haben, übertragen diese Besorgung einer Magd ausschließlich. Endlich aber verbringen die Amerikanerinnen die Zeit damit, daß sie sich in einem Schaukelstuhle (dem s. g. Rockinchair) wiegen, oder hinter den Jalousien die Vorübergehenden betrachten, oder sie machen einen Spaziergang auf den Hauptstraßen, treten auf ein paar Augenblicke in eine Konditorei, um ein Glas Eis oder ein Stück Kuchen zu verzehren, oder aber sie besuchen Kaufmannsläden, auch wenn sie nichts kaufen wollen, blos um ihre Neugierde zu befriedigen und die Zeit hin zu

bringen. Gar Manche füllen auch einen Theil der Tageszeit mit Schlafen aus und beschweren sich dann nur, daß sie Nachts keinen Schlaf haben. Von eigentlicher Langeweile haben sie jedoch keinen Begriff, weil sie von Jugend auf an diese Lebensweise gewöhnt sind. Diese kennen aber auch selbst die Männer nicht. So thätig sie im Geschäfte sind, so können sie außer demselben Stunden lang unbeweglich auf demselben Fleck sitzen, ohne irgend etwas zur Hand zu nehmen, oder sie beschäftigen sich auf die oben gedachte Weise mit ihren Nägeln oder durch Schnitzeln an einem Stückchen Holz. Indessen schwerlich möchte dann auch ihr Geist ruhen.

Gegenseitige Besuche unter Frauenzimmern finden im Allgemeinen wenig statt und beschränken sich mehr nur auf nahe Verwandte. Die Besuche sind regelmäßig auch von kurzer Dauer, da der Stoff zur Unterhaltung bald erloschen ist. Nur die zu dem gebildeten Stande Gehörenden beschäftigen sich zu Hause mit Lesen und Musik. Auf Spaziergängen im Freien sieht man die Amerikanerinnen so gut als gar nicht, weil die Männer den Tag hindurch im Geschäfte sind und es als unschicklich würde angesehen werden, wollten sie diese allein antreten. Zudem sind sie dazu viel zu gemächlich, auch gegen die freie Natur zu gleichgültig. Selten verweilen sie daher sowohl in Städten als auf dem Lande in den Gärten. Dessenungeachtet findet man häufig in den an Straßen oder Wegen belegenen Gärten um Gänge und Lauben hölzernes Gitterwerk, das den Blick in dieselben hindert und nur dem in dem Garten Befindlichen gestattet, die Vorübergehenden zu betrachten. Kann aber nur ein schmaler Theil des Gartens von der Straße

aus übersehen werden, dann ist vor diesem noch, außer der eigentlichen Einfriedigung des Gartens, ein solches Gitter gezogen. Auch an den Wohnhäusern befinden sich oft kleine, zum Aufenthalt bei schöner Witterung bestimmte Anbaue mit solcher gitterartigen Einfassung, so wie denn noch in kleinern Landstädten nicht selten über den Hausthüren Vorbaue und darunter Bänke angebracht sind. Allein weder verweilen die Amerikaner in jenen Anbauen und noch viel weniger auf diesen Sitzen vor der Hausthür, sondern ihr beständiger Aufenthalt zu jeder Tageszeit und bei jeglicher Witterung ist das Basement oder der Parlour.

Nur von der höhern Aristokratie werden Privatgesellschaften veranstaltet, oder Zirkel gebildet, ähnlich den deutschen Kränzchen. Auch ist es wohl bis zu den mittlern Schichten, den vermögenden Handwerkern herunter, Gebrauch, daß die unverheiratheten jungen Männer und Frauenzimmer auf erfolgte Anmeldung oder Einladung Abends nach Tisch in einer Familie zusammen kommen, sich unterhalten, oder zu Zeiten mit Gesellschaftsspielen oder Tanzen die Zeit hinbringen. In der Regel werden bei diesen Zusammenkünften weder Speisen noch Getränke dargeboten, und tritt eine Ausnahme ein, so sind es Früchte, die gereicht werden. Da nun bei diesen Zusammenkünften die jungen Leute mehr sich selbst überlassen sind, indem es Gebrauch ist, daß der Herr und die Frau vom Hause an der Gesellschaft nicht Theil nehmen, so wird eine gewisse Zurückhaltung und Entfernung beobachtet; das Steife und Abgemessene der Amerikaner im Umgange verdoppelt sich daher bei diesen Zusammenkünften und schließt jede Heiterkeit in

ihnen von selbst aus. Noch eine andere Rücksicht aber hält die jungen Männer von den jungen Damen in Gegenwart Dritter sehr entfernt, sobald sie nicht die Absicht haben, sie zu heirathen, weil jede Aeußerung, die als Liebeserklärung gedeutet, oder jede Zärtlichkeit, die über einen Händedruck beim Kommen und Gehen hinaus reicht, als Grund, sie zur Eingehung der Ehe zu zwingen, benutzt werden kann. Sie werden dann so lange in der Haft zurück gehalten, bis sie zu der Heirath der jungen Dame, gegen die sie sich vergessen haben, sich herbeilassen. Kluge Mütter wissen deshalb den jungen Mann, während er mit ihrer Tochter allein ist, zu belauschen, und schon die Verabreichung eines Kusses genügt, um ihn gesetzlich zu zwingen, die Tochter zu heirathen. Inmittelst lassen es manche junge Männer auf einen solchen Prozeß ankommen, indem sie die — wahre oder, bei der Leichtigkeit, sich Zeugen zu verschaffen, falsche — Nachweisung beibringen, daß das junge Mädchen mit Andern ähnliche Liebeshändel gepflogen, in welchem Falle die Verpflichtung zur Heirath wegfällt, oder sie begeben sich in einen andern Staat, wo es denn langer Weile bedarf, ehe sie zum Ehebündniß angehalten werden. Beiläufig jedoch sei hier bemerkt, daß das Küssen unter Amerikanern höchst ungebräuchlich ist und allenfalls nur unter Liebenden vorkommt. Das Zeichen freudigster Theilnahme und jeder sonstigen innigen Bewegung beschränkt sich auf den Händedruck. Umarmen sich zwei von einander Scheidende an dem Abfahrtsorte der Eisenbahn oder des Dampfschiffes, oder reichen sie sich gegenseitig einen Kuß, so erregt dieses allgemeines Staunen.

Je strengerer Anstand zwischen den jungen Leuten in Gegenwart Anderer beobachtet wird, um so wenigere Rücksicht tritt ein, fällt die Aufsicht weg. Es ist nur zu natürlich, daß der Gebrauch, jungen Leuten beiderlei Geschlechts freien und unbeaufsichtigten Verkehr zu gestatten, der Tochter vom Hause oder der Verwandtin zu erlauben, den jungen Mann, der sich bei ihr hat anmelden lassen, allein und ohne Beisein Anderer im Parlour zu empfangen und dort mit ihm zu verweilen, oder sich von ihm Abends zur Kirche, oder in Gesellschaft, oder ins Theater und allein wieder nach Hause führen zu lassen, nur zu oft zu verbotenem Umgange führt. Zeigen sich die Folgen davon, dann tritt entweder Verheirathung ein, oder, was leider nur zu häufig vorkommt, es werden andere Mittel angewandt, um sie zu beseitigen.

Ein sonderbarer Widerspruch mit diesem den unverheiratheten jungen Leuten gestatteten vertraulichen Verkehr ist es, daß Herren und Frauenzimmer in Wirths- und Boardinghäusern und auf Reisen in den Dampfschiffen, ausgenommen während der Mahlzeit, beinah gänzlich von einander getrennt sind, indem es nur den Herren, die in Begleitung der nächsten Angehörigen: der Frau, Mutter, Tochter oder Schwester reisen, gestattet ist, die Säle zu betreten, die den Frauenzimmern eingeräumt sind. Ja in manchen Wirthshäusern sind zwei Hausthüren angebracht, um die Wohngelegenheiten für Männer und Frauenzimmer von einander zu scheiden.

Die körperlichen Genüsse der Amerikaner sind wenig von einander verschieden und in Privathäusern fast die-

selben wie in Gast- und Boardinghäusern. Gewissermaßen die Hauptmahlzeit bildet Morgens das warme Frühstück, in den Familien im Sommer sechseinhalb, im Winter siebeneinhalb Uhr, in den Gast- und Boardinghäusern aber eine halbe oder ganze Stunde später. Da werden gebratenes Rind- und Schweinefleisch, Fische (alle Arten, sogar die eingesalzenen Makrelen, auf dieselbe Weise zubereitet, nämlich gebraten) und weich gekochte Eier gereicht, bei den Aermern jedoch nur die eine oder andere dieser warmen Speisen. Das Mittagsmahl wird zu sehr verschiedenen Stunden gehalten, von den Geringern um zwölf, von den Vornehmern erst um drei oder vier Uhr. In den größern Gasthäusern und Restaurationen wird ebenfalls erst um letztere Zeit zu Mittag gegessen. Damit nun bis dahin der Magen der Gäste nicht zu sehr aushungere, werden um elf Uhr warme oder kalte Fleischspeisen unentgeldlich verabreicht. Der Genuß derselben steht jedoch jedem sich Einfindenden frei. Zwar ist für diese schicklich, daß sie sich dazu ein Getränk verabreichen lassen, das bezahlt wird. Viele aber setzen sich hierüber hinweg und verschlingen mit dem furchtbarsten Heißhunger blos die dargereichten Speisen, mit dem aus einer Hand in die andere übergehenden Löffel, Messer oder Gabel, da selten mehr als eins dieser Geräthe zu diesem unter dem Namen „Lunch" bekannten Frühstück aufgetragen wird. Wo möglich rennen solche Schmarotzer dann noch nach einem andern Gasthause, um sich da vollends umsonst zu sättigen. Mittags kommen dieselben Fleischspeisen wieder vor, wie bei dem Morgenmahle, nebst Kartoffeln, oft mit Rüben zu einer Art Pudding bereitet; mitunter auch wohl, je-

doch im Ganzen genommen selten, andere Gemüse, als Erbsen und Spargel im Sommer und im Winter weißer und Savoyer-Kohl, so wie weiße Bohnen; letztere werden kalt aufgetragen. Alle Gemüse werden ohne Butter gekocht; man mengt sie erst auf dem Teller zwischen dieselben. Bei den Vornehmern, so wie in den Wirths- und Boardinghäusern wird Mittags häufig Geflügel gegessen, und zur Winterzeit lassen es Sonntags selbst die Aermern nicht leicht an einer Gans oder Puter mangeln. Abends sechs oder sieben Uhr werden kalte Fleischspeisen genossen, in vielen Häusern aber ebenfalls wieder das beliebte Beaf- und Porksteak. Gekochtes Fleisch, Frikassee und Ragout sind den Amerikanern unbekannt. Doch essen sie häufig zum Frühstück oder Abendbrod geräuchertes Rindfleisch oder gekochten Schinken kalt, letztern aber nie roh. Eben so unbekannt ist ihnen die feinere Zubereitung der Braten, z. B. durch das Spicken. Die Saucen derselben schmecken alle überein, von Wild und Geflügel wie von Rinds- und anderm Braten. Die meisten Fleischspeisen und alle Gemüse werden mit gewöhnlichem, oder auch wohl mit spanischem Pfeffer bestreut, oftmals so dick, daß der Gaumen dadurch verbrannt wird und der nicht daran Gewöhnte sich Zwang anthun muß, sie zu genießen. In den Häusern, wo amerikanische Kochkunst zu Hause ist, werden bei einer der drei Mahlzeiten oder bei allen dreien außerdem noch unschmackhafte und schwer verdauliche Kuchen oder Puddings, bei den Aermern aber eine von Buchweizen in Butter oder Schmalz gesottene Art Pfannkuchen gereicht.

Die Beigerichte bei den Reichern und in den größern

Gasthäusern sind oftmals nach deutschem Geschmacke von seltsamster Zusammensetzung, z. B. wird zum Braten eine Tasse Chokolade, zum Aepfelkuchen ein Stück Käse, der dem Schweizerkäse ähnlich ist, genossen. Ein häufig vorkommendes Beigericht sind Stengel der Selleriepflanze, die roh ohne Zuthat verzehrt werden. Die Knollen dieser Pflanze als Salat sind dagegen nicht in Gebrauch. Ueberhaupt kommt Salat selten vor, und wenn solches der Fall ist, so ist er blos mit Essig, nicht auch mit Oel vermengt. Dieses befindet sich nicht einmal auf dem Tische. Bei allen drei Mahlzeiten wird Kaffee oder Thee, meistens jedoch letzterer getrunken. Wenn nicht Mittags während des Essens Kaffee gereicht wird, dann fällt er um diese Tageszeit gänzlich weg, indem es nicht Gebrauch ist, ihn nach Tisch zu genießen. Weder in Gast- noch in Privathäusern ist es gebräuchlich, über Tisch Wein zu trinken.

Mit diesen drei Mahlzeiten begnügen sich indeß die Amerikaner noch nicht, sondern sie essen außerdem noch häufig zwischen den verschiedenen Mahlzeiten Austern, so wie die reichern fast beständig schmackloses Zuckerwerk. Nie verzehrt der Amerikaner während einer der drei Mahlzeiten bloßes Weißbrod (Roggenbrod ist unter ihnen unbekannt; man findet dasselbe aber überall bei den deutschen Bäckern), sondern belegt es noch mit Butter. Begreiflich fällt durch das häufige Essen fast aller Hunger bei den einzelnen Mahlzeiten weg, und kaum hat der Amerikaner begonnen zu essen, so hört er damit auch schon wieder auf. Eine Mahlzeit der Amerikaner dauert daher selten eine Viertelstunde, besonders noch deshalb, weil keine Suppe genossen wird und alle Gerichte gleichzeitig

auf den Tisch kommen, zwischen denen man wählt. Der Anstand erfordert nun, daß, wenn auch noch mehre Gerichte vorhanden sind, man nur von zweien sich geben läßt, und von diesen bekommt man gleichzeitig, auf ein und demselben Teller, sein Theilchen. Wechseln der Teller findet nur in den auf europäischen Fuß eingerichteten amerikanischen Gasthäusern statt. Um nun in der Auswahl nichts zu versäumen, stellen sich die Gäste in den Gasthäusern zeitig in dem neben dem Speisesaale belegenen Gastzimmer ein, und sobald das Geläute der Glocke den Beginn der Mahlzeit ankündigt, stürzen sie mit fürchterlicher Hast in das Speisezimmer und belegen die ihnen am meisten zusagenden Gerichte; von den Beischüsseln bedienen sie sich aber selbst und so reichlich, daß der einige Minuten später Eintreffende meistens das leere Nachsehen hat. Wer die kurze Dauer der Mahlzeit versäumt, ist von dieser ausgeschlossen, da gleich nach Aufbruch der Gesellschaft der Tisch abgedeckt wird. Er muß dann in irgend einer Restauration das Versäumte nachholen. Dieser strenge Gebrauch in den Gasthäusern rührt wohl daher, daß die Fremden, sobald sie nichts anderes bedingen, einen bestimmten Preis für Wohnung und alle drei Mahlzeiten zusammen genommen entrichten, täglich von ½ bis 2 Dollar, wobei es gleichgültig ist, wie oft sie Gebrauch von den Mahlzeiten machen.

In allen amerikanischen Gast- und Boardinghäusern wird der Beginn der Mahlzeit durch Glockengeläut angekündigt, und damit man das Frühstück nicht versäume, wird auch die Zeit des Aufstehens auf dieselbe Weise angemeldet. Auf sein Zimmer erhält der Gast weder Speisen noch Getränke; nicht einmal ist eine Glocke in

demselben angebracht, um da bedient zu werden. Bei der kurzen Dauer der Mahlzeit fällt Unterhaltung während derselben von selbst weg und eben so wenig ist längeres Verweilen am Tisch Sitte, als die Zeit des Essens erfordert. Die Meisten setzen sich und brechen auf, ohne ein Wort über Tisch gesprochen zu haben, da selbst nicht einmal Anrede des Nachbarn gebräuchlich ist.

Dem Genuß so vieler schwer verdaulicher Speisen und so vielen Zuckerwerks, außerdem aber ganz besonders noch dem so häufigen Genusse von Eiskreme im Sommer und der Gewohnheit, das ganze Jahr hindurch dem Wasser durch Zugeben eines Stücks Eis die höchste Kälte zu verleihen, in Verbindung mit mangelnder Bewegung ist es wohl beizumessen, daß so viele Amerikaner an verdorbenem Magen leiden. Zu dessen Herstellung bedienen sie sich allerhand Pillen und Tropfen, die mit der Zeit den Magen noch mehr schwächen. Selten findet man daher gesund aussehende Amerikaner, sondern die meisten von beiden Geschlechtern sind bleich, hohlbackig, schmalschultrig und nur von mittler Größe, welche Gestalt freilich den meisten Amerikanerinnen eine schöne Form verleiht, die sie durch gerade Haltung und zierlichen Gang noch zu heben wissen, während sie ihre bleiche Gesichtsfarbe geschickt durch weiße und rothe Schminke verbergen. Eine weitere Folge jener Lebensweise ist die, daß die Frauenzimmer frühzeitig verblühen. Haben sie das achtzehnte Jahr zurückgelegt, dann ist regelmäßig ihre Glanzzeit vorüber, und unter denen, die über zwanzig Jahr alt sind, trifft man selten noch hübsche Gesichter. Unter den Landbewohnern findet man zwar kräftigere Gestalten;

ihre Frauen und Töchter gleichen aber durchgängig den Städterinnen, weil ihre Lebensweise ganz die nämliche ist; daher kann sich auch kein kräftiger Stamm unter ihnen bilden. Unglaublich zart und klein sind die neugebornen Kinder der Amerikaner und ein großer Theil derselben segnet schon das Zeitliche, ehe sie ein und das andere Jahr alt werden. Auffallend groß ist besonders die Sterblichkeit unter den Knaben. Andererseits erreichen verhältnißmäßig nur wenige Amerikaner ein höheres Alter; sehr viele sterben nach eben erreichtem Manesalter an der Schwindsucht. In Verbindung mit dem Streben vieler Eltern, sich der Sorge für mehre Kinder zu überheben, wäre daher die Frage, wie lange die Bevölkerung der Vereinigten Staaten englischen Ursprungs sich erhalten würde, käme nicht jedes Jahr die ungeheure Zahl von Einwanderern hinzu.

Die Wohnhäuser der Amerikaner zeichnen sich, wie schon oben gedacht, im Aeußern nicht vortheilhaft aus. In den Städten haben sie (sofern sie nicht zu Geschäftslokalen dienen, was mit wenigen Ausnahmen bei allen an den Hauptstraßen belegenen Häusern der Fall ist, und die deshalb gewöhnlich höher und breiter sind, als die bloßen Wohnhäuser) meistens eine gleichmäßige Einrichtung, indem sie nur zum Bewohnen einer Familie eingerichtet sind, nämlich ein bewohnbares Kellergeschoß (s. g. Basement), außerdem zwei Stockwerke und sind drei oder vier Fenster breit. Mit keinem Wohnhause stehen Seiten- oder Hintergebäude in unmittelbarer Verbindung. Das Kellergeschoß, zur Hälfte über und zur Hälfte unter der Erde belegen, enthält eine Stube, worin gegessen wird und die Familie während der Zeit

sich aufhält, wo sie keine Besuche erwartet, außerdem die äußerst sauber gehaltene Küche, welche den Dienstboten zugleich als Wohnstube dient und daneben unter der Straße oder unter dem Hofe den Keller. Im ersten Stock sind die Gesellschaftszimmer (s. g. Parlour), eines nach der Straße, eines nach dem Hofe zu, durch eine große Flügelthür, die zu beiden Seiten in die Wand zurück geschoben werden kann, mit einander in Verbindung stehend; im zweiten Stocke sind die Schlafkammern und im dritten, wenn das Haus ein solches hat, stehen die Räume leer, oder sind zur Aufnahme Fremder, oder überflüssiger Geräthschaften, oder auch wohl zum Vermiethen bestimmt. Kein Hausherr hat ein zu seiner ausschließlichen Benutzung bestimmtes Wohnzimmer, es sei denn, es wäre seine Geschäftsstube, sondern er bewohnt mit seiner Familie dieselbe Stube. Ist kein bewohnbares Kellergeschoß im Hause, dann hält sich die Familie für gewöhnlich in dem nach dem Hofe zu belegenen Zimmer des ersten Stocks auf. Das nach der Straße hin belegene dient dagegen selbst bei dem gewöhnlichen Handwerker als Besuchszimmer. In den Städten werden sämmtliche Häuser verschlossen gehalten und der Eintritt Begehrende muß durch Klingeln oder Klopfen sich anmelden. Nur auf dem Lande fällt der Gebrauch des Verschlossenhaltens der Häuser weg.

Außer den eben beschriebenen Häusern trifft man jedoch auf den zur Ausdehnung der Straßen bestimmten wüst liegenden Plätzen, die sich sowohl außerhalb als auch innerhalb einzelner Stadttheile vorfinden, häufig bloß einstöckige niedrige Bretterhäuser, die nicht mehr als eine Stube und eine Kammer enthalten und hin=

sichtlich ihres ärmlichen Ansehens das geringste Bauernhaus in Deutschland überbieten. Diese Häuser, oder vielmehr Hütten, werden von Irländern und Farbigen bewohnt. Manche der eben erst eingewanderten irländischen Familien bewohnen aber auch Hütten, die auf Wagengestellen angebracht sind, und ziehen mit denselben von einem entlegenen Stadttheile zum andern, je nachdem ihre Geschäfte es erheischen. Unbegreiflich muß es erscheinen, wie die Menschen in solch elenden Hütten bei der furchtbaren Kälte den Winter über ausharren können. Dennoch ist dieses der Fall, und die Irländer, so wie die Farbigen sind ein bei weitem kräftigerer Menschenschlag, als die durch ihre Lebensweise geschwächten Amerikaner.

In den größeren amerikanischen Städten gibt es aber auch ganze Bezirke, die sich durch schmutzige Straßen, Häuser und verhältnißmäßig unsauber und ärmlich gekleidete Bewohner auszeichnen, und die ein unheimliches Gefühl hervorrufen, so wie man sie betritt. In Neuyork zeichnen sich dadurch die Fivepoints aus. Dies ist der Aufenthaltsort der verworfensten Klasse von Menschen, wie sie abscheulicher kein anderes Land aufweisen kann. Den schrecklichsten Anblick bieten die sich hier herumtreibenden Frauenzimmer, weiße sowohl als farbige dar, jene meistens Irländerinnen, denen man, wenn auch noch jung, außer den deutlichsten Spuren der Ausschweifung die der Trinksucht anmerkt. Am hellen Tage verweilen sie halb oder ganz betrunken, aus kurzen Thonpfeifen Tabak rauchend, vor den Thüren, den Besuch der in ähnlichem Zustande befindlichen Matrosen erwartend. Am Tage kann man diesen, noch vor dreißig Jahren am äußersten

Ende von Neuyork, jetzt aber durch die seitdem gewonnene Ausdehnung der Stadt in der Mitte derselben, zwischen den beiden Hauptstraßen belegenen Stadttheil ohne Gefahr besuchen; nur nicht zur Nachtzeit. Wehe dem aber, der sich beigehen läßt, ein Haus zu betreten, vielleicht gar ein Glas von den Getränken zu genießen, die hier verabfolgt werden, da sie meistens mit Opium gemischt sind. Kommt er damit weg, daß er andern Morgens bis auf's Hemd ausgekleidet von der Polizei auf der Straße getroffen wird, so kann er immer noch von Glück sagen, daß ihm nichts Schlimmeres widerfahren ist.

Was nun die innere Ausstattung der Häuser anbelangt, so wird in den Meubeln von den Reichen durch an diesen angebrachtes Schnitzwerk vieler Luxus getrieben. Häufig wechseln sie diese, da sie ein stets neues Ansehen haben müssen, und verschleudern die kaum ein Jahr benutzten in den Auktionen zu Spottpreisen. Auf diese Weise trifft man nie Andenken, Erbstücke u. s. w.; von diesen ist unter Amerikanern überall keine Rede. Fast noch größerer Aufwand wird in Teppichen gemacht. Sie füllen bei ihnen nicht blos den Fußboden der Stuben aus, sondern auch den der Schlafgemächer, so wie die Diele und Treppen. Dasselbe findet aber auch in den Häusern der dem Mittelstande Angehörenden, so wie selbst in den der geringern Handwerker statt und in den Häusern der geringsten Tagelöhner mangeln die Teppiche wenigstens nicht in den Stuben. Dieselben werden auch den Sommer hindurch nicht weggenommen und sind dann in dieser Jahreszeit fast eben so lästig als im Winter wohlthätig.

Auf Tapeten und Fenstervorhänge wird weniger Werth gelegt, und bei den Reichen sind die Wände oft blos mit Oelfarbe angestrichen und die Fenster ohne Vorhänge. Noch seltener sind die Wände durch Bilder geziert. In keinem der Besuchszimmer fehlen aber eine oder mehre prachtvoll eingebundene Bibeln, so wie Gesang- und Gebetbücher, um den Schein der Frömmigkeit zu verbreiten. Bibeln liegen aber auch an öffentlichen Orten auf, z. B. auf den Dampfschiffen, und man sieht hier nicht selten Leute, besonders Abends, auf's Eifrigste in denselben lesen, in deren Gesichtszügen sich deutlich ausspricht, daß ihnen nichts fremder ist, als Nächstenliebe und sittliches Gefühl.

Alle Wohnungen der Amerikaner, auch die des geringsten, zeichnen sich durch Reinlichkeit aus. Daneben haben sie manche zweckmäßige Einrichtungen, indem in allen Stuben Wandschränke zur Aufnahme der Kleidungsstücke, Wäsche und anderer Gegenstände angebracht sind. Eben so zweckmäßig sind die Küchen eingerichtet, da auch in diesen dem Hause angehörende Schränke und Börte zur Aufnahme der Küchengeschirre vorräthig sind. Zur Zubereitung der Speisen bedient man sich fast in allen Haushaltungen äußerst vortheilhaft eingerichteter beweglicher Kochöfen von Eisen, in welchen nicht blos Kochtöpfe, sondern auch Vorrichtungen zum Braten und zum Backen von Brod und Kuchen angebracht sind. Auch gereicht es sehr zur Annehmlichkeit, daß die Häuser aller bedeutendern Städte durch Wasserleitungen reichlich mit Wasser versorgt werden können. Indessen kommen diese Wasserleitungen den Hausbesitzern ziemlich hoch zu stehen. Bei eben dieser bequemen Einrichtung der Woh-

nungen und da es keiner Vermehrung der Hausgeräthschaften gesellschaftlicher Zusammenkünfte wegen bedarf, indem Gesellschaften, mit Ausnahme bei den Reichen, gar nicht veranstaltet werden, auch Jeder von überflüssiger Wäsche sich fern hält, sondern nicht mehr derselben sich anschafft, als er für eine Woche nöthig hat, besteht der Haushalt der Amerikaner nur aus wenigen Mobilien. Die meisten Familien, die zur Miethe wohnen, sind im Stande, ihr gesammtes Hausgeräth auf einem oder zwei Karren weiter zu schaffen. Dies begünstigt denn noch sehr den Hang der Amerikaner, jährlich ihre Wohnung zu wechseln, welcher Wechsel am ersten Mai stattfindet, indem alle Miethverträge auf ein Jahr, vom 1. Mai an gerechnet, abgeschlossen werden. An diesem Tage sind dann alle Straßen mit Fuhrwerken voll der Geräthschaften Ein- und Ausziehender angefüllt. Die Gegenstände, welche der Einziehende vorfindet, ohne sie weiter benutzen zu wollen, z. B. altes Bettstroh, werden dann ohne Weiteres auf offener Straße verbrannt. Diese beschränkte Einrichtung des amerikanischen Hauswesens bringt es aber auch mit sich, daß dasselbe selten einen Werth von 250 Dollar hat, und daß daher dem, welcher eine Forderung an einen Miethsmann besitzt, meistens das leere Nachsehen bereitet wird, versucht er den Anspruch geltend zu machen. Der Hauseigenthümer weiß sich jedoch begreiflich dadurch zu sichern, daß er entweder sich die Miethe im Voraus zahlen, oder Sicherheit durch einen Bürgen stellen läßt.

Obgleich der Reinlichkeit sehr förderlich, ist es doch andererseits eine sehr unbequeme Einrichtung, daß, weil mit dem Wohnhause keine Seitengebäude in Ver-

bindung stehen, die geheimen Gemächer in dem entferntesten Winkel des Hofes oder Gartens angebracht sind. Da es im Winter bei hohem Schnee, wegen des beständig herrschenden heftigen Windes, unmöglich ist, die Bahn nach dem Orte frei zu erhalten, so muß man jedes Mal erst dahin sich Bahn brechen und sich der Gefahr heftiger Erkältung aussetzen.

An allen Wohnhäusern sind Schallern angebracht, deren Bretter nieder gelassen oder in wagerechte Richtung gebracht werden können. Sie werden von Vielen selbst an den gegen Mitternacht belegenen Häusern fast das ganze Jahr hindurch verschlossen gehalten und nur am Tage werden die Geschiebe in die Höhe gerichtet, um die Vorübergehenden beobachten zu können. Durch das Verschlossenhalten der Schallern erhalten nicht nur die Häuser ein todtes Ansehen, sondern auch die Zimmer werden dadurch finster und die Augen auf's Höchste angegriffen. Die Folge hiervon, in Verbindung damit, daß in den meisten Häusern im Winter die Stuben durch Kamine geheizt werden, deren Feuer das Auge nicht minder benachtheiligt, ist nun, daß man unter dem weiblichen Geschlechte in großer Zahl Kurzsichtige findet, und daß so gar junge Frauenzimmer genöthigt sind, sich beständig, auch auf der Straße, der Brille zu bedienen. Wie es nun gewisseraßen schon auffällt, wenn eine Dame vor dem Fenster sitzt, ohne daß die Schallern verschlossen sind, so wird es geradezu als unschicklich angesehen, wollte sie es sich beigehen lassen, den Kopf aus dem Fenster zu richten.

In Hinsicht der Trachten fällt in den Vereinigten Staaten jeder Unterschied beinah ganz weg. Die Mo=

den der großen Städte, unter denen wieder Neuyork Ton angebend ist, sind zugleich die des ganzen Landes, bis zum fernsten Westen hin, indem sie sich reißend schnell unter den Landleuten verbreiten. Letzteres rührt mit davon her, daß die Kaufleute auch aus den entlegensten Gegenden jährlich ein paar Mal Neuyork besuchen und dann nicht blos Kleiderstoffe, sondern auch fertige Kleidungsstücke aufkaufen und so die Moden in ihrer heimathlichen Gegend verbreiten.

Im Allgemeinen sind die englischen und französischen Moden vorherrschend, und man kann die Kleidungen der Männer sowohl als die der Frauenzimmer geschmackvoll nennen. Aber besonders unter letztern findet ein ungeheurer Luxus statt, weil bei dem vorzüglich unter ihnen stark hervor tretenden republikanischen Gleichheitsgefühle jedes reich scheinen, keines dem andern nachstehen will. Wollte man nach der Kleidung der Frauenzimmer das Vermögen der Amerikaner schätzen, man würde nur Reiche und Wohlhabende, keine Armen annehmen können. Einen Unterschied der Kleidungsstücke kann man nur an den Stoffen wahrnehmen. Nie wird man ärmlich gekleidete Frauenzimmer sehen, es wären denn kürzlich erst angelangte Deutsche oder Irländerinnen. Jene legen sich meistens erst nach längerm Aufenthalte die amerikanischen Trachten zu, fangen aber gleich an, sich reinlich und sauber zu tragen. Die Irländerinnen dagegen bringen zwar die städtischen und modischen Trachten schon von ihrer Heimath mit, meistens aber sind ihre Kleidungsstücke abgenutzt und haben das Ansehen abgelegter, von dem Althändler erstandener, und von dieser Beschaffenheit bleibt ihr Anzug, auch wenn sie längere Jahre

schon in Amerika verweilt haben, da sie selten zu Wohlhabenheit gelangen. Die Amerikanerinnen dagegen, und wäre es die Frau oder Tochter des geringsten Handwerkers, oder Arbeiters, oder Bauern, gehen, wenigstens Sonntags, meistens aber auch Alltags, nie ohne Hut und Schleier und ohne die übrigen Luxus-Gegenstände, als Muff, Sonnenschirm, Umschlagetuch, goldne Ohrgehänge und große Busennadel, über die Straße, und schwerlich möchte es einem dieser Frauenzimmer an einem seidenen Kleide gebrechen. Die Frau oder Tochter des Handwerkers, der einigen Verdienst, und des Bauern, der einiges Grundeigenthum hat, lassen nun vollends in der Nettigkeit des Anzugs kaum etwas zu denken übrig und können von den Reichen nur dadurch überboten werden, daß diese stets die kostbarsten seidenen Kleider und türkischen Umschlagetücher tragen und im Winter Muff und Pelzkragen vom schönsten Hermelin und Zobel, während die minder Begüterten letztere Gegenstände von nachgemachtem Hermelin- und Zobelpelz tragen, aber oft so täuschend angefertigt, daß ein Kennerauge dazu gehört, um sie von ächten zu unterscheiden.

Unter den Männern wird im Allgemeinen mehr auf Reinlichkeit und Feinheit der Wäsche als auf Kostbarkeit der Kleider gesehen. Gleichwohl hat sich der Aufwand unter den Männern der niedern Volksschichten, besonders unter den jüngern und unverheiratheten, ebenfalls viel zu sehr verbreitet. Der Arbeiter, welcher in den Wochentagen in schmutziger und zerrissener Kleidung seinem Geschäfte nachgeht, wendet alles Erübrigte an, um Sonntags eben so einher zu gehen als der Wohl-

habende und sich mit goldner Uhr und Kette, Busennadel und dergleichen auszustatten. Sowohl in den Städten als auf dem Lande sind Leibröcke die üblichste Tracht und Jeder, nicht allein der geringste Tagelöhner in der Stadt, sondern auch der auf dem Lande, besitzt einen solchen, den er bei der Anschaffung der augenblicklichen Mode gemäß anfertigen läßt. Im Winter wird ein Oberrock oder Mantel darüber getragen. Ungeachtet der heftigen Kälte sind Pelze nicht im Gebrauch. Statt dessen sieht man bei der strengsten Kälte Männer in bloßem Leibrock über die Straße gehen. Jedoch sind sie gegen diese noch durch flanellene Unterhemden, die allgemein das ganze Jahr hindurch getragen werden, geschützt. Im Sommer werden die Leibröcke oft von weißem oder buntem baumwollenen Zeuge getragen. In dieser Jahreszeit sieht man die Verkäufer in Kaufmanns- und sonstigen Läden ohne Rock und Weste ihr Geschäft verrichten und in diesem Aufzuge sich über die Straße in benachbarte Häuser begeben, ohne daß solches Anstoß erregte. Nur darf feine Wäsche und ein feiner Hut nicht mangeln. Auf letztern wird fast eben so viel gehalten, als auf jene, und man sieht daher nie, ausgenommen Alltags bei Tagelöhnern, abgetragene Hüte. Noch ist der Hut die gewöhnlichste Tracht auch unter den Landleuten; doch beginnt unter diesen in neuerer Zeit, wenigstens im Winter, die Mütze den Hut zu verdrängen, und selbst unter den Städtern hat die Tracht der Mütze Eingang gefunden. Im Sommer aber werden meistens niedrige Hüte von Stroh, oder von sonstigem Flechtwerk aus Brasilien, mit sehr breiten Krämpen getragen. Letztere Gattung kommt sehr hoch zu stehen und ist daher

nur unter den Reichen im Gebrauch, während die Aermern Hüte von grobem Strohgeflecht tragen. Häufig bedienen sich die Herren außerdem noch der Regenschirme zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen. Sorgfältig hütet man sich in der heißen Jahreszeit das entblößte Haupt den Sonnenstrahlen auszusetzen, weil dies sehr leicht Sonnenstich herbei führt. — Hausanzüge sind unter den Herren unbekannt; sie kleiden sich gleich früh Morgens vor genossenem Frühstück ganz fertig an, meistens also durch Anlegung des Leibrocks.

Nichts fällt mehr auf, als wenn sich Jemand von den amerikanischen Moden abweichend trägt. So gleichgültig die Amerikaner gegen alles Uebrige sind, so beachten sie doch jede Kleinigkeit im Anzuge, selbst beim bloßen Begegnen auf der Straße, z. B. den Schnitt der Röcke, Westen, Hemden, Halstücher, Stiefeln u. s. w. Die Damen sind auf die Anzüge anderer Damen, besonders fremder, noch aufmerksamer. So wie die Tracht des Fremden ein wenig auffallend ist, geben die Amerikaner ihr Befremden darüber, oft auf unschickliche Weise, zu erkennen, und zwar lassen sich dieses nicht blos Menschen aus dem niedern Stande zu Schulden kommen. So sind Mäntel mit langen Kragen und Sackröcke bei Männern an sich schon sehr auffallend. Wer nun aber gar den Mantel oder Sackrock blos über die Schultern wirft, ohne die Arme in die Aermel zu stecken, erregt allgemeines Staunen, das leicht in Gespött übergeht. Es läßt sich daher denken, zu welchem Spott und Hohn die deutsche Bauerntracht Veranlassung gibt.

Um sich der Mode gemäß zu tragen, machen die Stutzer sehr häufig aus weiter Ferne Reisen nach Neu=

york, das in dieser Beziehung voran steht. Hier kann nun blos der in den Ruf eines Mode-Schneiders und Schusters kommen, welcher seinen Laden an der Hauptstraße hat. Hat Jemand einmal diesen Ruf erlangt, dann kann er dreist das Doppelte des gewöhnlichen Preises fordern, es wird ihm doch bezahlt. Nicht nur aber bei Kleidungsstücken haben die Amerikaner dieses Vorurtheil, sondern auch bei allen übrigen Gebrauchsgegenständen, die der Mode unterworfen sind, Tischler-, Sattler-Arbeit u. s. w. Wie weit ihr Vorurtheil in der Beziehung reicht, möge folgender Fall beweisen. Ich reiste mit einem Bekannten von Albany nach Neuyork, der bei dieser Gelegenheit sich hier einen Hut kaufen wollte. Nach Mittheilung dieses Vorhabens machte ich ihn auf einen deutschen Fabrikanten aufmerksam, der eben so vorzügliche Hüte verfertigte, als es irgend ein Amerikaner vermochte. Er versprach auch diesen, der noch dazu an einer sehr belegenen Straße wohnte, aufzusuchen. Beim nachherigen Zusammentreffen fand ich, daß er sich dessenungeachtet einen Hut von einem amerikanischen Fabrikanten, der am Broadway seine Niederlage hat, angeschafft und noch einmal so theuer bezahlt hatte, als er ihn bei dem Deutschen bekommen haben würde. Auf deshalbigen Vorhalt entschuldigte er sich damit: was seine Bekannten dazu gesagt haben würden, hätten sie aus der Hutetikette ersehen, daß er von einem andern als einem am Broadway seßhaften Fabrikanten den Hut erstanden habe. Dies veranlaßt es nun, daß sich die Handwerker gar gern in den größern Städten besetzen und wenn irgend möglich einen Verkaufsladen an einer Hauptstraße miethen. Sind sie dazu nicht im

Stande, so haben sie nur geringen Absatz und Verdienst. Durch das Drängen der Geschäftsleute nach den größern Städten mehrt sich in diesen die Menschenzahl ungeheuer, weshalb denn auch die Lebensmittel und ganz besonders die Miethe in denselben ganz unverhältnißmäßig theuer sind. Besonders ist die Miethe der an den Hauptstraßen belegenen Häuser ungemein hoch. Während nun der Miether eines solchen seine Noth hat, die Miethe zu erschwingen, ist er auch noch so sehr beschäftigt, hat der Miether eines abgelegenen Hauses wegen Mangels an Verdienst damit zu kämpfen, die Miethe aufzubringen, und in Wahrheit ist Jeder in den größern Städten thätig, um den Hauseigenthümern den Sack zu füllen.

Gleichwie die Kleidungsstücke, ebenso gleichförmig sind alle übrigen Gegenstände der Benutzung, als alle Arten Meubeln, die Kommoden, Tische, Stühle, Sophas, ferner die Schüsseln, Teller, Gläser, Messer und Gabeln, Löffel, Leuchter und Lampen, Tischgedecke, kurz alles, was man sich denken kann. Nur der Stoff, woraus sie angefertigt werden, ist bei manchen Gegenständen verschieden. So sind die Meubeln der Vornehmen von Mahagoni und andern fremden Holzarten, die Sophas und Stühle mit schweren seidnen Stoffen überzogen, während die der Geringern von inländischem Holze und Sopha und Stühle blos mit Haartuch überzogen sind. Die silbernen Löffel werden bei den weniger Bemittelten durch von Neusilber angefertigte vertreten. Indessen die Form dieser Gegenstände ist bei dem Reichen und Armen ganz dieselbe, und die Amerikaner finden es halb und halb anstößig, wenigstens auffallend, treten sie zu einem Fremden ins Haus und finden da Gegenstände von an-

dern Formen in Gebrauch, als die unter ihnen einmal üblich sind.

Deshalb ist es höchst unvorsichtig, wenn ausländische Fabrikanten Gegenstände dorthin versenden, sobald sie der dortigen Mode nicht entsprechen, weil sie keinen Absatz finden, wären die Preise auch noch so niedrig gestellt. So erzählte mir ein Bekannter: er habe von Deutschland aus Messer und Gabeln eingeführt; jene waren oben spitz und letztere mit drei Zacken. Hier sind aber nur breit aus einander laufende, oben runde Messer und zweizackige Gabeln in Gebrauch, und deshalb war er auch nicht ein Dutzend Messer und Gabeln los geworden, sondern genöthigt, sie nach Deutschland zurück zu senden. Geht man in Niederlagen von Eisenwaaren, die aus Deutschland eingeführt sind, alle Gegenstände sind nach amerikanischem Geschmack angefertigt, so außer den gewöhnlichen Messern und Gabeln, die Federmesser, Küchen- und Schlachtmesser, Aexte, Hämmer, Pistolen und Flinten u. s. w., weil sie widrigenfalls keinen Absatz finden würden. An den Jagdflinten z. B. müssen lange schmale Kolben, ohne Vertiefung zum Anlegen, auch keine Riemen angebracht sein, weil die Amerikaner die Kolbe der Flinte stets in der Hand und den Lauf auf die Schulter gelehnt tragen. — Ein deutscher Spielkarten-Fabrikant hatte den Versuch gemacht, einen Vorrath davon in Neuyork abzusetzen; sie waren sehr fein, während die amerikanischen Karten dick sind und deshalb sich leicht spalten, und grob gemalte Bilder haben. Nichtsdestoweniger hatte er kein Spiel verkauft, weil die deutschen ein doppeltes Brustbild haben, die amerikanischen Karten dagegen nur eins, was noch die Unbequemlichkeit hat,

daß, liegt dasselbe bei dem Aufnehmen der Karten verkehrt, man die Karte in der Hand erst herumdrehen muß, um zu sehen, welches und von welcher Farbe das Bild ist. — Ein anderer Kaufmann hatte den Versuch gemacht, Düsseldorfer Senf einzuführen, weil der amerikanische Senf grobkörnig und entsetzlich bitter ist. Es war aber kein Senf nach amerikanischem Geschmack und er hatte ihn daher verderben lassen müssen. — Eine weitere, öfters schon fehlgeschlagene Spekulation sind Flügel und selbst Pianos, sobald sie nicht ganz die Form haben, wie die einmal in Amerika übliche. Es würden sich gewiß noch eine Menge andere Erfahrungen aufzählen lassen, da mir die obigen Fälle nur zufällig zur Kenntniß gekommen sind.

Ebenso festklebend, als an den Moden und dem Herkömmlichen, sind es die Amerikaner auch an sonstigen Gebräuchen. Es ist darüber schon oben Einiges vorgekommen, z. B. daß es für unschicklich gehalten wird, wenn eine Dame den Balkon betritt, oder aus dem Fenster sieht. Mögen hier noch einige andere Gebräuche, die streng beobachtet werden, folgen, um dies zu belegen. Jeder Amerikaner, der mit einer Dame geht, führt sie am Arm: sehr häufig schon der zwölf- bis vierzehnjährige Knabe seine Mutter, der Tagelöhner seine Frau oder Tochter ebenso wohl, als der Reiche. Nun aber ist es Gebrauch, daß auf der Straße die Dame an der Seite des Mannes nach den Häusern zu geht, und es fällt höchlich auf, geht sie an dem Arme nächst dem Fahrwege. Wo sich Straßen kreuzen, sind über den Fahrweg breite Steine gelegt. Sobald nun der Amerikaner von der einen zur andern Seite der Straße sich begeben will,

schlägt er jedes Mal den Weg über diese breiten Steine ein, wenn er auch schon auf der einen Seite der Straße dem Hause sich gegenüber befunden hat, in das er gehen will, er mithin einen vielleicht nicht unbeträchtlichen Umweg machen muß, um über die breiten Steine zu dem gegenüber liegenden Hause zu gelangen. Geht er nun in Begleitung einer Dame und führt diese an seinem linken Arm, verfolgt aber die Straße in derselben Richtung auf der andern Seite des Fahrwegs, dann bleibt die Dame, auf der andern Seite des Fußwegs mit ihm angelangt, stehen, und der Herr macht einen Halbkreis um dieselbe, um ihr nun den rechten Arm zu reichen. Wer dagegen verstößt, begeht etwas Auffallendes.

Merkwürdig ist die Abneigung der Amerikaner, ja sogar der Farbigen in den Sklavenstaaten, größere Gegenstände über die Straße zu tragen. Nie nimmt man Tragkörbe wahr, sondern alle Gegenstände, zu deren Fortschaffung man sich in Deutschland der Tragkörbe oder Schiebkarren bedient, werden hier auf mit einem Pferde bespannten Karren weiter geschafft. Eine Ausnahme in der Benutzung von Schiebkarren findet nur bei Bauten statt. Selbst die Dienstmägde bedienen sich beim Einholen von Gegenständen nicht viel größerer Körbe, als der in Deutschland gewöhnlichen Strickkörbe. Nicht einmal tragen weiße Frauenzimmer am Tage Wassereimer über die Straße, sondern nur die Farbigen verstehen sich dazu. Für eine einigermaßen anständig gekleidete Frau würde es die höchste Verletzung sein, wäre sie genöthigt, einen Korb in der Hand zu tragen. Daher ist es nichts Ungewöhnliches, anständig gekleidete Männer auf den Märkten Geflügel, Fleisch oder Gemüse einkaufen und

in Papier gewickelt, oder in freier Hand, oder zur Abendzeit auch wohl in einem Handkorbe, zu Hause tragen zu sehen. Nichts aber ist in den Augen der Amerikaner eine größere Versündigung, als wenn der Mann seiner Frau gröbere Verrichtungen zumuthet. Deshalb machte die Nachricht, die ein Baltimorer Blatt brachte: eine deutsche Bauernfrau habe eine Tracht Holz durch die Straßen geschafft, während ihr Mann ganz sorglos mit brennender Pfeife neben ihr hergegangen sei, die Runde auch durch viele auswärtige Blätter.

Bei dieser Veranlassung mag noch Einiges über das Verhältniß der Dienstmägde zur Herrschaft angeführt werden. Kaum glaublich ist es, wie gut gestellt und verwöhnt hier die Dienstmägde sind. Ist gleich keineswegs, wie von Manchen erwähnt wird, es allgemeiner Gebrauch, diese mit an dem Tisch der Hausherrschaft speisen zu lassen, müssen sie vielmehr in den Häusern der Vornehmen ihre Mahlzeiten in der Küche verzehren, so wird doch für sie nicht besonders gekocht, sondern sie bekommen ihren Theil von den Speisen der Herrschaft, dazu einen Lohn, der mindestens monatlich drei Dollar beträgt. Ein Mädchen, das aber nur etwas gewandt ist, bekommt monatlich vier bis fünf Dollar. Versteht dasselbe dagegen das Kochen oder Nähen, so erhält es sechs bis acht Dollar. So ist es wenigstens in den östlichen Staaten. Ob sich's im Innern anders verhält, weiß ich zwar nicht, bezweifle dieses aber, weil in den Küstengegenden durch die Menge von Einwanderern es nicht an Mädchen gebricht, wogegen es im Innern an solchen mangelt. Nur in den sklavenhaltenden Staaten tritt ein anderes Verhältniß ein, indem die Sklavinnen von den

Eigenthümern als Dienstmägde gegen niedrigern Lohn vermiethet werden. Nun sind die Stoffe der Kleidungsstücke, namentlich die baumwollnen und wollnen, in den Vereinigten Staaten fast wohlfeiler als in Deutschland; nur das Machelohn ist theurer. Gleichfalls sind die Schuhe, insbesondere die in Fabriken angefertigten, nicht genähten, sondern mit hölzernen Stiften versehenen, dessenungeachtet aber zierlich und dauerhaft gearbeiteten, beinah billiger als in Deutschland. Da nun die Mädchen weder grobe Arbeit noch viele Wege zu verrichten brauchen, weil alle Lebensmittel in der Nähe der Wohnungen zu haben sind, viele Ausrichtungen aber von selbst wegfallen, indem die Amerikaner wenig mit Andern in Verkehr leben, so zerreißen sie auch wenig Kleidungsstücke und haben Zeit genug, sie selbst anzufertigen, oder wenn sie dazu nicht im Stande sind, wenigstens sie auszubessern, und können daher fast allen Lohn sich ersparen. Freilich aber wollen sie im Aufwande hinter den Amerikanerinnen nicht zurückbleiben, und dann geht ein großer Theil ihres Lohnes in Luxusgegenständen wieder drauf. Das Widerlichste aber für die Herrschaft ist, daß alle Miethverträge nur auf einen Monat abgeschlossen werden, und daß das Mädchen vorher nicht zu kündigen braucht. Der Herrschaft steht zwar dasselbe Recht dem Mädchen gegenüber zu. Sie wird aber höchst selten davon Gebrauch machen, sobald die Magd nur einigermaßen gut ist, während das Mädchen, um höhern Lohn von der Herrschaft zu erpressen, oder um sie des erhaltenen geringfügigen Verweises wegen in Verlegenheit zu setzen, mit Ablauf des Monats anzeigt, daß es denselben Abend noch, oder am nächsten Morgen aus dem Dienst

gehen werde. Dann mag die Herrschaft zusehen, woher sie sofort eine andere Magd bekommt. Ist die Magd frech oder faul, so muß man das über sich ergehen lassen, oder sie durch Auszahlung des vollen monatlichen Lohns sich vom Halse schaffen, da man nur wegen begangener Verbrechen sie ohne Lohnzahlung aus dem Dienste weisen kann. Schickt man sie fort wegen ein oder der andern Untugend, selten bekommt man bessere, da man sie immer auf's Geradewohl miethen muß, weil kein Mädchen Zeugnisse seines Wohlverhaltens mit sich führt. Das Verhältniß der Dienstboten zur Herrschaft allein kann dem, der an Aufwartung gewöhnt ist, den Aufenthalt in Amerika verleiden. Dem wird nun von Manchen entgegengehalten, daß es nicht auffalle, wenn man die Dienste der Mägde selbst verrichte: die Schuhe putze, Zimmer und Straße kehre u. s. w. In gewissen Kreisen, bis zum vermöglichen Mittelstande hinauf, sind solche Verrichtungen allerdings nicht anstößig. Indessen die Reichen hüten sich gar sehr sie vorzunehmen, und wer mit ihnen in Verkehr leben will oder muß, mag sich ebenfalls derselben enthalten, will er nicht in ihren Augen sich erniedrigen. Zugestanden aber, in solchen Verrichtungen liege nichts Anstößiges: ist ihre Vornahme für den, der in der Lage ist, eine Dienstmagd sich halten zu können, eine Annehmlichkeit, oder daß man sie, ohne Anstoß zu erregen, vornehmen kann, ein Vorzug der Vereinigten Staaten — wie Manche wunderbarer Weise behaupten wollen?

Es mag hier letztlich noch der eigenthümlichen Gebräuche, die bei Beerdigungen vorkommen, oder mit ihnen in Verbindung stehen, gedacht werden. Jede Leiche wird

schon am nächsten Tage nach Eintritt des Todes beigesetzt, auch im Winter, wenn mithin kein Grund vorhanden ist, die Beerdigung zu übereilen. Dieserhalb findet man in allen größern und kleinern Städten zahlreiche Niederlagen von Särgen jeglicher Größe. Insgesammt sind die Särge von polirtem Mahagoniholz, dem die natürliche braune Farbe gelassen wird, ohne sonstige Zierrath, mit ganz flachem Deckel; jedoch sind sie da, wo die Schultern zu liegen kommen, am breitesten und verschmälern sich nach beiden Enden zu. Ihrer Form wegen möchte man daher die Särge für das Aeußere eines Instrumentes halten. An denselben ist noch das Eigenthümliche, daß der Theil des Deckels, unter welchem das Gesicht ruht, mit einem Schieber und darunter mit einer Glasscheibe versehen ist, so daß man nach Wegnahme des Schiebers ungehindert das Gesicht des Verstorbenen sehen kann. Bei jeder Beerdigung ist ein Geistlicher anwesend. Nicht leicht wird ein Unbemittelter begraben, ohne daß nicht wenigstens drei oder vier Wagen folgten. In dem ersten befindet sich stets der Geistliche. Wird aber ein Reicher, oder ein Vorsteher einer Innung oder Verbrüderung beerdigt, dann ist das Wagengefolge meistens endlos. Eine noch größere Auszeichnung widerfährt verstorbenen höheren Staatsbeamten. Als der Leichnam des frühern Präsidenten Adams von Washington nach seinem Erbbegräbnisse in einem der Staaten Neuenglands geschafft wurde, fand in jeder größern Stadt, welche selbiger berührte, ein ungeheures Gepränge statt. Bei Ankunft der Leiche in Neuyork wurden die Kanonen gelöst, der Statthalter sowie alle städtischen Beamten in ihrer Amtstracht folgten zu Wagen, außerdem unendlich viele

Andere zu Wagen und zu Pferde, und zum Schluß viele Tausende der uniformirten Miliz. Ein wunderbarer Geschmack der Amerikaner gab sich aber auch bei dieser Gelegenheit kund: jedes der sechs vor den Leichenwagen gespannten Pferde wurde von einem Neger geführt, der als Türke gekleidet war, mit Turban u. s. w. Es sei fern, an einer solchen Huldigung verstorbener höherer Beamten, die vom Volke freiwillig, nicht auf Vorschrift, erwiesen wird, mäkeln zu wollen. Indessen wie stimmt sie mit republikanischer Einfachheit und Gleichheit überein? Man sieht, auch in Republiken wird es mit beiden nicht so streng genommen; es gibt auch da Unterschiede, wie dieses freilich auch schon oben bei andern Gelegenheiten genugsam nachgewiesen ist.

Bei Beerdigungen der Irländer folgen die Männer meistens zu Fuße und nur die Frauenzimmer zu Wagen; bei Amerikanern hingegen folgen Männer sowohl als Frauenzimmer zu Wagen. Im Allgemeinen jedoch sind mehr Frauenzimmer als Männer im Gefolge, weshalb man manche Kutschen lediglich von Frauenzimmern angefüllt sieht. Weder Männer noch Frauenzimmer pflegen in schwarzer Kleidung zu erscheinen; eine Ausnahme machen nur die nächsten Angehörigen des Verstorbenen, sofern sie sich dem Zuge anschließen. Auch merkt man dem Gefolge nie die mindeste Trauer an. Die Reichen in Neuyork und Baltimore werden auf Kirchhöfen, die wohl drei Viertelstunden von den Städten entfernt sind, beerdigt. Sobald nun der Leichenwagen aus der Stadt ist, wird das Pferd vor demselben (denn nur ausnahmsweise werden zwei Pferde zum Ziehen desselben verwendet) in Trab gesetzt und alle andern Wagen folgen diesem

Beispiele. Ein Grab auf diesen Kirchhöfen ist sehr theuer, da sie Privateigenthum sind. Beide, sowohl der bei Baltimore als der bei Neuyork, gleichen in ihren Anlagen einem Parke, weshalb sie häufig von der vornehmen Welt zum Lustwandeln benutzt werden. Sie sind gewissermaßen die einzigen Orte in der Nähe dieser Städte, die zu diesem Zweck aufgesucht werden. Aber eben weil sie Privateigenthum sind, erhält man nur gegen eine Einlaßkarte Zutritt zu diesen Kirchhöfen, die von einer hohen Mauer umgeben, durch einen Pförtner bewacht werden, und wie sich erwarten läßt, sind die untern Volksschichten von ihrem Besuche ausgeschlossen.

Leicht läßt sich denken, daß die Amerikaner außer den vorhin erwähnten, im Ganzen mehr wunderbaren als anstößigen Gebräuchen noch andere haben, die wirklich verletzend sind. Kaum mag dahin gerechnet werden, daß sie überall in Gasthäusern, in Kaufmannsläden auch die Verkäufer, ferner in Geschäfts- und Amtsstuben — mit Ausnahme bei feierlichen Gerichtssitzungen — und bei Besuchen — es sei denn, Damen wären anwesend, wo dann wenigstens die, welche auf Anstand Anspruch machen, den Hut abnehmen — den Hut aufbehalten; daß sie beim Hereintreten in die Stube höchstens mit der Hand die Hutkrämpe berühren (das bloße Grüßen mit der Hand oder Berühren des Huts beim Begegnen auf der Straße mag sogar als etwas Lobenswerthes gelten); ferner daß der Herr bei der Unterhaltung mit einer Dame, im Sitzen das eine Bein hoch über das Knie des andern schlägt und die Hände in den Hosentaschen verbirgt. Dagegen gibt es noch viel häßlichere Gebräuche. Dahin gehört ihr Legen der Füße auf Stühle und Bänke.

Sie üben dies in Wirthshäusern oder auf den Dampfschiffen, wenn auch Mangel an Stühlen ist, und Rohere — von denen man aber ihrer Kleidung nach nicht weiß, zu welchem Stande sie zu rechnen sind, ob nicht gar zu dem höhern — verweigern sogar unter diesen Umständen die Füße vom Stuhl herunter zu nehmen und ihn Andern zum Sitzen einzuräumen. Dann kann man wohl die Beine des Lümmels durch Umkippen des Stuhls herunterschmeißen, ohne allgemein darin verdacht zu werden, läuft aber doch Gefahr, mit dem, welchem solches widerfährt, in gefährliche Händel zu gerathen. Kämen diese nachmals vor dem Richter zur Sprache, dieser würde schwerlich das verweigerte Einräumen des Stuhls als ein Unrecht und als schuldhafte Veranlassung zu dem Streite ansehen. — Ebenso legen Flegelhafte im Theater wohl die Füße auf die vordere Bank, unbekümmert, ob sie die Kleidungsstücke der vor ihnen Sitzenden beschmutzen. — Andere lehnen sich in Gasthäusern an die Thürpfosten und verhindern dadurch den Zutritt zu dem Hause oder dem Gastzimmer. Auf das Ersuchen, Platz zu machen, schieben sie sich so weit zur Seite, daß man mit genauer Noth durch die Thür kommen kann. Stößt man sie bei der Gelegenheit zur Seite, so lassen sie sich das gleichfalls wohl gefallen; indessen auch hierbei läuft man Gefahr, Händel zu bekommen, ohne vor Gericht gerechtfertigt zu erscheinen. — Kommen gleich derartige Fälle grober Ungezogenheit nur vereinzelt vor, keinen Tag ist man sicher, daß sie Einem nicht begegnen. Sie sollten doch aber gar nicht eintreten, wollen anders die Amerikaner zu den gebildeten und gesitteten Völkern gerechnet werden, am wenigsten dann aber sollten sie es, wären

die Amerikaner wirklich das sittsame und musterhafte Volk, das sie zu sein sich einbilden.

Ein anderer ganz abscheulicher Gebrauch der Amerikaner ist das Tabakskauen, der, wie schon oben bemerkt worden, unter allen Ständen sich verbreitet findet. Es geschieht dies selbst in Gegenwart von Damen, während es unschicklich ist, in deren Anwesenheit zu rauchen. Die weniger Gebildeten scheuen sich nicht, den beim Kauen des Tabaks in ihrem Munde sich ansammelnden Speichel überall hinzuspritzen, wo sie gerade verweilen. Wahrhaft Ekel erregend ist es deshalb, auf den auf Dampfschiffen, oder vor den Wirthshäusern und überall, wo Amerikaner in größrer Zahl sich zusammen finden, sich ansammelnden Pfützen von Tabaksjauche herum zu schreiten. Viele aber sind so schlingelhaft, Andere so wenig beim Ausspucken zu berücksichtigen, daß man nicht selten Gefahr läuft, getroffen zu werden. Jedoch fängt der Gebrauch des Tabakrauchens unter den Jüngern immer mehr an, jene häßliche Gewohnheit des Tabakkauens zu verdrängen. Die vornehmern Amerikaner bedienen sich beim Rauchen nur der Cigarren, während die geringen einen schweren, dunkeln, sehr fein geschnittenen, fast wie Wolle aussehenden, knällerigen Geruch verbreitenden Tabak aus kurzen Thonpfeifen rauchen — ein Gebrauch, den man oft auch unter den Farbigen beiderlei Geschlechts, sogar gar nicht selten unter den Frauen der Amerikaner auf dem Lande findet. Nichts aber fällt mehr auf, als wenn ein anständig Gekleideter aus einer Pfeife, wie sie in Deutschland gebräuchlich sind, mit Holz- oder Porzellankopf, raucht; an öffentlichen Orten setzt man sich dadurch dem Gespötte der Jugend aus. Dagegen ist es

etwas Gewöhnliches, Knaben von acht oder zehn Jahren auf öffentlicher Straße Cigarren rauchen zu sehen. Im Cigarren-Rauchen wird von den vornehmern Amerikanern großer Aufwand getrieben. Tausend Stück der geringsten Sorte ächter Havanna-Cigarren kosten 23 Dollar, oder ungefähr 34 preuß. Thaler. Die einigermaßen Verwöhnten rauchen sie aber zu dem Preise von 40 bis 60 Dollar, oder 60 bis 90 Thaler. Ja man hat deren, die 80 Dollar oder 120 Thaler kosten. Die Eingangssteuer auf Cigarren ist in den Vereinigten Staaten allerdings hoch, so viel ich mich entsinne 40 P. C. Es zeigt sich indessen, daß der bedeutende Preis der Havanna-Cigarren hauptsächlich dadurch herbeigeführt wird, daß sie an Ort und Stelle so theuer sind. Von deutschen Fabrikanten wird aus inländischen Blättern auf deutsche Weise Tabak bereitet. Dieser ist indessen nicht sonderlich, weil alle guten Blätter nach Deutschland und Holland ausgeführt werden. Bei einzelnen deutschen Kaufleuten kann man auch in Deutschland verfertigte Tabake erlangen; aber er kommt dort sehr hoch zu stehen. Deshalb begnügen sich viele Deutsche, die das Rauchen aus Pfeifen fortsetzen, mit Cigarren-Abfall, der um geringen Preis zu haben ist. — Das Tabakschnupfen ist unter den Amerikanern gar nicht gebräuchlich. Findet man unter denen von englischer Mundart Schnupfer, so kann man darauf rechnen, daß es Engländer sind.

Ein wahrhaft gräulicher Gebrauch der Amerikaner ist auch, wenn ein Paar Hunde auf der Straße über einander herfallen, um diese einen Kreis zu schließen und nicht zu dulden, daß sie aus einander getrieben werden.

Diese hier erwähnten sind nur Beispiele roher Sitten

und Gebräuche und, wie vorhin gedacht, nicht allein der den niedern Volksschichten Angehörenden, sondern auch derer, die den höhern Ständen angehören. Zu den Gebildeten kann man sie freilich nicht zählen. Aber es ergibt sich daraus, wie Wenige hierzu gehören.

Prüft man die Bildungsstufe der Amerikaner im Allgemeinen, wie sie sich in ihren Sitten und Betragen ausprägt, so ist allerdings nicht zu leugnen, daß der Tagelöhner und Bauer einen Grad derselben besitzt, wie sie in Deutschland unter den geringen Volksklassen nicht zu finden ist. Dadurch, daß sie ihres Gleichen mit „Sir“, die Frau mit „Mistress“ anreden und, wie sich von selbst versteht, darauf halten, daß ihnen ein Gleiches auch von Höherstehenden widerfahre, bekommt der Verkehr unter ihnen einen gewissen Grad von Anstand, der sich nicht leicht bei irgend einer Gelegenheit verleugnet. Im Bewußtsein, freie und unabhängige Menschen zu sein, stehen sie mit einer Unbefangenheit Rede und Antwort, als hätten sie es stets mit ihres Gleichen zu thun. Das sklavisch Verlegene, das dem Deutschen anhängt, kommt er mit einem Höherstehenden in Berührung, kennen sie überall nicht. Ihr ganzes Auftreten unterscheidet sich wenig von dem der Amerikaner aus dem mittlern Stande und sie wissen sich ebenso auszudrücken wie diese. Auch sind sie ziemlich gleichmäßig wie diese in der Politik, sowie in der Geschichte ihres Landes zu Hause, kennen die Hauptbegebenheiten des Befreiungskrieges und die Hauptthelden desselben, sowie die hauptsächlichen spätern Begebenheiten und die Theilnehmer an denselben. Ferner wissen sie genau, welche Rechte ihnen die Verfassung einräumt. Freilich beschränkt sich hierauf ihre Bildung, und man

würde vergebens bei ihnen das Höfliche und Entgegenkommende suchen, das jedem Deutschen auch aus niederm Stande, ist er nicht ganz verwarlost und in Rohheit auferzogen, eigen ist.

Dafür aber geht nicht blos den zu dem Mittelstande Gehörenden, sondern selbst den zu den höhern Ständen zu Zählenden, dem reichen Gutsbesitzer, Kaufmann oder Fabrikanten, dem Arzt und Advokaten, jegliche feinere Bildung ab. Eine Ausnahme machen nur die, welche europäische Bildung genossen, dadurch, daß sie in Europa sich befanden, oder weil sie viel mit Europäern in Verkehr lebten. Nur diese kann man zu den gebildeten Amerikanern rechnen, obgleich auch ihnen immer etwas Kaltes, Steifes, Trocknes und Schlichtes anklebt. Doch mag letztere Eigenschaft ihnen keineswegs zum Vorwurf gereichen, wenigstens ist sie am Ende immer etwas Angenehmeres als der süße und gedrechselte Hofton, der in manchen Kreisen der Gesellschaft in Europa heimisch ist.

Kann man nun an sich schon, vermöge ihrer Bildung, die Tagelöhner, geringern Handwerker und Bauern nicht ohne Weiteres zu dem Pöbel rechnen, so ist dieses um so weniger noch zulässig, als es hier eine Gattung Menschen gibt, die recht eigentlich diesen Namen verdient. Es sind dies die Taugenichtse aus allen Schichten, viele aus niedrem, viele aber auch aus dem mittlern und höhern Stande herstammend, die zurückgekommen und in Verachtung gerathen sind, und ein nichtsthuendes, ruchloses, einem thätigen und arbeitsamen Leben vorziehen. Sie insgesammt werden unter dem Namen „Loafer“ (Herumtreiber) begriffen. Man trifft sie in zerlumpter und anständiger, ja selbst feiner Kleidung, am zahlreich-

sten in den großen Städten, aber auch in jeder kleinen Landstadt. Ihre Sammelplätze sind Straßenecken in belebten, jedoch nicht den Hauptstraßen, sowie die niedern Wirthschaften und Austernkeller, von wo aus sie ihre Streifzüge anstellen. Sie verlaufen sich aber auch wohl in bessere Wirthschaften, um auszukundschaften, ob es für sie da keinen Fang gibt. Zwar lassen sich selbst die Rohesten unter ihnen nicht leicht ein lautes, in Unfug ausartendes Betragen zu Schulden kommen, ausgenommen nächtlicher Weile, wenn sie betrunken sind, und bei Feuerlärm. Dagegen zeigen sie ein alles überbietendes freches und übermüthiges Benehmen, durch geringschätzende Behandlung Anständiger, Verspotten und Verhöhnen dieser, wenn solches ihnen in den Sinn kommt. Vorzüglich sind sie dazu geneigt, glauben sie sich dem Verspotteten überlegen, zeigt er ihnen gegenüber Verlegenheit und Besorgniß. Den meisten Eindruck macht es auf sie (wie aber auch auf jeden andern ungebührlich sich betragenden Amerikaner), zeigt man sich gegen sie stolz und behandelt sie geringschätzend, ohne Furcht zu verrathen.

Insgesammt leben die Loafer von Verbrechen und stehen stets auf der Lauer, wo sie ein solches begehen können. Die Vornehmern und Gewandteren leben vom abgefeimtesten Betruge und Diebstahle, indem sie sich in den Kaufmanns- und sonstigen Läden umher treiben und die Gelegenheit auswittern zu stehlen oder zu betrügen, oder sie knüpfen Bekanntschaft mit Reisenden an, wohnen mit ihnen in einem Gasthause, womöglich in einer Stube, und berauben nachher ihre Koffer. Andere leben von Taschendiebstahl u. s. w. Die gewöhnlichern Loafer ernähren sich von gemeinen, auch wohl gröbern Diebstählen: Einbrü-

chen, Raubmord u. s. w. Indessen wechseln jene und diese auch wohl ihre Rollen, je nach der ihnen sich darbietenden Gelegenheit.

Viele der geringern Loafer leben gewissermaßen in Banden vereinigt, indem sie den Hauptbestandtheil verschiedener Spritzenkompagnien bilden. Am scheußlichsten treten diese in Philadelphia und Baltimore hervor, da in Neuyork die Polizei über eine Menge Diener verfügen und einigermaßen kräftig einschreiten kann, dagegen die Polizei in jenen beiden Städten schwach und kraftlos ist. Häufig gehen nun von Mitgliedern jener Banden Brandstiftungen aus, um dabei zu rauben und zu plündern. Sobald die Feuerglocke erschallt, versammeln sich die zu den Banden gehörenden Mitglieder mit wildem Geschrei und eilen der Gegend zu, wo das Feuer ausgebrochen ist, um wo möglich mit ihrer Spritze auf dem Brandplatze zuerst zu erscheinen und die dafür ausgesetzte Prämie zu erlangen. Ist nun eine Kompagnie Loafer einer andern zuvorgekommen, so wird dies nicht selten die Veranlassung zu dem blutigsten Streite. Dann ist das Gewöhnlichste, daß sie sich der Backsteine, die zum Bauen, sowie zum Pflastern der Fußwege benutzt werden, und die der öfter vorkommenden Bauten und Ausbesserung der Fußbänke halber in fast jeder Straße sich aufgestapelt finden, als Wurfgeschosse bedienen; sie benutzen aber auch Messer und Schießwaffen, um ihre Gegner zu vertreiben oder niederzustrecken. Hat nun eine Kompagnie bei einer Gelegenheit den Kürzern gezogen, so veranlaßt sie einige Zeit nachher falschen Feuerlärm, wartet die Ankunft der ihr verfeindeten Kompagnie in einem Hinterhalte ab und empfängt sie dann mit

Steinwürfen oder Schießwaffen. Auf diese Weise spinnt sich die Feindschaft unter verschiedenen Kompagnien auf lange Zeit fort, ohne daß dem Einhalt gethan wird oder gethan zu werden vermöchte. Die Genossen dieser scheußlichen Horden, wie sie vielleicht kein anderes Land aufzuweisen hat, sind zu allem fähig, weil sie weder Polizei noch Strafgewalt scheuen, wohl wissend, wie leicht sie ihr, wenn am Ende auch nur durch falsches Zeugniß ihrer Spießgesellen, entgehen können. In Philadelphia hat sich sogar eine Bande gebildet, die allgemein den Namen „Killer", das ist: Todtschläger, führt — für sie eine Art Ehrentitel, weil sie gefürchtet sein will. Bei dem großen Aufruhr in Neuyork im Frühjahr 1849 war sie bereit, ihren Gesinnungsgenossen daselbst gegen die Obrigkeit Beistand zu leisten; schon war ihre Ankunft angekündigt und sie würde auch erfolgt sein, hätte sie die vereinigte Kraft der Deutschen, die sich der Obrigkeit zu Gebot gestellt hatten, nicht gefürchtet.

Nach dem Vorausgeschickten ist nun die große Mehrzahl des Volks in der Gesittung und Aufklärung noch viel zu weit zurück, als daß sie ernstlich darauf bedacht sein sollte, dem Treiben des Pöbels, sowie Gesetzübertretungen überhaupt, wirksame Schranken zu setzen. Gerade die verkehrten Begriffe von Freiheit, welche die Menge besitzt, hindern dieses. Welche verschrobenen Ansichten von Freiheit unter den Amerikanern im Schwunge sind, zeigt sich, so oft von Ergreifung von Polizeimaßregeln die Rede ist, mögen diese einen Gegenstand betreffen, welchen sie wollen, und dem Allgemeinen noch so sehr zu Statten kommen. Als z. B. die Stadtbehörde von Neuyork den Karrenfuhrleuten eine Taxe bestimmen

wollte, weil sie häufig Fremden, wenn diese es unterlassen, den Preis des Fuhrlohns vorher zu bedingen, unverschämte Forderungen gestellt hatten, stemmten sich viele völlig unbetheiligte Amerikaner dagegen, weil Jeder für seine Leistung müsse fordern können, was er wolle, auch es Jedem freigestellt sein müsse, seine Forderung nach den Umständen einzurichten und von diesen Nutzen zu ziehen. Jedes Fremden Schuld sei es, wenn er den Preis der Fuhre nicht vorher bedinge. Würde den Fuhrleuten ein bestimmter Lohn gesetzt, so sei dies ein offenbarer Eingriff in die Freiheit. Lieber setzen die Amerikaner ihre Gesundheit oder ihr Leben ferner auf's Spiel, als daß sie Polizeimaßregeln befürworten, die den Zweck haben, Mißbräuche abzustellen, wodurch jene gefährdet werden. Der allgemeinen Abneigung gegen jeglichen Polizeizwang tritt noch hinzu, daß sich der Einzelne unter den Ruhe und Ordnung Liebenden im Allgemeinen viel zu sehr nur um sich, nicht um das kümmert, was Andern begegnet, hätte es auch seinen nächsten Nachbar oder gar Verwandten betroffen, wäre es etwas, das auch ihm in der nächsten Stunde widerfahren könnte; er lebt zu sehr seinen Geschäften nach und im Kreise der Seinigen viel zu zurückgezogen, als daß er um das Allgemeine viele Sorge tragen sollte. Er glaubt auch aus Unkenntniß der staatlichen Verhältnisse anderer Länder, daß der Staat sich nicht anders lenken lasse, und ist gar vielleicht bange, bei Kräftigung der obrigkeitlichen Gewalt Zwingherrschaft über sein Land hereinbrechen zu sehen, und erduldet daher lieber Beeinträchtigungen von seinen Mitbürgern. Die Lenker der Parteien aber schreiten gegen vorkommenden Unfug nicht ein, aus Besorgniß,

dadurch die Volksgunst zu verscherzen. Die Zahl der Gebildeten dagegen ist noch viel zu klein, als daß sie auf die Masse des Volks Einfluß üben, diese von den rohesten Handlungen abhalten könnte. Die Obrigkeit aber befindet sich in ganz gleicher Lage wie die Parteiführer.

Sonach können die Zustände in den Vereinigten Staaten erst dann sich ändern, wenn mehr Aufklärung und Bildung ins Volk gedrungen, dasselbe bereit ist, der Obrigkeit die erforderliche Macht zur Zügelung der rohern Bestandtheile desselben in die Hand zu legen. Dies wird aber erst dann erfolgen, wenn die Masse von dem republikanischen Dünkel, in dem sie befangen ist, zurück gekommen sein und einsehen wird, worin wahre Freiheit bestehe, daß diese nicht in der Zügellosigkeit, sondern in der Anerkennung der Gesetze, der Heilighaltung der Freiheit Anderer und vor allen Dingen auch in der Duldung abweichender Sitten und Gebräuche, die nicht gegen das sittliche Gesetz anstoßen, bestehe.

So lange die Amerikaner in ihrer Aufgeblasenheit verharrend alle ihre Einrichtungen, ihre Sitten und Gebräuche als unübertrefflich ansehen, keinen Einwurf gegen diese gestatten, verlangen, daß man sich diesen unterziehe, ebenso lebe wie sie; so lange sie mit Befremden diejenigen behandeln, die andere Gebräuche haben als sie, auf Bildung und alles Fremde mit Geringachtung herabsehen, ihren Gesichtskreis nicht über ihr eignes Land ausdehnen, — ebenso lange werden sie in der Bildung hinter den europäischen Völkern, bei welchen Aufklärung und Gesittung heimisch ist, weit zurück bleiben, nie sich zu einem wahrhaft freien Volke erheben. Vielmehr bleiben sie bis dahin nicht allein bei Eingriffen in ihre Rechte des er-

forderlichen obrigkeitlichen Schutzes bedürftig, sondern auch Sklaven ihrer Vorurtheile, Sitten und Gebräuche, und in der Beziehung unfrei, wie kein anderes Volk.

Dies muß der Amerikaner selbst auf's Bitterste fühlen, der sich von den Vorurtheilen seines Volks losgesagt hat, wenn er z. B. mit einem Mulatten, der gar keine Aehnlichkeit mehr mit dem Neger hat, dem man die Abkunft von diesem so wenig durch die Farbe als durch sein schlichtes Haar anmerkt, der volle Bildung besitzt, auf freundschaftlichen Fuß leben; wenn er gar eine Mulattin, die sich durch Liebenswürdigkeit auszeichnet, ehelichen wollte und davon durch das Vorurtheil seiner Landsleute, dem er Gehorsam leisten muß, sich abgehalten sieht; oder wollte er sich darüber hinaussetzen, sähe er sich dann von allem Verkehr mit Amerikanern, seine nächsten Verwandten inbegriffen, ganz und gar ausgeschlossen, in tiefste Verachtung versunken und am Ende genöthigt, sein Vaterland aufzugeben, wie es ohne Frage der Fall sein würde; ja wenn er, lebt er in den Sklavenstaaten, nicht einmal wagen darf, über das Unrecht und den Nachtheil der Sklaverei sich auszusprechen, ohne sein Leben auf's Spiel zu setzen; — ferner, wenn er, nachdem er sich die ganze Woche hindurch den Geschäften überlassen, es des Sonntags nicht einmal wagen darf, zu seiner Erholung und zur Kräftigung seiner Gesundheit einen Spaziergang zu machen, geschweige denn eine kleine Gesellschaft zu veranstalten, oder nur ein Instrument zu üben; wenn er noch viel weniger freie Ansichten über religiöse Gegenstände, oder auch nur über die staatlichen oder geselligen Verhältnisse und Zustände äußern darf, will er nicht Gefahr laufen, deshalb verketzert zu

werden; wenn er, der vielleicht längere Zeit in Europa verweilt und dortige Gebräuche lieb gewonnen hat, z. B. das Rauchen aus einer langen Pfeife, den Genuß eines Glases Wein, diese wieder aufgeben muß, weil er beständig damit geneckt, gar deshalb von Vielen bei Fortsetzung des erstern für einen Sonderling, bei Fortsetzung des letztern für einen Sünder gehalten und von manchen seiner frühern Bekannten verlassen werden würde.

Wie sehr Amerikaner das Ausland lieb gewinnen können, bewies mir ein Herr S....., der mehre Jahre auf deutschen Universitäten verlebt hatte. Er versicherte mich, daß er im ersten Jahre nach seiner Rückkehr nicht geglaubt hätte, es in Amerika aushalten zu können. Und welches waren die Annehmlichkeiten, die er besonders hervorhob? — wenn er mit einigen gemüthlichen und gebildeten Freunden einen Spaziergang nach benachbarten Dörfern gemacht, dort zu einer Tasse Kaffee eine Cigarre geraucht und deren Unterhaltung sich erfreut hätte!

Wenn dagegen der Amerikaner Dwight in seinen Mittheilungen über Deutschland, in denen er übrigens den Deutschen viele Anerkennung zollt, behauptet: kein Volk habe mit schönern Worten die Freiheit besungen als die Deutschen und kein Volk genieße wenigere Freiheit als diese, so kann man ihm, als er dieses, Ausgang der zwanziger Jahre, wenn ich nicht irre, schrieb, in sehr vieler Beziehung nicht abfallen. Aber mit demselben Rechte kann man sagen: kein Volk rühme sich seiner Freiheit mehr als die Amerikaner, und bei keinem Volke sei die Freiheit des Einzelnen weniger gesichert, der Einzelne mehr dem Volkswillen unterwürfig und an das

Hergebrachte, die Sitten und Gebräuche mehr gekettet, als in Amerika.

---

6. Die durch die Verfassung verbürgten Rechte und Einrichtungen.

Das Vorhergehende, wodurch die dem Volke anklebenden Fehler nachgewiesen sind, wird nun auch den innern Werth der Verfassung übersehen und ermessen lassen, inwieweit die Rechte und Freiheiten, die sie dem Einzelnen einräumt, gesichert sind und Geltung genießen. Wahrhaft betrübend ist es, daß die Eingriffe in diese von denen ausgehen, die gleicher Rechte sich erfreuen, diese aber mißbrauchen, der mangelhafte Schutz gegen solche Beeinträchtigungen nicht allein davon herrührt, daß die, welche denselben üben sollen, oftmals nicht die nöthige Kraft zur Durchführung desselben besitzen, sondern auch durch Rücksichten abgehalten werden, von ihrer Gewalt Gebrauch zu machen.

Indessen enthalten die Grundrechte und die Einrichtungen der Vereinigten Staaten vieles Vorzügliche und in mancher Beziehung auch Unantastbare. Endlich aber auch haben sie ihrer natürlichen Beschaffenheit und geographischen Lage Vortheile zu danken, die andern Ländern abgehen und theilweise auf diese gar nicht ausdehnbar sind.

Möge nun zunächst das Werthvolle hervorgehoben werden, das sie ihrer Verfassung zu danken haben. — Nicht zu leugnen ist: Jeder, der den Boden der Vereinigten Staaten betritt, ist ein unabhängiger, selbstständ-

diger und freier Mensch, im vollsten Sinne des Worts, wenigstens soweit es der Verein von Menschen im Staate zuläßt. Niemand ist, vor dem er sich zu beugen brauchte. Sobald er das Bürgerrecht erworben, was Niemandem nach erreichtem gewissen Alter oder nach einer gewissen Zeit seines Aufenthalts im Lande vorenthalten wird, findet völligste Gleichheit der Rechte statt. Aber auch ohne Bürgerrecht genießt Jeder den gleichen Schutz und die vollen Rechte der Bürger, ausgenommen, daß er bei den Wahlen keine Stimme hat. — Jeder kann, so lange seine Handlung nicht in ein Verbrechen übergeht, thun und lassen, was er will, ohne daß er deshalb Jemandem Rechenschaft abzulegen braucht. Gefällt es ihm an einem Orte nicht, glaubt er an einem andern Orte, in einem andern Staate besseres Fortkommen zu finden, so verläßt er den bisherigen Wohnort, bezieht den neuen und unternimmt jedes beliebige Geschäft ohne alle Erlaubniß, ohne nur nöthig zu haben, Jemandem eine Anzeige davon zu machen. Von deutscher Bevormundung und Einpferchung in den Bezirk weniger Quadratmeilen, wie manches deutsche Fürstenthum sie aufweist, weiß man hier nichts. — Die Gemeinden leiten und ordnen ihren Haushalt selbst, und da sie hinlänglich wissen, was ihnen Noth thut, so regieren sie sich regelmäßig besser, als wenn dies aus der Ferne, von Oben, geschieht. Von selbst fällt daher hier das Vielregieren und das Heer von Beamten weg, das in Deutschland einen großen Theil der Steuern wieder verzehrt. — Völlig unbekannt sind auch Ruhegehalte, die in Monarchien nicht selten an Solche vergeben werden, die ihren Dienst vollkommen noch versehen könnten, aber mißliebig geworden sind, oder an Solche,

die dem Staate nie etwas genützt und denselben nur empfangen, um ihrer los zu werden. —

Jeder kann reden und schreiben, was er will, da man weder Preßzwang noch Unterdrückung der Redefreiheit kennt. — Das Vereins- und Versammlungsrecht wird in unbeschränkter Maße geübt; polizeilicher Erlaubniß dazu bedarf es überall nicht. — Sobald Jemand kein Verbrechen begeht, oder keinen Rechtshandel zu führen hat, kommt er überhaupt nicht mit der Obrigkeit in Berührung. Wird aber eine Anklage gegen ihn erhoben, so findet der Aermste denselben Schutz wie der Reiche, indem Geschworne ihre Ansicht über die Zulässigkeit der Anklage, später über das Schuldig oder Nichtschuldig aussprechen. Der Fall kann nicht eintreten, daß Jemand, wie so leicht in Deutschland in den Staaten, wo die politische Freiheit noch nicht hinlänglich gesichert ist, wegen Handlungen in Anklagestand geriethe, in denen die Vernunft nichts Verbrecherisches erkennt, weil hier nur Verbrechen ist, was schon die menschliche Natur als solches bezeichnet. Dadurch, daß der Angeklagte nichts gegen sich auszusagen braucht, sondern seine Ueberführung aus den gegen ihn sprechenden Verdachtsgründen oder Beweisen entnommen werden muß, ist er der abscheulichen Folter des deutschen geheimen Inquisitionsprozesses überhoben. —

Jeder Beamte, sei er Verwaltungsbeamter oder Richter, ist Diener des Volks und ist sich vollkommen bewußt, daß er nur allein dieses ist. Es gibt weder eine Beamtenkaste noch uniformirte Beamte. Selbst die Polizeidiener tragen gewöhnliche bürgerliche Kleidung, in Neuyork als Auszeichnung einen messingenen Stern auf der Brust, den sie aber oft verheimlichen, um sich un-

kenntlich zu machen. Ohne Vorzeigung desselben braucht indessen Niemand ihnen zu folgen. Sie führen nie Waffen, des Nachts jedoch kurze dicke Knüppel mit Eisen beschlagen, mit denen sie sich bei einem Angriffe vertheidigen dürfen, auf die Gefahr hin, den Angreifer sofort todt zu schlagen. — Bei eben jenem dem Beamten inwohnenden Gefühle der Abhängigkeit von den Bürgern kann es nie vorkommen, daß bei Einleitung oder während des Verfolges eines Rechtshandels, wie so oft in Deutschland, das Gefühl erweckt wird, es müsse das Recht als eine Gnade erfleht werden, nie kommt ein Anfahren oder erniedrigende Behandlung der Parteien vor, wodurch sie zu unterwürfigen Dienern des Richters herabsinken, oftmals sogar noch unter diese gestellt werden, indem nicht selten deutsche Richter die Gerichtsdiener artiger behandeln, als die Parteien und ihre Rechtsbeistände. Hat man bei einer Obrigkeit etwas nachzusuchen, so geschieht solches mit den schlichtesten Worten, ohne alle weitere Umstände. Ist es ein gesetzmäßiger Antrag, so wird er von der Obrigkeit ohne Weiteres erledigt. Läuft er gegen das Gesetz an, so wird dies einfach bemerkt. Nicht leicht wird ein Beamter es wagen, einen Antrag als gesetzwidrig zu bezeichnen, der es nicht ist. Benimmt sich Jemand gegen einen Beamten ungebührlich, so wird ihm dies verwiesen und bei Fortsetzung des Benehmens wird er aus dem Zimmer gewiesen. Kommt er dem nicht nach und setzt er sein ungebührliches Betragen fort, so wird er durch Unterbeamte aus dem Zimmer geführt, wobei es sein Bewenden hat. Ein Vergehen tritt erst dann ein, wenn Jemand sich an einer obrigkeitlichen Person vergreift. Fälle der Art, auch

bloße Widersetzlichkeit kommen jedoch im Ganzen selten vor. —

Es mag sogar auch als Vorzug gelten, daß die Polizei ihre Wirksamkeit nur bei Verfolgung von Verbrechern und nach eingetretener Ruhestörung und Gewaltsamkeit, nie zuvorkommend äußert, obgleich es hierbei unvermeidlich ist, daß nicht Fälle eintreten sollten, bei denen die Gesundheit und das Leben Anderer in Gefahr käme, z. B. bei Bauten, insbesondere bei Ausgrabung von Kellern, indem die Vertiefungen gar nicht oder so nachlässig bedeckt werden, daß der die Straße in der Dunkelheit Begehende Gefahr lauft, hinein zu stürzen. Noch häufiger wird in den Geschäftsstraßen durch ausgestellte Kisten der Fußweg versperrt und nur der Fahrweg offen erhalten, wodurch leicht Verletzungen erwachsen. Sehr oft werden auch durch unvorsichtiges Fahren Unglücksfälle herbeigeführt. Tritt durch solche Fahrlässigkeit eine Verletzung ein, dann kann man blos auf Schadenersatz klagen. Indessen eben weil Jeder mehr selbst polizeiliche Ordnung aufrecht erhält, fallen Beeinträchtigungen derselben seltener vor, als man bei den herrschenden mangelhaften Begriffen von Freiheit erwarten sollte. Eben darum sind sie am Ende auch eher zu ertragen, als die Art und Weise, wie früher in Deutschland die Polizei von so manchen Beamten gehandhabt wurde, die ihre Obliegenheit ganz und gar verkehrt auffassend, glaubten, gleich den Richtern Gerechtigkeit üben zu müssen, den rechtlich Gesinnten und Böswilligen über einen Kamm schoren, den, der aus Versehen oder Zufall ein polizeiliches Gebot oder Verbot überschritt, ebenso behandelten, als den, der es absichtlich verletzte; die, statt das Polizeigesetz vernünf-

tig auszulegen, dasselbe auf die Fälle, wodurch die öffentliche Ruhe und Sicherheit in Gefahr kommt oder verletzt worden, zu beschränken, es auf alle Fälle ausdehnten, die dem Wortlaute des Gesetzes nach möglicher Weise darunter begriffen werden konnten; die vielleicht gar, um sich wichtig zu machen, jegliches öffentliche Vergnügen von polizeilicher Erlaubniß und Beaufsichtigung abhängig machten, oder aus angeborner Kälte und Gefühllosigkeit oder geradezu menschenfeindlichem Charakter und Hang, Menschen zu drücken und zu bestrafen, darauf verfielen, Handlungen zu verbieten, die weder Jemandem nachtheilig sind, noch auch nur gegen das Sittengesetz anlaufen. Wenn irgend etwas die nach den Vereinigten Staaten ausgewanderten Deutschen mit schmerzlicher Erinnerung an ihr Vaterland erfüllt, so ist es außer der Zersplitterung desselben eben die schrankenlose Ausübung der Polizeigewalt, wodurch sie zur wahren Landplage wird; Alle stimmen darin überein, lieber zu wenige als zu viele Polizei sich gefallen lassen zu wollen. Demnach kann sich also hier die Polizei, die noch dazu nicht durch eigne Beamte, sondern durch den Richter verwaltet wird, nie auf eine die Rechte des Bürgers beschränkende Weise äußern. Schreitet sie aber ein, z. B. bei nächtlicher Ruhestörung, so geschieht es stets auf's Glimpflichste und mit den gelindesten Mitteln, und zu strengern geht sie nur dann über, wenn solches erforderlich ist. Bei öffentlichen Aufzügen richtet sie an die den Weg Beengenden stets die „Bitte" zurück zu treten und erreicht dadurch eher ihre Absicht als durch barsches Benehmen, wie solches so häufig in Deutschland vorkommt, und das nur weitere Auflehnungen zur Folge hat. Völlig un-

bekannt ist auch die polizeiliche Beargwöhnung durch das Erforderniß von Pässen, die allein dem Unschuldigen lästig werden, während der Schuldige, ist er einigermaßen klug, ihrer nicht bedarf. Dessenungeachtet wird ein flüchtiger Verbrecher selten vergebens in den Vereinigten Staaten verfolgt. Hoffnung, unentdeckt zu bleiben, hat er eigentlich nur, wenn er sich in die Wildniß begibt und damit gewissermaßen aus der menschlichen Gesellschaft heraustritt. Schade nur, daß die in Verfolgung flüchtiger Verbrecher besonders gewandten Polizeidiener erst dann alle Kraft daran setzen, wenn besondere Belohnungen ausgesetzt sind.

Die Steuern sind, mit Ausnahme in den größern Städten, sehr mäßig, weil die Staatsausgaben durch die Eingangssteuer und den Erlös aus dem Verkauf der Staatsländereien gedeckt werden. Sie haften, soweit sie direkte sind, lediglich auf dem Grundeigenthume; Personen- und Vermögenssteuer fallen weg. Von dem, der es vermag, werden sie pünktlich bezahlt. Wer sie rückständig bleibt, wird von dem mit Einziehung der Rückstände Beauftragten mit schlichten Worten, keineswegs in barschem und befehlerischem Tone, an die Zahlung erinnert, und wenn er noch nicht fähig ist, sie zu entrichten, um den Grund und die Zeit befragt, wenn er Zahlung leisten könne. So kann man, sobald nicht böser Wille der Nichtzahlung zu Grunde liegt, sich verschiedene Zahlungstermine erwirken, ohne daß sofort Strafe oder Pfändung erkannt werden.

Die Aristokraten haben blos Gelegenheit, ihre Gesinnung, im Grunde genommen nur ihren Geldstolz in ihren Mienen und in ihrem Wesen hervorleuchten zu

lassen. Sie lassen es zwar auch nicht an Versuchen mangeln, ein besonderes Ansehen unter sich, durch eine Art Ceremoniel, zu begründen. Allein wo sie mit diesem öffentlich hervortreten, werden sie verspottet. Ein von ihnen aus dem mit zwei schönen Pferden bespannten Wagen mit Kutscher und Bedienten, beide in Livree, jedoch nicht so buntscheckig, als sie in Deutschland üblich ist — nachlässig in einer Ecke desselben ruhend, auf die Vorübergehenden geworfener geringschätzender Blick, oder, betreten sie die Straße, die angenommene Geberde, als würdigten sie Niemanden eines Blickes, ist demnach alles, wodurch sie sich hervorthun können. Selten werden die der höhern Aristokratie Angehörenden, auch wenn die Whigs ans Ruder kommen, zu öffentlichen Aemtern berufen, da auch in dieser Partei Handwerker und Bauern die Mehrzahl bilden. Da ferner die gesammte Aristokratie sich auf Reichthum gründet, der Nachlaß unter den Kindern gleichmäßig vertheilt wird, ohne daß eins den Vorzug erhält, und es nichts Seltenes ist, daß, während der eine Bruder das ererbte Vermögen noch vergrößert, der andere sein Erbtheil durchbringt und seine Kinder in Dürftigkeit zurück läßt, so erhalten sich aristokratisches Wesen und Grundsätze nicht lange unter den Gliedern ein und derselben Familie, vielmehr sind die Mitglieder der Aristokratie beständigem Wechsel unterworfen. Sonach ist die Aristokratie in den Vereinigten Staaten mehr das Ergebniß menschlicher Schwachheit, die unter allen Staatsformen hervortreten und unter keiner sich ganz bannen lassen wird, als schädlich, und unterscheidet sich von der deutschen wesentlich dadurch, daß diese in dem Adel sich forterbt, früher auf die Re-

gierungen großen Einfluß übte und jeden Angriff auf sie büßen lassen konnte, während jene jeden Spott geduldig ertragen muß.

Das stehende Heer besteht bekanntlich aus 8000 Mann und wird durch Werbung vollständig erhalten. Es besteht daher keine Dienstpflicht. Kommt es zum Kriege, so wird das Heer durch Freiwillige verstärkt. In Friedenszeiten ist das stehende Heer in kleinen Festungen, zur Sicherheit der Häfen der Ostküste, sowie an der Grenze, den Indianern gegenüber, vertheilt. Man begegnet daher im Innern nirgens zum stehenden, Heere gehörenden Soldaten. Eine Ausnahme macht nur Neuyork, wo sich verschiedene Offiziere und Unteroffiziere zum Anwerben und Einüben der Angeworbenen befinden und wo diese so lange bleiben, bis sie in Abtheilungen ins Innere gehen. Außerdem besuchen die Kadetten der in der Nähe von Neuyork belegenen Militärschule ziemlich oft diese Stadt. Außer dem Dienst darf jedoch kein Soldat, den Offizier inbegriffen, Waffen tragen. Insgesammt benimmt sich das Militär höchst ruhig und anständig und man wird nichts von militärischer Anmaßung und Uebermuth gewahr. Somit schwindet hier nicht nur die widrige Zersplitterung der Einwohner in Bürger und Militär, sondern es ist der geringen Militärmacht zu danken, daß die Abgaben auf geringer Höhe gehalten werden können.

So groß und anerkennungswerth diese Vorzüge sind, welche die Vereinigten Staaten ihrer Verfassung zu danken haben, so ist doch vorhin nachgewiesen, wie sehr die Freiheit, welche sie dem Einzelnen einräumt, durch den Mißbrauch derselben, ja durch den Zwang, den einma-

ligen Sitten und Gebräuchen nach zu leben, wieder beeinträchtigt, wie das Verhältniß des Bürgers zur Obrigkeit nur lobenswerth ist, so lange er deren Schutz nicht bedarf, wie dagegen gegen Eingriffe in die Rechtsordnung kein hinlänglicher Schutz besteht; — wie die Preßfreiheit durch das in Beziehung auf die staatlichen, religiösen, ja selbst geselligen Verhältnisse bestehende Vorurtheil, das freimüthige Beurtheilung derselben nicht duldet, beschränkt wird; wie der Werth des Wahlrechts durch das Parteigetriebe sinkt; wie nachtheilig die Abhängigkeit der Beamten vom Parteiwillen wirkt; daß, wenn auch der Unschuldige gegen Verfolgung gesichert, es dafür auch leicht sei, daß der Schuldige der Bestrafung entschlüpfe; endlich noch, wie mangelhaft die Sicherheitspolizei sei. Bemerkt mag noch werden, daß, so sehr die Polizeidiener durch die Befugniß, von den ihnen als Waffe verliehenen Knüppeln, im Fall sie angegriffen werden, unbeschränkten Gebrauch zu machen, geschützt sind, doch nicht leicht einer derselben von dieser Befugniß und am wenigsten gegen die der niedern Volksklasse Angehörenden Gebrauch machen wird, weil er unfehlbar bald seinen Rächer finden würde. Aber auch um deswillen setzen sie sich nicht leicht großen Gefahren aus, weil, im Fall sie sich Verletzungen zuziehen, die sie dienstunfähig machen, oder gar ihren Tod herbei führen, sie oder die Ihrigen nach der einmaligen Bestimmung, daß Niemand Anspruch auf Pension hat, in die drückendste Noth gerathen würden. Ueberall jedoch werden zu Polizeidienern handfeste Männer ausgewählt, die die Widersetzlichkeit Einzelner zu bewältigen wissen. Geht zur Nachtzeit der Widerstand von Mehren aus, so geben sie

sich durch Stampfen des Knüppels auf die Steine ein Zeichen, wonach schnell die in dem Bezirk wachhabende Mannschaft sich vereinigt. In Baltimore jedoch sind die Polizeidiener nächtlicher Weile so wenig gesichert, daß ihrer stets drei oder vier zu gegenseitigem Schutz zusammen gehen.

Einzelnes, was von der einen Seite als Vortheil der grundgesetzlichen Bestimmungen gelten kann, hat von der andern Seite wieder sein Nachtheiliges. So sehr das Land dadurch an Ausgaben spart, daß keine Ruhegehalte stattfinden, so führt dieses dagegen den Uebelstand mit sich, daß Jeder sich wahrt, den Dienst zum Nachtheil seiner Gesundheit zu verwalten. Im Allgemeinen können zwar der Fälle nur wenige eintreten, wo Jemand auf Ruhegehalt würde Anspruch machen können, da nicht leicht Jemand im Dienste ergraut, sondern fast Jeder das Amt nur wenige Jahre hindurch bekleidet. Indessen gibt es doch Fälle, wo die Bestimmung, daß keine Pensionen verwilligt werden, höchst nachtheilig auf die Dienstführung einwirkt, wie dieses vorhin bei den Polizeibeamten nachgewiesen ist. Und gesetzt, das Land müßte das Geld für Ruhegehalte aufbringen, dafür aber wäre die Stellung verdienstlicher Beamten gesicherter: wobei würde dasselbe sich besser stehen? Ein so großer Vorzug der Vereinigten Staaten es ferner ist, daß in denselben keine Polizei besteht, wie sie Deutschland vor dem Jahre 48 aufzuweisen hatte und wie sie sich daselbst jetzt von neuem in vieler Beziehung kundgibt, so ist es doch ein Uebelstand, daß dem Staate gar keine polizeiliche Oberaufsicht über Unternehmungen vorbehalten ist, bei deren leichtsinnigen Ausführung Unglücks-

fälle unabwendlich sind. Sind solche eingetreten, so wird wohl eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet; abgesehen aber davon, daß dadurch das eingetretene Unglück nicht wieder gut gemacht werden kann, ist dieselbe selten von Erfolg und darum unvermögend, von ähnlichen Unternehmungen abzuschrecken.

Manche sonstige Vorzüge der Verfassung finden sich aber nicht blos in dieser, sondern auch in monarchischen Staaten vor, namentlich das Recht freier Besetzung, Gewerbefreiheit und freier Versammlung. Sie sind mithin kein ausschließlicher Vorzug republikanischer Einrichtungen.

Andere lassen sich sehr wohl mit der Monarchie vereinbaren, namentlich das Recht der Gemeinden, ihr Vermögen und ihre Angelegenheiten selbst zu verwalten; völlige Gleichheit vor dem Gesetz und die Einführung von Bestimmungen, die dem Bürger den nöthigen Schutz gewähren, daß er eine nicht wegwerfende, vielmehr rücksichtsvolle und wohlwollende Behandlung durch die Obrigkeit finde; ferner Schutz Unschuldiger gegen unzurechtfertigende Verfolgung, vor allem auch: Beschränkung des Begriffs von Verbrechen auf solche Handlungen, deren ungehinderte Zulassung die Ordnung und Sicherheit in der menschlichen Gesellschaft stören oder sie in Sittenverfall versinken lassen würde. Zeigen sich in der konstitutionellen Monarchie in diesen verschiedenen Beziehungen Gebrechen, ihre Beseitigung bildet kein unübersteigliches Hinderniß. Sogar das Wegfallen bevorzugter Stände, insbesondere des Adels, ist kein ausschließlicher Vorzug der Republik, da auch Monarchien ohne politisch bevorzugten, sogar ohne allen

Adel und in beiden Fällen besser bestehen als solche mit politisch bevorrechtetem Adel. Aller Standesunterschied läßt sich aber auch in der Republik nicht vertilgen. Wie wenig solcher in den Vereinigten Staaten beseitigt sei, ist vorhin gezeigt. Die Republik, wo jenes dauerhaft erreicht würde, müßte erst noch geschaffen werden.

So blieben also die geringe Zahl der Beamten, die Schwäche des stehenden Heeres und die unbedeutenden Steuern Vorzüge der Vereinigten Staaten, die sie vor den monarchischen Staaten voraus haben. Aber hierbei ist die geographische Lage und die Eigenthümlichkeit des Landes in Betracht zu ziehen. Unschwer läßt sich nachweisen, daß beiden sogar überhaupt der Fortbestand der Regierung der Vereinigten Staaten in ihrer jetzigen Beschaffenheit beizumessen ist. Wäre England im Stande, die Vereinigten Staaten mit einer Heeresmacht von nur 100,000 Mann anzugreifen: nothwendig müßte eine starke Centralgewalt geschaffen werden, um rasch und nachdrücklich über die Kräfte des Landes zu gebieten; sie würde eine größere Zahl von Beamten herbeiführen; die geringe Abhängigkeit der einzelnen Staatsregierungen von der Landesregierung in Washington, ihre Art von Selbstständigkeit, welche es ihnen möglich macht, den Beschlüssen derselben Hindernisse in den Weg zu legen und ihren Vollzug zu verzögern, müßte dann von selbst aufhören. Die Vertheidigung des Landes würde nicht ferner der Miliz anvertraut werden können, die mit einer wohldisziplinirten und organisirten Militär-Macht sich gar nicht vergleichen läßt und mit ihr sich nicht messen kann, so-

gar auch nur verpflichtet ist, dem Feinde innerhalb der Grenzen des Staats, dem sie angehört, entgegen zu treten, sondern es würde ein starkes stehendes Heer gebildet werden müssen. Schwer aber ist abzusehen, welche Rolle dasselbe dann auch hier spielen, welchen Einfluß dasselbe sogar auf die Regierung selbst üben, ob nicht über kurz oder lang ein eitler und hochstrebender General versuchen würde, sich der Regierung zu bemächtigen — ein Versuch, den sich kein Bürger beigehen lassen kann, schon allein wegen des Gleichgewichts der jetzigen Parteien, und da die eigentliche Schwerkraft auf Seiten derer ruht, die regelmäßig an den Wahlen nicht Theil nehmen, im Ganzen genommen in die Politik nicht thätig eingreifen, es dann aber thun würden, suchte an der Spitze einer Partei Jemand die Republik zu stürzen und eine monarchische Regierungsform einzuführen.

Von der andern Seite würde es aber auch wieder eine Unmöglichkeit sein, das ausgedehnte Land mit seiner dünnen Bevölkerung durch eine Centralgewalt zu regieren. Es ist daher eine Nothwendigkeit, daß das Land in viele einzelne Staaten zerfalle und durch deren gewissermaßen selbstständigem Regierungen gelenkt werde. Ich sage eine Nothwendigkeit: denn die aus der Zersplitterung des Landes in einzelne Staaten hervorgehende Buntscheckigkeit ihrer Gesetzgebungen, des bürgerlichen und Straf-Rechts, ihre verschiedenen sonstigen Einrichtungen, ihre Eifersüchteleien unter einander werden, abgesehen davon, daß sie eine kräftige und durchgreifende Centralgewalt unmöglich machen, als kein Vorzug der Vereinigten Staaten angesehen werden können. Die Unabhängigkeit der einzelnen Gemeinden, die Selbstverwaltung ihrer

Angelegenheiten hängt aber nicht von dem Zerfallen des Landes in einzelne Staaten ab und läßt sich ohne Zweifel verwirklichen, auch ohne daß das Land in viele einzelne Staaten zertheilt ist.

Doch hat, was kaum der Bemerkung bedürfen wird, das Zerfallen des Landes in einzelne Staaten bei weitem nicht den Nachtheil, wie die Zersplitterung Deutschlands in viele selbstständige und selbstherrliche Staaten, da dort einer Generalregierung die Vollziehungsgewalt zusteht, und wenn auch einzelne Staaten die Regierungskraft zu lähmen im Stande sind, sofern sie nicht bereitwillig den Beschlüssen jener nachkommen, so können sie doch verfassungsmäßig gezwungen werden, dieselben zu befolgen, wohin es nicht leicht ein Staat kommen lassen wird. Außerdem haben sie eine gemeinsame Vertretung dem Auslande gegenüber, kein Staat kann für sich Bündnisse abschließen, Gesandten absenden; ferner haben sie eine gemeinsame Heeres- und Seemacht, eine Zoll- und eine Postverwaltung, eine Münze, ein Maß und Gewicht — Dinge, die uns erst noch die Zukunft bringen muß, sicherlich aber bringen wird, soll nicht Deutschland auch ferner der Geringachtung anderer Mächte seiner durch die Zersplitterung hervorgerufenen Uneinigkeit und Ohnmacht wegen verfallen, seine Söhne im Auslande ihre Abstammung verleugnen und derselben sich schämen sehen, Gefahr laufen, bei dem nächsten Stoße zu unterliegen und ein gleiches schnödes Schicksal zu erleiden, als unter der Napoleon'schen Herrschaft.

Es zeigt sich aber aus dem Vorherigen, wie unmöglich es ist, die Verfassung der Vereinigten Staaten auf andere Länder

zu übertragen, wie am Ende sie wenig heilbringend für diese sein würde, gar nicht einmal weiter dessen zu gedenken, daß dort ganz eigenthümliche Menschen sind, die seit langer Zeit, seit ihrer Einwanderung, in beinah völliger Unabhängigkeit lebten, an ein Selbstregieren gewöhnt waren, und die im Allgemeinen nur ihrem Geschäftstriebe und dem Streben, Vermögen zu sammeln, nachleben, nur dieses vor Augen haben, ohne sich, wird darin ihnen kein Hinderniß in den Weg gelegt, sonst weiter links oder rechts umzusehen.*) Bei eben diesem Streben kommt ihnen nun aber noch die für den Handel so günstige Lage der Vereinigten Staaten zu Statten, die es, in Verbindung mit der Menge noch nicht urbar gemachten Landes, das zu geringem Preise erworben werden kann, möglich macht, daß Jeder Beschäftigung fin-

*) Im engsten Zusammenhange mit ihrem rastlosen, auf das Materielle gerichteten Vorwärtsstreben und ihrem Unbekümmertsein um die Vergangenheit, aber auch mit dem Umstande, daß, so wenig im Privatleben sich der Einzelne um das kümmert, was Andere angeht, auf Andenken Werth legt, auch die Gesammtheit das nicht weiter beachtet, was sie aus der Vergangenheit her berührt, steht, daß von den Amerikanern auf Sammlung von Staatsurkunden so gut als gar nicht Bedacht genommen wird. Nach der Versicherung durchaus glaubwürdiger Reisender, die historische oder statistische Nachrichten in den Archiven sammeln wollten, fanden sie den ungehindertsten, sogar auch wohl unbeaufsichtigten Zutritt zu denselben, alles aber in solcher Unordnung und Mangelhaftigkeit, daß ihre Forschungen großentheils vergeblich waren. Daneben begegnete es ihnen, daß sie höchst merkwürdige und wichtige Urkunden, von denen sie sich Abschriften erbaten, von den Beamten, die die Aufsicht über die Archive führten, mit der Bemerkung zugestellt erhielten, sie möchten sie nur behalten.

det und nur der Noth leidet, der es durch Unthätigkeit oder schlechtes Leben selbst verschuldet. Dies zusammen genommen ist es, wodurch hauptsächlich dort die Republik sich hält.

Die geringen Steuern knüpfen sich aber nicht blos an die kleine Zahl von Beamten und die Schwäche des stehenden Heeres, sondern zugleich an den Verkauf der Staatsländereien, aus deren Erlös ein großer Theil der Staatsausgaben bestritten werden kann. Es ist dies wieder ein Vortheil, den kein europäischer Staat mit den Vereinigten Staaten gemein hat.

Wenn nun auch die eben aufgezählten Vorzüge der Vereinigten Staaten — die geringe Zahl der Beamten, die Geringfügigkeit des stehenden Heeres und die unbedeutenden Steuern für Monarchien unerreichbar sind, so läßt sich doch von diesen so viel wenigstens behaupten, daß in denselben die Zahl der Beamten und des Heeres sich immerhin so weit einschränken lasse, daß der Aufwand für sie nicht die Kräfte des Landes übersteige.

Sieht man nun über die eigenthümlichen Vortheile, welche die Vereinigten Staaten andern Ländern voraus haben, hinweg, vergleicht man dann die Vortheile und Schattenseiten, welche jene darbieten, erwägt man insbesondere, daß die Republik, je weitere Grenzen sie der Freiheit setzt, desto mehr die Rechtssicherheit schmälert; daß die nur einigermaßen ausgebildete konstitutionelle Monarchie, die solches nicht blos dem Namen nach ist, mit wenigen Ausnahmen alle Vortheile der Republik darbietet, ohne deren Rechtsunsicherheit und schwache Regierung mit ihr gemein zu haben; daß eine große

Republik sich nicht leiten lasse, ohne wieder in kleinere, mehr oder weniger selbstständige Staaten zu zerfallen; daß dann aber die Einheit der Regierungsweise und einheitliche Gesetzgebung wegfalle und Eifersüchteleien unter den einzelnen Staaten hervor gerufen werden, und daher eine die Gesammtheit der Staaten lenkende kräftige Regierungsgewalt, die ihren Gegnern gegenüber die nöthige Macht entwickeln kann, von selbst wegfalle: so kann es wohl nicht weiter zweifelhaft erscheinen, daß der monarchischen Regierungsform, wenigstens bei größern Staaten, der Vorzug zu geben sei.

So wenig nun die Verfassung der Vereinigten Staaten für Deutschland Heil herbeiführen würde, das gerade der Einheit bedarf, damit ihm geholfen sei, so wenig kann es insbesondere noch für dieses wünschenswerth erscheinen, daß jemals die in jenen stattfindende Rechtsunsicherheit auf dasselbe übertragen werde. In dem Betracht läßt sich zwischen den Vereinigten und den deutschen konstitutionellen Staaten gar keine Parallele ziehen, sondern weit eher zwischen jenen und dem despotischen Rußland. Der erheblichste Unterschied ist, daß in Rußland die Rechtsunsicherheit von Oben, in den Vereinigten Staaten von Unten ausgeht. Zwar ist damit nicht gesagt, daß man in letztern fortwährenden Beunruhigungen und Angriffen ausgesetzt, gewissermaßen vogelfrei sei. Das ist man aber auch nicht in dem despotischen Rußland. Man kann daselbst unzweifelhaft zwanzig, dreißig und noch mehr Jahre unangefochten leben, ohne die mindeste Unbill zu erfahren. Eben so verhält sich's auch in Amerika. Es ist hauptsächlich das durch die Erlebnisse Anderer hervorgerufene Gefühl und Be-

wußtsein, unter ungenügendem Schutz zu leben, das drückt. Immerhin bleibt aber der wesentliche Unterschied zwischen jenen beiden Regierungsweisen, daß man in der Despotie dem das sittliche Gefühl auf's Tiefste verletzenden Zwange unterliegt, das schreiendste Unrecht, die empörendste Gewalt, von Oben ausgeübt, als Recht anzuerkennen, während man in den Vereinigten Staaten unrechtmäßige Gewalt, komme sie, woher sie wolle, nicht nur frei und ungehindert gegen Jedermann als solche bezeichnen, sondern sogar auch mit Gewalt zurückweisen darf.

Während nun die Befestigung des Rechtszustandes in den Vereinigten Staaten, durch Kräftigung der obrigkeitlichen Gewalt, in unabsehbare Ferne gerückt ist, läßt sich — so widerlich die deutschen Verhältnisse im Laufe des Jahres 1850 sich gestaltet haben — doch das nicht verkennen, daß seit zwei Jahren in Deutschland unendliche Fortschritte geschehen sind, insbesondere dadurch, daß der Grund und Boden von den Feudallasten befreit, der Bürger und Bauer aus der Unfreiheit und Erniedrigung, in der er sich befand, heraus gehoben ist und die Regierungen ihre Stütze nicht, wie bisher, im Adel und den höhern Ständen, sondern, wenn auch nicht gerade in der Masse des Volks, doch in den Besitzenden suchen. Aus eben diesem Grunde läßt sich gar nicht bezweifeln, daß die Gleichstellung politischer Berechtigung immer mehr Ausdehnung erlangen, stets sich mehr fest wurzeln wird. Eben so wenig läßt sich leugnen, daß das Verhältniß des Bürgers und Bauers zur Obrigkeit ein ganz anderes geworden, daß die frühere Geringachtung derselben einer mildern und schonendern Behandlung gewichen

ist, und auch in der Beziehung lassen sich stets weitere Fortschritte mit Sicherheit annehmen. Mithin bleibt Deutschland vor allem nur das Bedürfniß, von der unabhängigen, ja feindseligen Stellung der Regierungen zu einander und allem, was der Einheit entgegen tritt, erlöst zu werden. Ob dieser schmachvolle Zustand sich noch Jahre lang wird fortschleppen können? Wer, der sein Vaterland kennt und liebt, wird dies besorgen? — verzagen, weil Deutschland nicht innerhalb zweier Jahre volle politische Freiheit und Einheit erreicht hat? Welches freie Volk ist in so kurzem Zeitraum zum Vollgenuß seiner Rechte gelangt, und stehen etwa die freien Völker auf solcher Stufe der Vollkommenheit, daß nicht auch ihnen manches Bedürfniß bleibt? Wird diesen, ungeachtet sie am Tage liegen, ohne Weiteres abgeholfen, oder erfordert es nicht auch bei ihnen oftmals längere Zeit, ehe ihre Erledigung erfolgt?

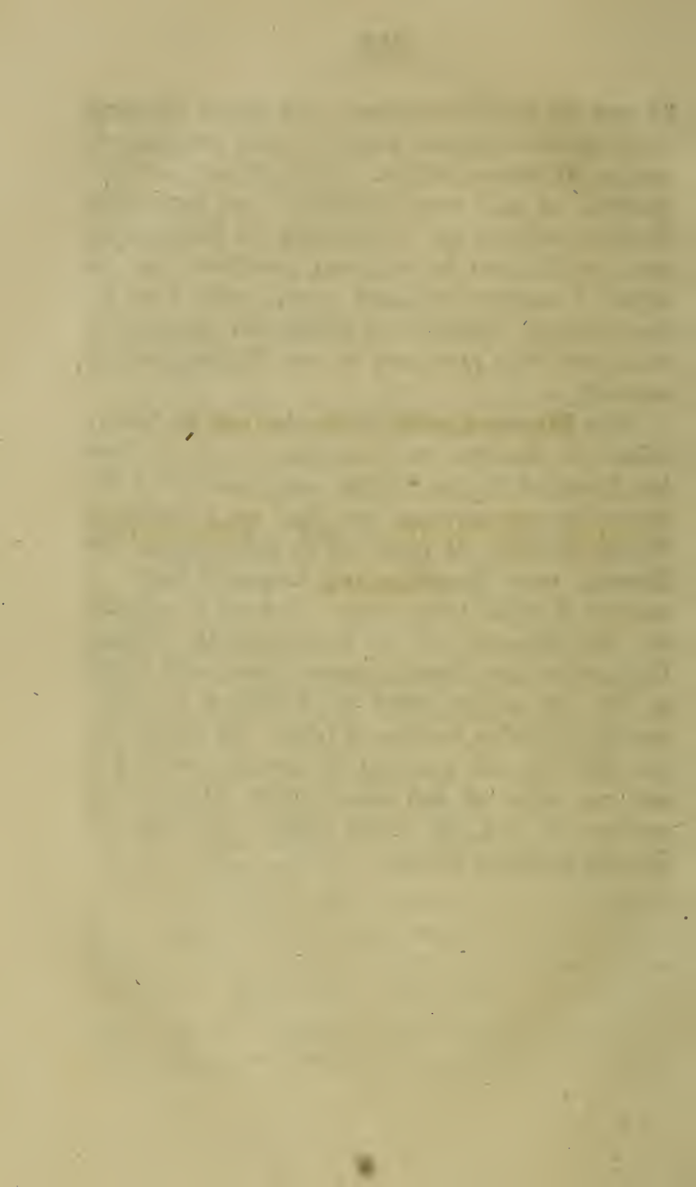
Möchten nun aber auch die Vorzüge der Verhältnisse, so weit sie sich auf die Verfassung der Vereinigten Staaten stützen, die Schattenseiten derselben noch so sehr überwiegen, nach dem Vorausgeschickten läßt sich wenigstens so viel behaupten: daß, wenn auch die Verfassung der Vereinigten Staaten sogar musterhaft zu nennen sei, das Volk keineswegs als ein musterhaftes dastehe und für den gebildeten Europäer, ja für Jeden, der höhern Lebensgenuß kennt und liebt, es kein Glück sei, jenem anzugehören. Vielmehr dient dasselbe recht augenfällig zu dem Belege: daß die vortrefflichsten Gesetze nicht auch ohne Weiteres vortreffliche Menschen und Zustände schaffen. Geben letztere nun auch noch so wenig zu der

Besorgniß Veranlassung, es werde einem durch Ehrgeiz angefachten, mit den größten Fähigkeiten ausgerüsteten Bürger jemals gelingen, sich zum Oberhaupte aufzuwerfen, die Republik zu stürzen, so ist dagegen nicht wohl abzusehen, wohin das Streben, ein üppiges Leben zu führen und sich zu bereichern, gleich viel mit welchen Mitteln, das sich schon so unendlich Vieler bemächtigt hat und immer weiter auszudehnen droht, am Ende noch führen werde.

Es dürfte hier, am Schluß der Betrachtungen über die Zustände der Vereinigten Staaten vielleicht noch eine kurze Erwägung verdienen: ob der Charakter der Amerikaner, wie er oben geschildert worden, und ihre großentheils daraus hervorgehende und zu erklärende Denk- und Handlungsweise etwas Angebornes oder Anerzogenes ist? Diese Frage läßt sich allerdings nicht mit voller Gewißheit entscheiden. Indessen alle Wahrscheinlichkeit spricht für Letzteres, nicht daß ihr Charakter ihnen angeboren sei. Denn bei näherer Beobachtung der Jugend überzeugt man sich bald, daß das Kalte und Fremde keineswegs schon ihr eigen ist. Sanfte und freundliche Gesichtsbildungen finden sich zwar wenige, aber desto mehr lebhafte, alles ins Auge fassende, und wenn durch den oft kecken, Ausgelassenheit verrathenden Blick das Anziehende schwindet, so verräth dieser doch nichts weniger als Mangel an Lebensfreude und Düsterheit. Dem entsprechend sind auch ihre Spiele und sonstigen Beschäftigungen. Nie liegt ihnen etwas Gemüthliches zu Grunde, sondern stets etwas Wildes und Ungebundenes. Je älter nun aber, desto mehr zeigt das Gesicht Kälte, bis es im Alter bei beiden Geschlechtern, vorzüg-

lich aber bei den Frauenzimmern, ins wirklich schneidend Kalte, oft verbunden mit Stolz und alles geringachtend, und ins Abstoßende übergeht. Nichts ist auch wohl natürlicher, als daß, wenn das Gefallen an jugendlichen Gespielen aufgehört hat, der Jüngling ins Geschäftsleben tritt, das Mädchen sich im Hause zurückhalten und der ärgsten Langeweile überlassen muß, beide ohne Lebensfreuden zu genießen, das Gefühl eine Umgestaltung erleide und diese dann auch in den Gesichtszügen sich ausdrücke.

Eine Bemerkung möchte hieran aber noch sich knüpfen lassen: der Charakter der Amerikaner, — da es ihnen kein Bedürfniß ist, ihre Gefühle auszusprechen, mit Nebenmenschen in vertrautem oder auch nur in geselligem Verkehr zu leben, da ferner auf sie weder Freude noch Schmerz, weder Vergnügen noch Langeweile irgend erheblichen Eindruck hervor bringt — macht es erklärlich, wie ihre Gesetzgeber auf die Einführung des einsamen Gefängnisses haben Bedacht nehmen können, ohne besorgt zu sein, die geistigen Kräfte des Sträflings zu tödten, oder ihn in Irrsinn verfallen zu lassen. Es leuchtet aber von selbst ein, wie unbedacht die handeln, welche das, was nur allein bei dem amerikanischen Charakter anwendbar ist, auch auf andere Völker, namentlich auf Deutsche anwenden wollen.



Eigenthümliche Verhältnisse
der
übrigen Bewohner der Vereinigten Staaten.

Mag nun noch Einiges über die Verhältnisse der sonstigen Bewohner der Vereinigten Staaten, außer denen von englischer Abkunft, hinzu gefügt werden, über die Farbigen, Irländer und Deutschen, da alle drei Volksstämme einen beträchtlichen Theil der Einwohnerschaft bilden und unter manchen eigenthümlichen Verhältnissen dort leben. Wenn ich der Indianer nicht besonders gedenke, so geschieht dies, weil mir nur einzelne zu Gesicht gekommen sind, die in der Nähe von Neuyork wohnhaft, sich vom Flechten von Körben und andern Gegenständen ernähren. Sie unterscheiden sich zwar durch die grünlich braune Hautfarbe und durch ihr schwarzes, struppiges Haar, so wie in den Gesichtszügen, auch in der Haltung und Kleidung von den Amerikanern, indem Männer und Frauenzimmer ziemlich ebenmäßig gekleidet sind, mit einem Filzhut mit breiter Krämpe, einer tuchenen Decke, die sie als Mantel umschlagen, und eng anschließenden Beinkleidern, die in kurze Stiefeln hinein reichen. Darüber hinaus vermag ich aber von ihnen nichts zu sagen. Die

ihrer Eigenthümlichkeit treu gebliebenen Indianer wohnen nur im fernen Westen. Da, wo sie in den östlichen Staaten auch in größerer Zahl sich vorfinden, haben sie europäischen Trachten und Gewohnheiten verwandte angenommen.

---

1. Die Farbigen

nehmen in mehrfacher Beziehung die Aufmerksamkeit in Anspruch, nicht allein wegen ihres Ursprungs und als verschiedenes Menschengeschlecht, sondern auch weil sich an ihr Dasein in den Vereinigten Staaten eine politische Frage von höchster Wichtigkeit knüpft — die Frage: ob die Sklaverei in den südlichen Staaten fortdauern und ob sie in den neu erworbenen, oder sich bildenden neuen Staaten solle eingeführt werden dürfen oder nicht. Wenn nun vom sittlichen, ja vom rein menschlichen Standpunkte aus es befremden und auf's Tiefste beklagt werden muß, daß diese Streitfrage noch dazu in einem freien Lande vorkommen kann und nicht längst entschieden ist, so muß sie zugleich, geht man auf die Verhältnisse näher ein, die ihr zu Grunde liegen und unter denen sie geführt wird, offenbar als eine der wunderlichsten erscheinen, die vielleicht jemals in irgend einem Staate zur Verhandlung gekommen sind. Zugleich aber ist wohl nichts mehr geeignet, den Standpunkt, den die Amerikaner in religiöser und politischer Hinsicht einnehmen, so wie ihr Staatsgebäude in helleres Licht zu setzen, als eben die Sklavenfrage.

Das Verhältniß derselben im Allgemeinen ist in der Kürze das folgende. Die Sklavenstaaten verlangen ungeschmälerte Fortdauer der Sklaverei und als Gewähr

dafür, daß die Zahl der freien und unfreien Staaten sich stets gleich bleiben soll. Die freien Staaten dagegen wollen die Vermehrung der Sklavenstaaten nicht zugestehen, vielmehr verlangen sie sofortige Aufhebung der Sklaverei. Bisher war in Folge getroffener Uebereinstimmung zwischen den Sklaven- und freien Staaten die Zahl beider sich gleich, jedoch ist die Bevölkerung in letztern weit der in jenen überwiegend und nimmt verhältnißmäßig weit mehr zu als die in jenen. Alle sich bildenden neuen Staaten sehen ein, daß die Einführung der Sklaverei ihrem Wachsthum und Emporkommen hinderlich sei, und verwerfen daher die Sklaverei. Dennoch ist das Uebergewicht der Bevölkerung in den freien Staaten nicht so groß, daß es ein Leichtes sein würde, die Bevölkerung in den Sklavenstaaten zu nöthigen, die Sklaverei aufzugeben. Der Versuch, zwangsweise die Sklaverei aufzuheben, würde daher blutigen Bürgerkrieg herbei führen, den jeder Theil scheuen muß. Zur Schlichtung des Streits bliebe noch die Trennung der freien und der Sklaven-Staaten übrig, so daß jeder Theil für sich einen Bundesstaat bilde. Allein dem steht entgegen, daß dann sicher die erbittertste Feindschaft zwischen den beiden Staatenbunden ausbrechen, die zugleich auf den Verkehr zwischen beiden den nachtheiligsten Einfluß äußern würde. Nun setzen aber die nördlichen freien Staaten ihre Fabrikate hauptsächlich nach dem Süden ab, während dieser wieder einen großen Theil seiner Bodenerzeugnisse nach dem Norden verkauft. Bei diesem Stande der Verhältnisse ist begreiflich kein Theil vermögend, den andern zu zwingen, seine Grundsätze aufzugeben und sich den seinigen zu unterwerfen; jeder Theil

ist vielmehr dabei betheiligt, daß ein solcher Zwang vermieden und der Bundesstaat in seinem jetzigen Bestande erhalten werde.

In der Hauptsache selbst kann natürlicher Weise kein Zweifel darüber obwalten, auf welcher Seite das Recht und auf welcher das Unrecht sich befindet.

Denn gesetzt auch, die Fortdauer der Sklaverei wäre für die südlichen Staaten gewissermaßen eine Nothwendigkeit, die weiße Bevölkerung in denselben wäre nicht im Stande, manche Arten von Feldarbeit selbst zu verrichten, wäre genöthigt, zu denselben sich Farbiger zu bedienen, die nur in unfreiem Zustande dazu sich bequemen und nur in diesem so vielen Nutzen herbei führen, daß Vortheil aus jenen Arten von Feldarbeit hervorgeht; beim Verzicht auf diese Nahrungs= und Erwerbszweige würden die südlichen Staaten ihren Wohlstand einbüßen, verarmen und entvölkert werden: so könnte immerhin ihr Begehren doch nur darauf gerichtet sein, daß sie in der Fortsetzung der Sklaverei von der gesetzgebenden Gewalt nicht gestört werden. Hätten sie diese Zusicherung erwirkt, dann könnten sie doch nichts weiter verlangen, da dieselbe ohne Wortbruch nicht zurück genommen oder geschmälert werden könnte. Diese Zusicherung ist ihnen aber nicht genügend, vielmehr dringen sie darauf, daß die Sklaverei auch da eingeführt werde, wo sie bisher nicht bestand, wo sie in keiner Hinsicht Bedürfniß ist, wo alle Feldarbeit füglich von Weißen verrichtet werden kann, und zwar damit die Zahl der freien und der Sklavenstaaten stets sich gleich bleibe. Welcher Beweggrund kann dem nun möglicher Weise unter liegen? Geschieht solches aus Mißtrauen, daß,

wenn auch jene Zusicherung ertheilt sei, sie dann, sobald erst die freien Staaten in der gesetzgebenden Gewalt das Uebergewicht der Stimmen erreicht haben, würde zurück genommen werden, so würde dasselbe doch wohl auf's Höchste getrieben sein und das seltsamste Licht auf den Werth, den geschlossene Uebereinkünfte in den Vereinigten Staaten haben, werfen. Um so weniger begründet würde aber jenes Mißtrauen sein, als nach einer solchen Uebereinkunft die freien Staaten doch noch weniger als jetzt an eine gewaltsame Aufhebung der Sklaverei würden denken können, wo sie davon abstehen, weil sie den Fortbestand des Staatenvereins gefährden und Bürgerkrieg herbei führen würde.

Haben nun die Sklavenstaaten den Versuch gewaltsamer Aufhebung der Sklaverei überhaupt nicht zu besorgen, welches Interesse können sie dann noch dabei haben, daß die Zahl der freien und der Sklavenstaaten stets sich gleich bleibe? Soll es gewissermaßen blos formeller Rücksichten wegen der Fall sein, damit sie von sich sagen können, sie seien eben so zahlreich als jene, oder damit ihre Abgeordneten im Kongreß bei Anregung der Sklavenfrage, auf die sie, sobald ihnen die Fortdauer der Sklaverei vertragsmäßig zugesichert wäre, gar nicht nöthig hätten, sich einzulassen, nicht in der Minderheit sich befinden, so ist doch dies ein Spiel mit der Menschlichkeit, wie es wohl die Geschichte keines andern Volks aufweist.

Wäre die Besorgniß vorhanden, es werden jemals die freien Staaten, gleichviel, ob sie die Fortdauer der Sklaverei in den südlichen Staaten anerkannt hätten, die Aufhebung der Sklaverei mit Gewalt versuchen, so würde sie davon auch die Gleichheit der Stimmenzahl zwi-

schen ihnen und den Sklavenstaaten im Kongreß nicht abhalten, da die Bevölkerung der freien Staaten immer ungleich mehr zunehmen wird, als die der Sklavenstaaten.

Können aber letztere die Zusicherung ungeschmälerter Fortsetzung der Sklaverei von den freien Staaten nicht erwirken, so sollten sie auch vernünftiger Weise um so weniger darauf rechnen können, diese werden ihre Einwilligung dazu geben, daß das Verhältniß der Sklaven- und freien Staaten in numerischer Hinsicht dasselbe bleibe, daß die Sklaverei auch nach den neu sich bildenden Staaten verbreitet werde, wo sie kein Bedürfniß ist, im Gegentheile den Aufschwung der Kultur und Gesittung hindert. Worauf sich nun ihre Berechnung und ihr deshalbiges Begehr gründet, das bleibt ein Räthsel.

Andererseits aber: so gerechtfertigt das Verlangen der nördlichen Staaten nach Aufhebung der Sklaverei ist, so sollten sie doch, weil sie nicht mächtig genug und überhaupt nicht im Stande sind, die Abschaffung der Sklaverei in den südlichen Staaten auf gewaltsamem Wege herbei zu führen, lieber darauf Bedacht nehmen, sie auf einen kleinen Raum zu beschränken, als sich auf Unterhandlungen einlassen, die, wie dieses geschehen ist, ihre Ausbreitung herbei führen. Denn durch die Weiterverbreitung der Sklaverei wird natürlich ihre demnächstige Aufhebung um so schwieriger gemacht. Ließen die freien Staaten, weil sie nicht die Mittel besitzen, die Sklaverei mit Gewalt zu beseitigen, ihr Verlangen nach sofortigem Erlöschen derselben fallen, verweigerten sie es aber, daß sie in den neu sich bildenden Staaten, noch obendrein gegen deren Willen, eingeführt werde, die

Sklavenstaaten würden sich dabei beruhigen müssen, indem sie durchaus keine Mittel besitzen, die Sklaverei nach den neuen Staaten zu verbreiten, und ihr Drohen, sich in dem Falle von der Union lossagen zu wollen, könnten die freien Staaten als ein leeres und unausführbares mit Gleichmuth aufnehmen.

Vor allem sollten, wenn der leidige Eigennutz, so wie mangelhafte Bildung und Aufklärung der Bewohner der südlichen Staaten die Aufhebung der Sklaverei augenblicklich zur Unmöglichkeit macht, es sich die nördlichen Staaten angelegen sein lassen, dieselben durch Belehrung und durch Vorangehen mit einem guten Beispiele in der Behandlung der Farbigen von der Nothwendigkeit der Aufhebung der Sklaverei zu überzeugen und der Zeit ihre Beseitigung überlassen, statt die Zeit sowohl im Kongreß als in den Zeitungen mit müßigem und unfruchtbarem Gezänk hinzubringen, bei dem nichts weiter herauskommt, als daß die südlichen Staaten sich um so hartnäckiger gegen die Aufhebung der Sklaverei stemmen.

Das eben ist nun das Aller merkwürdigste und Auffallendste bei dem Streite, daß, während man voraussetzen sollte, die freien Staaten gehen bei dem Streben nach Aufhebung der Sklaverei von freiheitlichen und menschlichen Gefühlen aus, die Farbigen auch in ihnen es noch nicht dahin gebracht haben, daß sie als Menschen anerkannt werdeu. Mit wahrem Unwillen muß es erfüllen, wenn man wahrnimmt, daß das Verhältniß der Farbigen durch das gesammte Land, in den Sklaven- wie in den freien Staaten, hinsichtlich ihrer Zurücksetzung dasselbe ist. Zwar läßt sich nicht verkennen, daß

das Loos des freien Farbigen ein ganz anderes ist, als das des Sklaven, indem jener seinen Aufenthaltsort beliebig wählen kann, es von ihm abhängt, wie er sich ernähren will, während der Sklave, will er sich nicht der Züchtigung seines Herrn aussetzen, den ihm auferlegten Diensten willenlos nachkommen, die Sklavin sogar ihr Schamgefühl dem Herrn opfern muß, die Eltern es geschehen lassen müssen, daß ihre Kinder, an denen sie meistens mit großer Liebe hängen, von ihnen getrennt und nach entfernten Gegenden hin verkauft werden, wo sie dieselben nie wieder zu sehen bekommen, von wo aus sie vielleicht nie wieder etwas von ihnen hören, in denen dieselben des ungesunden Klimas und der schweren Arbeit wegen vermuthlich schon in wenigen Jahren das Leben verlieren. Kann nun auch die Lage des freien Farbigen mit der des Sklaven noch so wenig gleichgestellt werden, so ist doch, von dem Abhängigkeitsverhältnisse des Sklaven zu seinem Herrn abgesehen, das Verhältniß des freien Farbigen zu dritten Weißen kein anderes als das des Sklaven. Jener steht bei den Amerikanern in keinem höhern Ansehen als letzterer, jenem widerfährt keine andere Begegnung als diesem. Den freien und unfreien Farbigen trifft dieselbe Verstoßung von Dritten, und zwar ganz die nämliche in den freien als in den Sklavenstaaten. Es beruht dies auf dem auch in den freien Staaten in vollster Maße sich äußernden und geltend machenden Vorurtheile, daß die Farbigen ein eignes, niederes, halb dem Thierreiche angehörendes Menschengeschlecht bilden und ihnen daher keine Menschenrechte zukommen. Wäre nun diese von höchst beschränkter Einsicht zeugende Meinung, die, wie gesagt, in den freien, gegen die Fortdauer der

Sklaverei kämpfenden Staaten eben so vorherrschend ist, als in denen, die sie in Schutz nehmen, die richtige, so könnte doch im Grunde auch die Sklaverei nicht so verdammlich erscheinen. Diese kann doch eben nur dann als etwas Unzurechtfertigendes betrachtet werden, wenn die Farbigen Menschen sind, wie Andere ebenfalls. Ist aber solches der Fall, dann sollten sie eine dem gemäße Behandlung, nicht die Zurücksetzung finden, die ihnen zu Theil wird und die dem gebildeteren Freien ungerechter und drückender erscheinen muß, als manchem Sklaven, der in der Unwissenheit auferzogen und seine Lage zu übersehen kaum im Stande ist, sein einmaliges Loos.

Der nähern Bezeichnung, wie und auf welche Weise ihre Zurücksetzung sich äußert, mag jedoch einiges Allgemeine über sie vorausgehen. Ueberall, wohin man sich in den Vereinigten Staaten wendet, in den Städten sowohl als auf dem Lande, finden sich Farbige vor, am zahlreichsten freilich in den Sklaven-Staaten, in nicht geringer Zahl aber auch in den freien Staaten. Die Männer sind fast ohne Ausnahme von mittlerem, kräftigem Körperbau. Große und dicke trifft man höchst selten. Von ähnlichem Körperbau sind auch die meisten Frauenzimmer; doch gibt es auch manche von großem und schlankem Wuchs, andere, schon in jüngeren Jahren, von unförmlicher Dicke. Insgesammt haben die Frauenzimmer bei gerader Haltung des Oberkörpers einen schleppenden Gang, als trügen sie eine Last auf dem Kopfe. Besonders bei den Frauenzimmern sind die Füße auffallend, nicht allein wegen ihrer Größe, sondern dazu noch durch die weit hinten hinaus ragenden Hacken,

und man kann sie daher, sind sie auch noch so geputzt, von rückwärts an ihren Füßen und aus weiterer Ferne an ihrem Gange erkennen und sofort von den Amerikanerinnen unterscheiden, ohne nöthig zu haben, die Aufmerksamkeit auf das Gesicht zu richten.

Man hört die Farbigen nie ihre ursprüngliche Heimathssprache reden; ohne Zweifel ist sie ihnen gänzlich unbekannt. Ungern lassen sie sich an ihre Abkunft erinnern und Neger nennen; sie selbst nennen sich Farbige. Dem Freien kann man keinen größern Schimpfnamen beilegen, als wenn man ihn Sklav nennt. Der Sklaven, die nicht in der ärgsten Rohheit herangewachsen sind, höchstes Streben ist, sich die Freiheit zu erkaufen. Die Eltern, welche sich losgekauft haben, sparen alles zusammen, um demnächst einem Kinde nach dem andern die Freiheit zu verschaffen, wozu die losgekauften Geschwister dann bereitwillig das Ihrige beitragen. Nach diesem, was mir als Thatsache von den glaubwürdigsten Männern in Baltimore mitgetheilt wurde, mag die Glaubwürdigkeit der Amerikaner, welche für die Fortdauer der Sklaverei unter dem Vorgeben streiten, die Farbigen wollten selbst die Fortdauer derselben, ihnen liege nichts an ihrer Freiheit, ermessen werden. Sie haben meistens ein heiteres Gemüth, können aber leicht zu Jähzorn gereizt werden, durchgängig eine unendliche Neugierde, Eitelkeit und Putzsucht. Gar gern machen sie alle Moden mit, so auch im Tragen des Barts, und man sieht nie unbärtige Neger in den Jahren der Mannbarkeit. Ein eigenthümlicher, oft vorkommender Gebrauch der Frauenzimmer jedoch ist, daß sie ein buntes baumwollenes Tuch turbanartig um den Kopf win-

den, was ihnen ein höchst malerisches Ansehen verleiht. Die größte Mühe geben sich Männer sowohl als Weiber, ihr wolliges Haar zu schlichten, mindestens zu scheiteln und in Locken und Flechten zu verwandeln. Auch im Anstande und in den Manieren suchen sie sich so viel als möglich den Amerikanern zu nähern. Doch sind sie im Allgemeinen, mit Ausnahme der rohesten und gänzlich verwahrlosten, schon wegen ihres lebhaften und zur Freundlichkeit sich hinneigenden Gemüthes höflicher und entgegenkommender als die Amerikaner, vollends dann, sobald man sie nur ein wenig artig behandelt. Dieser Eigenschaften wegen bringen diejenigen unter ihnen, welche einen höhern Grad von Bildung erreicht haben, einen angenehmern Eindruck hervor, als es irgend Amerikaner vermögen. Leicht bietet sich die Gelegenheit dar, diese Erfahrung zu machen, begibt man sich in eine ihrer presbyterischen Kirchen und läßt sich hier mit einem Kirchenvorsteher in Unterhaltung ein. Man erstaunt darüber, wie anständig sich diese zu benehmen wissen und welchen Grad von Bildung sie bezeigen.

Die in den Sklaven-Staaten in die Städte zu häuslichen Verrichtungen vermietheten Farbigen bekommen blos Essen und Kleidung, während der Eigenthümer derselben den Lohn einzieht. Solche gemiethete Sklaven kann man nun sehr für sich gewinnen, wenn man ihnen etwas bessere Kleidung gibt und ihnen eine nur einigermaßen gute Behandlung angedeihen läßt.

Von den Freigelassenen, so wie auch von denen, die in freien Staaten leben, beschäftigen sich nur Einzelne selbstständig mit Ackerbau oder Handwerken, als Schuster, Schneider, Schmiede u. s. w. Mehre schon befassen sich

mit Weißen der Zimmer und Reinigen der Feueressen — Geschäfte, die sie beinah ausschließlich besorgen, insbesondere letzteres. Die sich damit Abgebenden kündigen sich auf den Straßen in den großen Städten durch einen eigenthümlichen, gar nicht unmelodischen Gesang an — den einzigen, den man öffentlich zu hören bekommt. Viele auch ernähren sich durch Rasiren. Es ist dies hier ein sehr einträgliches Gewerbe, da nur wenige Amerikaner sich selbst rasiren und jeder Anständige täglich spiegelglatt rasirt sein muß. In eigens dazu bestimmten Stuben, die sich in allen Straßen vorfinden und von außen durch eine bunt bemalte Stange angekündigt werden, sind oft vier bis sechs Gehülfen von früh Morgens bis spät Abends vollauf mit Rasiren beschäftigt, indem es nicht Gebrauch ist, daß die Barbiere die Kunden im Hause aufsuchen. Jede Bartschur wird mit 2 gGr. bezahlt, wofür der Bart drei Mal eingeseift und abgeschoren und zu guter Letzt noch das Haupthaar mit wohlriechendem Wasser oder Oel eingerieben und geordnet wird. Die gesammte Dienstleistung dauert mindestens zehn Minuten; während derselben kommt man in einen Lehnstuhl zu sitzen, mit auf- und abwärts beweglicher Rücklehne, damit der Kopf, je nach der Größe des zu Rasirenden, hoch oder niedrig gestellt werden kann, und die Beine werden auf einem vor dem Lehnstuhle stehenden Schemel ausgespreizt. Dieser langweiligen Verrichtung unterziehen sich die Amerikaner dennoch mit ganz besonderm Behagen.

Die meisten Farbigen indeß leben vom Holzspalten, Beschäftigen beim Beladen und Ausladen der Schiffe und Verrichtungen, zu denen sich kein Weißer versteht,

z. B. das Todtschlagen der tollen Hunde in den Sommermonaten, Reinigen der geheimen Orte; oder sie dienen als Bediente, Kutscher oder Köche und die weiblichen als Aufwärterinnen. Die Farbigen beiderlei Geschlechts werden deshalb gern als Dienstboten gedungen, weil sie zu manchen Diensten sich bequemen, wozu die Weißen ihre Hand überall nicht oder nur ungern leihen, z. B. Scheuern der Zimmer und Stiefelputzen. Farbige Frauen treiben auch wohl, was man besonders in Baltimore oft findet, auf den Straßen und Marktplätzen Obsthandel, oder halten auf diesen warme Speisen und Getränke feil. Da diese Verkäuferinnen am wenigsten sich selbst vergessen, so haben sie meistens eine unförmliche Dicke.

Daß nun so wenige Farbige anständigere Beschäftigung treiben, die meisten niedrige, wozu sich kein Amerikaner, sondern allenfalls nur Irländer herbeilassen, dagegen nicht einer gefunden wird, der eine höhere Stellung in der Gesellschaft einnimmt, ein kaufmännisches oder Fabrik-Geschäft betreibt, oder gar ein wissenschaftliches Fach als Arzt oder Advokat übt, dies kann nur allein der Zurücksetzung beigemessen werden, die ihnen begegnet und die sie nicht dahin gelangen läßt, sich weiter auszubilden und empor zu schwingen. Wie weit ihre Erniedrigung reicht, kann man daraus entnehmen, daß es ihnen nicht gestattet ist, ihre Kinder die Schulen der Weißen besuchen zu lassen, sondern daß sie den Unterricht in den Schulen suchen müssen, die eigens für sie errichtet sind, sich aber nicht an allen Orten finden; ferner, daß es ihnen nicht vergönnt ist, in den Gasthäusern an dem Tische Platz zu nehmen, an welchem

Weiße sitzen, mit der Eisenbahn oder in einem Omnibus zu fahren, und daß sie gezwungen sind, im Theater, ja sogar in der Kirche eigens ihnen angewiesene Plätze einzunehmen. Die Mehrzahl von ihnen besucht daher auch nur ihre eignen Kirchen, in denen farbige Geistliche den Gottesdienst verrichten. Größtentheils schließen sie sich den amerikanischen Sekten an und nur Wenige bekennen sich zur katholischen Religion. Sie sind übrigens ebenso eifrige Kirchengänger als die Amerikaner. Allem setzt aber wohl die Krone auf, daß es ihnen nicht gestattet ist, zu Gunsten eines der Ihrigen gegen einen Weißen Zeugniß abzulegen.

Diese Zurücksetzung erstreckt sich nicht blos auf die Neger, sondern in ganz gleicher Maße auf die Mulatten, wenn sie auch noch so wenige Spuren von Verwandtschaft mit jenen haben. Manche von ihnen kann man durchaus nicht mehr von Europäern unterscheiden, was um so erklärlicher ist, als man völlig Schwarze, jedoch nicht zu den gewöhnlichen Negerstämmen gehörende, trifft, die regelmäßige, man kann sagen hübsche Gesichtsformen, gebogene oder gerade Nasen und kleinen Mund haben, einzelne sogar nicht mit wolligem, sondern schlichtem Haar. Beim Hinzutritt großer, runder, lebhafter, schwarzer Augen können selbst solche völlig schwarze Gesichtsbildungen viel Anziehendes haben, während allerdings unter den gewöhnlichen Negern mit zusammengedrückter breiter Nase, großem Munde, aufgeworfenen Lippen und hervorstehendem Kinne manche vorkommen, bei denen diese Eigenthümlichkeiten dermaßen hervor treten, daß sie fast alles menschliche Ansehen verlieren.

Freilich ist nicht zu leugnen, die Mehrzahl der Far-

bigen in den Vereinigten Staaten ist moralisch versunken, roh und faul, und viele lassen sich Verbrechen zu Schulden kommen. Allein wie ist dies anders möglich, indem sie so verachtet und zurückgestoßen sind? Und dann sollten doch die, welche einen höhern Grad von Kultur erreicht haben, einen ebenso hohen als viele, man kann sagen die meisten Amerikaner, die außerdem durch Betriebsamkeit und Thätigkeit sich hervorthun, ein nicht unbedeutendes Vermögen erworben haben und als friedfertige, das Gesetz achtende, nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft Andern nicht nachstehen, von jenen unterschieden und nicht gleichmäßig zurückgesetzt werden. Vielmehr sollten nach Beseitigung der Sklaverei den Gebildetern und Vermöglichern die vollen Bürgerrechte eingeräumt werden, um so mehr, als die Farbigen aus den Vereinigten Staaten nicht verbannt werden können, aus eben dieser Rücksicht aber, um die große Masse anzuspornen, sich ebenfalls mehre Kultur und Eigenthum zu erwerben und sich dadurch zur Erlangung des Bürgerrechts zu befähigen. Das Aufgeben ihres Vorurtheils gegen die Farbigen ist daher das gerechtfertigtste Verlangen, das an die Amerikaner gestellt werden kann, wenn es auch unthunlich erscheinen sollte, ohne Weiteres der Gesammtheit der Neger volles Bürgerrecht zu gewähren.

So gering auch die Zahl derjenigen Farbigen, die durch Gewerbsthätigkeit und Betriebsamkeit mehres oder gar beträchtlicheres Vermögen erworben haben, zur Zahl derer ist, die von dem leben, was sie täglich verdienen, ohne darauf Bedacht zu nehmen, etwas zu erübrigen und Vermögen zu sammeln, so beweisen doch jene Ausnohmen zur Genüge, daß sie wohl geeignet sind, vor-

wärts zu kommen und gleichen Schritt mit den Amerikanern zu halten, und sie würden sich bedeutend vermehren, sobald nicht die Farbigen von allen Seiten zurück gedrängt und verstoßen würden. Daß ihnen aber höhere geistige Befähigungen nicht abgehen, beweisen die, welche aus Westindien oder aus den Vereinigten Staaten abstammend, einen nicht geringen Grad wissenschaftlicher Bildung erreicht haben. Es finden sich namentlich unter denen, die sich dem geistlichen Stande gewidmet haben, sogar in den Vereinigten Staaten nicht Wenige, die den Ruf genießen, viele wissenschaftliche Kenntnisse zu besitzen, und es braucht nur daran erinnert zu werden, daß kürzlich ein Farbiger aus den Vereinigten Staaten von der Universität Heidelberg, nachdem er, wenn ich nicht irre, als Theolog, seine Befähigung vollständig nachgewiesen, zum Doktor ernannt wurde.

Zum Belege, wie ungerecht und grundlos die Behandlung ist, die die Farbigen trifft, dient aber vor allem der Umstand, daß es ihnen nicht gestattet ist, zu Gunsten ihres Gleichen zu zeugen, wohl aber gegen diese. Wären sie als Halbthier und Halbmensch nicht fähig, die Heiligkeit des Eides zu übersehen und ein wahrheitsgetreues Zeugniß abzulegen, dann dürften sie auch nicht dazu gelassen werden, ein Zeugniß gegen einen der Ihrigen abzulegen. Sollen sie aber darum nicht zum Zeugniß gegen einen Weißen zu Gunsten eines andern Farbigen gelassen werden, weil zu besorgen sei, sie werden ein falsches Zeugniß ablegen, wie läßt sich solche Besorgniß gegen eine ganze Menschenklasse, gegen Hunderttausende, ja gegen Millionen von Menschen begründen und rechtfertigen? In wie ganz anderer Lage waren doch bei uns

die Juden, auch schon längst vor ihrer Gleichstellung mit den Christen, da wo sie am meisten unterdrückt waren, und dennoch wie sehr wurde nicht über ihre Zurücksetzung geklagt, diese als Barbarei der Christen verschrien, obgleich die Juden doch eine abweichende Religion und eine in fremder Sprache geschriebene Quelle ihrer religiösen Erkenntniß besitzen, während die Farbigen keine andere Religion kennen, als die der Amerikaner, keiner andern Sprache bei ihren gottesdienstlichen Handlungen und im Leben sich bedienen, als der der Amerikaner, kurz und gut mit Ausnahme der Farbe ganz und gar Amerikaner sind. Und wie läßt sich gar noch jene Zurücksetzung gegen Mulatten rechtfertigen, die in nichts mehr von den Amerikanern verschieden sind, als in der verschrobenen Einbildung der letztern. Denn wenn jene in jeder sonstigen Beziehung von den Amerikanern nicht mehr zu unterscheiden sind, so soll man sie doch noch an den Nägeln an Händen und Füßen erkennen können: wahrlich ein großartiges und denkwürdiges Merkmal! Man braucht deshalb nur allein auf das Verhältniß der Farbigen in den Vereinigten Staaten hinzuweisen, um zu belegen, wie es um die Aufklärung und um die Begriffe von Freiheit und Menschlichkeit bei den Amerikanern steht.

---

2. Die Irländer

obgleich mit den Amerikanern sprachverwandt, verschmelzen sich nicht leicht mit denselben, in der Regel wenigstens nicht so leicht, als es bei Engländern und Schotten der Fall ist. Ihnen steht auch entgegen, daß sie eine abweichende Mundart des Englischen sprechen und ihrer Mehrzahl nach Katholiken sind, während Engländer und Schotten nur wenig in der Sprache von den Amerikanern abweichen und mit ihnen einen gemeinsamen Glauben haben, indem alle englischen Sekten sich auch in Amerika wieder finden.

Unter den eben aus der Heimath angelangten Irländern findet man viele verkümmerte Gestalten und sehr viele haben in ihrem Benehmen etwas Unterdrücktes und Unterwürfiges. Diese Eigenschaften verlieren sie aber, sobald sie ein oder das andere Jahr in Amerika gewesen sind. Die länger hier schon gelebt, haben bei mehr als mittler Größe eine kräftige, muskulöse Gestalt, ein volles, blühendes, aber ausdrucksloses Gesicht, und man würde oft versucht sein, sie mit weniger hübschen deutschen Bauern und Bäuerinnen zu verwechseln, wenn nicht ihr Anzug, der ganz der englischen Tracht entspricht, sie von diesen unterschiede. Jedoch ist es nicht allein ihre körperliche Beschaffenheit, durch die sie sich von den Amerikanern unterscheiden, sondern ebenfalls ist es ihr Hang

zur Sinnlichkeit, Genußsucht, Geselligkeit und ihre Redseligkeit. Diese Eigenschaften bleiben ihnen eigen, wenn sie auch schon länger in Amerika gelebt haben. Häufig erscheinen sie Polizeivergehen halber vor Gericht, wo denn oft ihre Schwatzhaftigkeit zur Belustigung des Publikums von den Richtern ausgebeutet wird. So lange sie nicht ganz und gar ihren irländischen Charakter mit dem der Amerikaner vertauscht haben, behalten sie neben arger Rohheit eine gewisse Gutmüthigkeit bei, die besonders dann sich äußert, wenn man sie artig behandelt, gar vielleicht Theilnahme für das Geschick ihres Vaterlandes zu erkennen gibt.

Die meisten Irländer kommen in so großer Dürftigkeit in den Vereinigten Staaten an, daß sie im Stande sind, ihre gesammte Habe unterm Arme vom Schiffe fort zu schaffen. Selten, daß sie mehres Gepäck mitbringen. Doch sind ihre dasigen Landsleute gleich bei der Hand, ihnen zu ihrem Fortkommen zu verhelfen. Größtentheils leben sie von Handarbeit bei Erbauung der Häuser, sowie bei der Anlage von Straßen, Kanälen und Eisenbahnen. Letztere sind fast allein mit ihrer und der Deutschen Hülfe angelegt worden. Insbesondere aber die Irländer zeigen eine ungeheure Arbeitskraft und Ausdauer bei jeglicher Witterung. Es ist wirklich erstaunenswürdig, wie die Menschen in der furchtbarsten Hitze und Kälte zu arbeiten im Stande sind. Einzelne von ihnen ernähren sich in den Städten auch als Kärrner, andere, vorzugsweise Gebrechliche, vom Obsthandel, die dann ebenfalls eine merkwürdige Abhärtung bewähren, indem sie auf freier Straße ohne alles Obdach, oder unter einem leinenen Verschlage der entsetzlichsten Kälte den ganzen Tag

hindurch Trotz bieten; noch andere suchen als Orgeldreher ihren Unterhalt sich zu verdienen. Außer Irländern befassen sich damit auch Italiener; es ist aber nicht gebräuchlich, daß zum Spiel gesungen wird, wie man es häufig in Deutschland hört. Selten aber beschäftigen sich die Irländer mit Ackerbau, oder Handwerken oder Fabrikarbeit. Die ledigen Irländerinnen treten bei den Amerikanern in Dienst, und sie bilden die Mehrzahl der weiblichen Dienstboten, da außer ihnen nur noch deutsche und farbige Mädchen sich dazu bequemen. Indessen stehen die Irländerinnen nicht in besonderm Rufe der Treue, so wenig als die farbigen Dienstmägde, weshalb die Amerikaner gern den deutschen den Vorzug geben.

Im Allgemeinen jedoch haben die Irländer vielen Hang zum Müßiggang und zur Trinksucht, und in Verbindung damit, daß sie der Geistlichkeit viel spenden müssen, gelangen sie nur ausnahmsweise zu Wohlhabenheit, gehören ihrer Rohheit und Trinksucht wegen der geringsten Volksklasse an und leben mehr nur unter sich, schon ihrer Religion wegen von den Amerikanern abgesondert, jener Eigenschaften halber aber von ihnen verachtet und zurückgestoßen. Ihre Kinder wachsen meistens in der völligsten Wildheit auf, und da sie bei zunehmendem Alter fühlen, daß sie als Katholiken von den Amerikanern nicht geachtet werden, so bekümmern sie sich um gar keine Religion. Aus ihnen gehen nun großentheils die Loafer hervor — dieses Ungemach der Vereinigten Staaten, das gesetzliche Ordnung in denselben nicht aufkommen, aber sich nicht vertilgen läßt, so lange die irländische Einwanderung fortdauert.

3. Die Deutschen

in den Vereinigten Staaten würden nicht allein wegen ihrer Zahl, sondern auch wegen ihrer Eigenthümlichkeit von Jedem als ein eigner Bestandtheil der Bevölkerung jener zu betrachten sein. Nur zu geneigt ist man auch in Deutschland anzunehmen, daß sie bereits jetzt einen bedeutenden Einfluß auf die amerikanische Bevölkerung üben, deutsche Sprache, Sitten und Gebräuche dort heimisch machen, daß dieses künftig noch weit mehr der Fall sein werde, und daß durch die Deutschen ein zweites Deutschland in den Vereinigten Staaten hervorgehen werde. Dennoch wird ihrer nicht einmal in irgend einer Beschreibung der Vereinigten Staaten von Fremden — seien es Engländer oder Franzosen — gedacht. Woher rührt dies? Gehen sie ganz in der fremden Nationalität unter, oder aus welchem sonstigen Grunde geschieht ihrer keine Erwähnung? Eine aus Parteilichkeit hervorgehende Gleichgültigkeit gegen die Deutschen ist wohl hierbei nicht denkbar, und so bleibt also nur jenes erstere Verhältniß als Grund übrig, aus dem sie unberücksichtigt gelassen werden. Ist dies aber der Fall, wie kommt solches, da doch nicht blos ihre Sprache, sondern auch ihre Sitten und ihre Denkweise von denen der Amerikaner so abweichend sind? — Der Aufschluß liegt zum Theil schon in dem Vorhergehenden, in der Abneigung der Amerika-

ner, sich Fremden zu nähern, von ihnen etwas anzunehmen, ja in ihrer Unduldsamkeit gegen diese, sobald diese sich gefügig zeigen. Dem tritt hinzu, daß das Grundgesetz, damit nicht verschiedene Nationalitäten in den Vereinigten Staaten aufkommen können, ausdrücklich festsetzt, daß nicht nur alle Gesetze in englischer Sprache verkündigt, sondern daß diese auch ausschließlich bei Gerichtsverhandlungen und der Abfassung von Urkunden benutzt werden soll. Unter allen Umständen würde es daher den Deutschen unmöglich werden, sich soweit von den Amerikanern zu trennen und abzusondern, daß sie im Stande wären, ihre eigne Nationalität zu behaupten, als Volk neben den Amerikanern dazustehen, sei es unter ihnen gemischt, oder durch Besitznahme einzelner Provinzen oder Staaten und Verwaltung derselben durch Deutsche gemäß in deutscher Sprache abgefaßter Gesetze. Auf friedlichem Wege würde dieses durchaus unerreichbar sein, sondern nur mittelst eines Krieges, dessen Ausgang zwar zweifelhaft sein würde, wenn die Deutschen einig wären, auf den aber nach der Lage der Verhältnisse hier auch nicht entfernt weiter Bedacht genommen werden kann.

Ganz etwas anderes aber ist es, ob Grund da sei, daß die Deutschen ihrer Nationalität sich entschlagen, sich in die Sitten und Gewohnheiten der Amerikaner fügen und sich mit ihnen verschmelzen. Hierzu könnte ein erkennbarer Grund nur vorliegen, wären sie durch Gesetze dazu gezwungen, oder wären die Sitten und Gewohnheiten der Amerikaner so vortrefflich, daß die Deutschen sich veranlaßt sähen, die ihrigen mit diesen zu vertauschen. Ersteres könnte nur in einem rein despoti-

schen Staate vorkommen, wie Rußland. Unter dem Schutze freier Institutionen muß es dagegen Jedem gestattet sein, seine Eigenthümlichkeit zu bewahren, sich ganz nach seinem Gefallen zu bewegen. Ja ein wahrhaft von Freiheit beseeltes Volk wird jegliche fremde Gewohnheit mit Schonung behandeln, hat sie ihr Gutes, sogar achten und sie bei sich aufnehmen. Sind nun auch die Amerikaner fern von diesem höhern Begriffe von Freiheit, so sind doch ihre Gesetze weit davon entfernt, Jemandem Zwang anthun zu wollen, sich seiner Nationalität zu begeben und sich der der Amerikaner zu unterwerfen. Geschieht solches dennoch, so kann es nur auf Schwäche beruhen, entweder weil die Zahl der Fremden zu gering ist, um ihre Eigenthümlichkeit zu bewahren, oder weil sie darin zu nachgiebig sind. Die Deutschen sind aber nichts weniger als Einzelne, und daß sie keine Ursache haben, die Sitten und Gebräuche der Amerikaner als die vorzüglichern zu betrachten und mit der Annahme dieser die ihrigen aufzugeben, ist oben hinlänglich gezeigt worden. Wenn nun dessenungeachtet die Deutschen sich dazu verstehen, so muß dies einen andern Grund haben. Leider liegt dieser nah genug, er tritt zu deutlich hervor, als daß man darüber in Zweifel sein könnte.

Wie zahlreich aber die Deutschen in den Vereinigten Staaten sind, geht daraus hervor, daß man sie in der Stadt Neuyork allein auf 60,000, also ungefähr den sechsten Theil der Einwohnerzahl, anschlägt, ganze Stadtviertel daselbst, das s. g. Klein-Deutschland, wo aber nur geringere Handwerker und Tagelöhner wohnen, fast nur allein von ihnen bewohnt werden. In beinah allen übrigen größern und kleinern Städten ist das Verhältniß

der Deutschen zu den Amerikanern in Hinsicht der Anzahl ein ähnliches, ja in manchen Städten ist die Zahl der Deutschen sogar ein Viertheil oder Drittheil der gesammten Bevölkerung, namentlich in Cincinnati, St. Louis und Neuorleans. Viele Gegenden in Pennsylvanien, im Staate Neuyork, in Virginien und besonders in den westlichen Staaten werden fast nur allein von Deutschen bewohnt, und im gesammten Gebiete der Vereinigten Staaten gibt es vielleicht keinen Umkreis einer Stunde, wo nicht Deutsche wohnen. Nichts würde sie hindern, sich als Brüder eines Volksstammes anzuerkennen und in vollster Einigkeit zu leben, da keine politische Scheidewand, gleichwie im Vaterlande, sie hier trennt. Sie würden aber um so größeren Einfluß sich verschaffen können, als selbst Schweizer und Elsasser hier zu den Deutschen halten und mit ihnen sich verschmelzen, letztere, wenn sie auch geläufig französisch reden, mit aus dem Grunde, weil die Franzosen, aus Nationaldünkel, sie nicht als ebenbürtige Landsleute betrachten, sondern mit einer gewissen Geringschätzung von ihnen sagen: sie sind aus Frankreich, aber keine Franzosen, sondern Elsasser, oder sie auch wohl mit dem Spottnamen „tête carrè" belegen. Der Deutsche dagegen, mag er beschaffen sein wie er will, sagt den Schweizern und Elsassern immer noch mehr zu, als der Amerikaner, und da ihrer zu wenige sind, als daß sie sich im geselligen Leben auf sich beschränken könnten, so sehen sie sich gewissermaßen gezwungen, den Deutschen sich anzuschließen. Hauptsächlichster Antrieb, deutsche Gesinnung und Lebensweise beizubehalten, läge aber darin, weil der amerikanische Charakter den schroffsten Gegensatz zu deutscher Gemüthlich-

keit bildet, und weil das Aufgeben des Nationalbewußtseins, das Anschließen und Unterwerfen unter fremde Sitten und Gebräuche Geringschätzung der Eingebornen hervorruft. Nie würden Amerikaner auf Deutsche herabsehen, nie würden diese nativistische Bestrebungen gegen sich anstürmen sehen, fände unter ihnen, wie bei den Franzosen, Zusammenhang statt, blieben sie ihren Sitten treu, träten sie mit Entschiedenheit amerikanischer Anmaßung gegenüber.

Es ist beklagenswerth, aber Wahrheit, daß die meisten Deutschen nur zu bald und zu leicht deutscher Sinnesweise und Gebräuche sich entschlagen. Indessen Viele lassen es nicht hierbei bewenden, sondern sie geben selbst die deutsche Sprache und damit zugleich die Nationalität auf. Der Anfang wird mit dem yes, no und well (mit welchem letztern Worte die Amerikaner gewöhnlich eine Erzählung oder Mittheilung und im Laufe derselben einen Satz beginnen) gemacht. Es ist merkwürdig und zugleich wahrhaft lächerlich, daß man unter hundert Deutschen, die nur eben eine Woche in den Vereinigten Staaten gewesen sind, kaum einen treffen wird, der sich nicht diese Brocken statt des Ja, Nein und Wohl zur andern Natur gemacht hätte. Viele haben sogar schon auf dem Meere, wenn sie auf einem englischen oder amerikanischen Schiffe herüber gekommen sind, sich diese Worte zu stetem Gebrauche zu eigen gemacht. Dann gehen sie dazu über, die gangbarsten deutschen Worte, z. B. Straße, Platz, Dampfboot, Eisenbahn u. s. w., sowie bei der Anrede die Worte Herr, Frau, Fräulein, Jungfer aus ihrer Sprache zu verbannen und dafür der englischen Bezeichnungen sich zu bedienen, bis sie das zehnte Wort oder

noch öfterer englisch ausdrücken. Bliebe es hierbei bewenden, es ginge noch an. Manche aber, die erst vor sechs oder acht Jahren eingewandert sind, reden unter sich nur englisch. Bei weitem häufiger noch findet man dieses unter denen, die schon seit geraumerer Zeit eingewandert sind. Dieses rührt mit von der besonders unter den Frauen verbreiteten Vorstellung her, man könne sich im Englischen kürzer und leichter ausdrücken als im Deutschen. Allerdings gehen die Amerikaner darauf aus, möglichst Worte zu sparen, wenn auch auf Kosten des Sinnes des Gesagten. Mehr jedoch beruht jene Annahme auf der Einbildung, da die englische Sprache in der Kürze vor der deutschen Weniges voraus hat. Sogar aber gibt es Manche, die kaum ein oder das andere Jahr in den Vereinigten Staaten gewesen sind und sich stellen, als hätten sie im Umgange mit Amerikanern die deutsche Sprache verlernt, wüßten wenigstens nur noch schwer sich in dieser auszudrücken — eine Thorheit, der sich am leichtesten Juden schuldig machen, wenn sie gleich anfänglich gutes Fortkommen gefunden haben. In den deutschen Gast- und Bierhäusern, deren es besonders in Neuyork eine unzählige Menge gibt, obgleich daran selbst in dem kleinsten Orte, wo mehre Deutsche wohnen, kein Mangel ist, hört man zwar regelmäßig nur deutsch reden. Kommt aber ein Amerikaner hinzu, so ist es nichts Seltenes, daß die Gäste, soweit sie dazu befähigt sind, anfangen, sich englisch zu unterhalten. In amerikanischen Gasthäusern, auf der Eisenbahn und den Dampfschiffen dagegen wird man Deutsche, sobald sie der englischen Sprache einigermaßen mächtig sind, fast nur allein dieser sich bedienen hören, oder sind sie in derselben nicht

geübt, lieber schweigend sich verhalten sehen, nicht anders, als schämten sie sich ihrer Muttersprache, oder wagten es in Gegenwart von Amerikanern nicht, in dieser sich zu unterhalten. Sogar aber gibt es deren in nicht geringer Zahl, die den Unverstand soweit treiben, daß sie ihren deutschen Geburtsnamen ins Englische übersetzen und aus Schneider, Zimmermann, Schuhmacher, König u. s. w. Taylor, Carpenter, Shoemaker, King machen, oder denselben verstümmeln, damit er englischen Klang erhält, so daß er gar nicht mehr als deutscher erkannt werden kann. Daß alle Verächter deutscher Sprache und Abkunft zu den Ungebildeten gehören, versteht sich von selbst; aber selbst im Kaufmannsstande trifft man deren, die sich soweit vergessen, sich diesen Schimpf anzuthun. — Wie wenig äußerer Drang dazu vorhanden ist, beweisen die Franzosen. Treffen deren vier oder fünf mit dreißig oder vierzig Amerikanern in einer Gaststube zusammen, sie unterhalten sich in ihrer Muttersprache so laut, daß die Amerikaner insgesammt verstummen, und geberden sich gerade so, als wären sie die Herren des Landes und duldeten nur die Amerikaner in ihrer Gesellschaft. Welcher Franzose würde es sich auch wohl beigehen lassen, seinen Geburtsnamen aufzugeben, einerlei in welchem Lande er sich befände?

Gewissermaßen von selbst versteht sich nun, daß die meisten Deutschen mit der Sprache die Sitten und Gebräuche der Amerikaner, wären sie auch noch so schlechter Beschaffenheit, sowie deren Lebensweise sich aneignen; ihr höchstes Streben ist, es dahin zu bringen, daß man sie von den Amerikanern nicht unterscheiden kann.

Ebenso wenig mag es auch nach dem Vorausgeschickten befremden, wenn gar kein Zusammenhang unter den Deutschen statthat. Sind sie zu einiger Wohlhabenheit gelangt, so rechnen sie sich meistens zu den Whigs und nehmen das steife, einsylbige Wesen der vornehmen Amerikaner an, leben meistens in der Zurückgezogenheit und ihr ganzes Dichten und Trachten geht dahin, noch mehr Vermögen anzusammeln. Haben sie dagegen kein Vermögen erworben, oder betreiben sie kein einträgliches Geschäft, z. B. die Handwerker, welche ohne Mithülfe von Gesellen für sich, oder für andere Meister, oder in Fabriken arbeiten, oder die vom Tagelohn leben — so wenden sie sich größtentheils den Demokraten zu und wollen durch und durch als solche erscheinen und hervorleuchten, und überbieten dann die meisten Amerikaner der untern Schichten noch in Rohheit. Deutsche Gemüthlichkeit findet sich nur bei Wenigen, und wo man Deutsche in größerer Zahl zusammen sieht, nehmen sie gemeiniglich, je nachdem sie Whigs sind, etwas Verschlossenes und Kaltes, oder sind sie Demokraten, besonders dann, wenn sie durch den Genuß der dortigen starken Getränke laut werden, etwas unerträglich Rüdes an.

Nicht nur aber daß keine Innigkeit und Zusammenhang unter den Deutschen stattfindet, sondern sie feinden sich noch dazu oft unter einander an. Die Demokraten betrachten Jeden, der nicht ihre Gesinnung theilt, mit ihnen gemeinschaftliche Sache macht, als Aristokraten und sind geneigt, ihn zu verhöhnen, wenngleich er seiner Denkweise nach nichts weniger als Aristokrat ist, nur nicht Rohheit liebt. Außerdem findet sehr häufig Brodneid unter den Deutschen statt, besonders bei denen, die

durch Unwissenheit oder Mangel an Betriebsamkeit nicht vorwärts gekommen sind.

In der überwiegendsten Mehrheit beschränken sie sich nicht darauf, die deutschen Regierungs- und staatlichen Verhältnisse herabzusetzen, sondern sie scheuen sich nicht, alles, was Deutsch ist und heißt, selbst den deutschen Charakter zu verunglimpfen. Fast nur allein reden sie von deutschen Sklaven und deutschem Sklavensinn. Dagegen erheben sie das Leben in Amerika in den zweiten Himmel. Alles entscheidend in ihren Augen ist die Unabhängigkeit, die Jeder genießt, und die Leichtigkeit des Geldverdienstes. Dem Ungebildeten gilt aber auch noch die Zügellosigkeit, der er sich hingeben darf, sowie dem in schlechten Vermögensverhältnissen Lebenden die Bestimmung, daß bei der Hülfsvollstreckung dem Schuldner für 250 Dollars bewegliches Eigenthum gelassen werden muß, als ein Vorzug. Neben jenen begründeten und unbegründeten Vorzügen kommen Mängel und Entbehrungen in geistigem Bezuge und rücksichtlich des Vergnügens nicht weiter in Betracht. Ihnen genügt, daß sie täglich mehrmals Fleisch essen und Abends, sowie des Sonntags Nachmittags, die Bierhäuser besuchen können. Die tadelnswerthen Eigenschaften der Amerikaner entschuldigen sie damit: jedes Volk habe seine Eigenheiten, und den Mangel an bessern Sitten der Amerikaner damit: sie geniren sich um Niemanden. Ihre sklavische Nachäfferei der amerikanischen Gebräuche wollen sie aber dadurch rechtfertigen: man sei in einem fremden Lande, wo man blos geduldet werde und sich den fremden Sitten unterwerfen müsse. Dabei bedenken sie natürlich nicht, daß die Amerikaner am Ende in ähnlichen recht-

lichen Verhältnissen sich befinden als sie; wie wenig diese Ansicht einem freien Menschen gezieme; wie wenig sie mit dem Grundgesetze in Einklang stehe, das dem Einwanderer gleiche Rechte zusichert, als dem Eingebornen; welchen Nutzen die Eingewanderten dem Staate gewähren, dadurch, daß sie ihr mit herüber gebrachtes baares Geld in Umlauf bringen und das Land anbauen und bevölkern helfen; endlich wie wenig die Amerikaner vermögend sein würden, darauf zu dringen, daß die Eingewanderten sich ihren Gebräuchen unterwerfen, fügten sie sich diesen nicht aus Schwachheit.

Nicht etwa aber, daß blos die Ungebildeten sich die Sitten und Gebräuche der Amerikaner zu eigen machen, sondern auch die Gebildeten trifft dieser Vorwurf. Nur ein Beispiel. Wenn die deutsche Gesellschaft in Neuyork ihr Stiftungsfest durch ein großes Mittagsmahl begeht, bei welchem das Gedeck 6 Dollar oder 9 Thaler Pr. kostet, worin aber die ausgesetzten Sorten rheinischen, französischen Weins und Champagner mit begriffen sind und nach Belieben genossen werden können, wobei es denn begreiflich nicht allzu nüchtern zugeht, wird dasselbe auf gut amerikanische Weise von einem Geistlichen durch ein langwieriges Gebet, worin der Segen Gottes über die Gesellschaft angefleht wird und die gewöhnlichen salbungsvollen Redensarten vorkommen, eröffnet und beschlossen. Die Mahlzeit geht gleichfalls auf amerikanische Weise vor sich, indem die Gerichte in wunderbarstem Wechsel in wahrer Hast auf einander folgen, so daß der Mund in beständiger Thätigkeit bleibt. Nach Tisch werden dann von dazu Ausersehenen Reden gehalten. Unterhaltung und Frohsinn fällt dabei natür-

licher Weise sowohl während des Essens als nach Tisch weg.

Läßt sich nun gleich nicht verkennen, daß dem Hinneigen der Deutschen zum Aufgeben vaterländischer Sitten und Gewohnheiten und Sinnesweise viel wirksamere Ursachen zu Grunde liegen, so tragen doch ganz besonders die in Amerika erscheinenden deutschen Zeitungen viel dazu bei, indem sie die Unzufriedenheit mit den vaterländischen Zuständen, welche wohl ohne Ausnahme alle eingewanderten Deutschen mehr oder weniger mit herüber bringen, rege erhalten, ja das deutsche Volk selbst auf jede Weise verunglimpfen, sie (die Einwanderer) ihrem Vaterlande zu entfremden und für amerikanische Zustände einzunehmen suchen. Wenige Zeitungen nur sind es, die sich von diesem Vorwurf frei erhalten; vielleicht aber keine einzige strebt dahin, daß die Deutschen Anhänglichkeit an ihr Vaterland bewahren, indem sie ihnen die Vorzüge, die das deutsche Volk hat, vor Augen stellt, die schlechten Seiten der Amerikaner vorhält. Es wäre freilich die Frage, ob bei dem Vorurtheile der meisten Deutschen gegen ihr Vaterland und bei der Vorliebe für Amerika diese Zeitung vielen Absatz fände. Vielleicht auch, daß eben dieser Rücksicht wegen manche Redaktoren, die wohl die Vorzüge Deutschlands in so manchem Betracht und die Schattenseiten Amerikas erkennen und gern darüber sich aussprechen würden, schweigen, weil sie die Stimme des größern Publikums gegen sich hätten, ihrer Zeitung es an Abnehmern fehlen würde. Statt dessen bieten nun, wie oben bemerkt, die allermeisten Zeitungen alles auf, das Gegentheil zu bewirken.

Mit wenigen Ausnahmen streiten die Zeitungen für

das Interesse einer der beiden Parteien, der Whigs oder Demokraten, und suchen ihre Landsleute für die eine oder andere zu gewinnen; sie stehen auch insofern gewissermaßen in dem Solde jener Parteien, als jede, je nach dem Rufe und Ansehen der Zeitung auf eine gewisse Zahl von Exemplaren derselben unterschreibt, natürlich aber nur ein Exemplar sich verabfolgen läßt. Außerdem läßt auch wohl die ans Ruder gelangte Partei den in ihrem Geiste schreibenden Zeitungen Vortheile durch Bekanntmachungen, die auf Staatskosten eingerückt werden, zu Theil werden. Der Kampf für die beiden Parteien wird in den deutschen Zeitungen mit eben den schlechten Mitteln geführt, wie in den amerikanischen Zeitungen, durch Entstellung, Verläumdung, sowie persönliche Angriffe, und am Ende dreht sich wie in diesen alles um nichts und wieder nichts. Mit solchen nichtssagenden und gleichgültigen Dingen, außerdem mit Stadtneuigkeiten und Ankündigungen sind die Spalten fast aller deutschen Zeitungen ausgefüllt, ähnlich wie die amerikanischen. Um das Ausland, namentlich um Deutschland bekümmern sie sich nicht viel mehr als letztere. Ist solches aber der Fall, so geschieht es von dem einseitigsten Standpunkte aus, indem sie über alles, was in Deutschland geschieht, herfallen und daran die bittersten Bemerkungen knüpfen, bei welcher Gelegenheit sie begreiflich am wenigsten die Fürsten vergessen. Alle vor zwei Jahren in Aussicht stehenden Fortschritte genügten ihnen nicht, vielmehr war ihr stetes Verlangen die Ausrufung der Republik. Je heftiger die Ausfälle auf deutsche Zustände sind, desto mehr finden sie den Beifall der gewöhnlichen, mit Abneigung gegen ihr Vaterland erfüllten

Deutschen. An Preßfreiheit früher nicht gewöhnt, sind sie hauptsächlich der Schmähungen wegen eifrige Zeitungsleser. Die Streitfragen unter den amerikanischen Parteien, bei denen es sich meistens um bloße Lappalien handelt, betrachten die meisten Leser als hohe politische Weisheit, gerade weil sie sie nicht verstehen und ihren Unwerth nicht einsehen. Nur eine einzige deutsche Zeitung, die in Neuyork erscheinende „Schnellpost", beschäftigt sich ausschließlich mit europäischen, hauptsächlich mit deutschen Angelegenheiten. Indessen der Geist, in dem sie geschrieben wird, ist ebenfalls nicht frei von jenem Vorwurfe, der die deutschen Zeitungen im Allgemeinen trifft. Die Zahl der deutschen Zeitungen aber ist troß der Hinneigung der Deutschen zu allem Fremden darum so groß, weil nur wenige Deutsche, wären sie auch noch so lange in Amerika gewesen und sprächen sie noch so geläufig englisch, diese Sprache lesen können, indem die Schrift- von der Aussprache so sehr abweicht. Meistens nur die Kinder der Deutschen, die englische Schulen besucht haben, vermögen englisch zu lesen.

Von ursprünglich deutschen Zeitungen ist man in Amerika beinah ganz abgeschnitten. Sie gelangen nur an einzelne wenige Zeitungsredaktionen und an einzelne Kaufleute. Jene, die aber nur allein die deutschen Blätter beziehen, welche am meisten Opposition gegen die Regierungen machen, überlassen sie nach stattgehabtem Gebrauche ein oder dem andern Wirthe, die sie dann öffentlich auflegen. Außerdem hat man in Neuyork in einer mit der Börse verbundenen Leseanstalt Gelegenheit, die Augsburger Allgemeine Zeitung zu lesen — vielleicht das einzige Exemplar, das amerikanischen Boden erreicht,

ohne in Privatbesitz überzugehen, und in einer Leseanstalt aufliegend allgemeiner zugänglich ist. Eine Zeit lang hielt sie sich außerdem noch ein achtbarer deutscher Gastwirth in Neuyork; allein mehrfache Gründe bestimmten ihn, sie wieder aufzugeben. Selbst in Baltimore, in der dasigen deutschen Klubanstalt, die von amerikanischen Zeitungen strotzt, fand ich nur allein die Weserzeitung vor, und nicht einmal langte sie mit Dampfschiff-, sondern mit der langwierigen und in der Zeit höchst unsichern Segelschiff-Gelegenheit, mithin höchst veraltet an. Der Grund, weshalb so wenige ursprünglich deutsche Zeitungen in Amerika gehalten werden, ist nun neben der Gleichgültigkeit so sehr Vieler gegen vaterländische Zustände, daß die Hauptbegebenheiten durch die englischen, mit Dampfschiffen herüber gelangenden Zeitungen bekannt werden und nur Wenige die Kosten aufwenden können, die darüber hinaus reichenden ausführlichen Nachrichten mit Dampfschiff-Gelegenheit sich zu verschaffen. Mit Segelschiffen aber kommen die Zeitungen zu spät an, als daß die genauern Nachrichten noch besonderes Interesse erwecken könnten. Immerhin aber bleibt es höchst beklagenswerth, daß den Deutschen in Amerika ursprünglich deutsche Zeitungen nicht mehr zugänglich und dieselben auf die in Amerika erscheinenden Zeitungen angewiesen sind, da sie weder ohne Vorurtheil noch auch nur genau und richtig die Sachverhältnisse mittheilen. — Wie ganz anders sind auch in der Beziehung die Franzosen in den Vereinigten Staaten gestellt! In Neuyork allein erscheinen zwei französische Zeitungen, die sich haarklein mit den Zuständen Frankreichs beschäftigen und

von denen die eine die monarchische, die andere die republikanische Richtung vertritt.

Da die in den Vereinigten Staaten ansässigen Deutschen unter einander in so geringer Verbindung stehen und so wenig von ihrem Vaterlande etwas wissen wollen, ist es nur zu begreiflich, daß der eben erst eingewanderte Deutsche mit der höchsten Gleichgültigkeit und einer Art Geringschätzung betrachtet wird; er wird „ein Grüner" genannt und ähnlich behandelt wie der „Fuchs" auf einer Universität. Denn in den Augen der schon länger in den Vereinigten Staaten Ansässigen ist nur der ein rechter Mann, der mindestens schon fünf Jahre dort gewohnt und dadurch das Bürgerrecht erworben hat. Je länger er in den Vereinigten Staaten gelebt hat und je mehr scheinbar er die dasigen Zustände kennt, desto mehr Verdienst hat er. Auf die in Deutschland erworbenen Kenntnisse und Bildung legen sie überall keinen Werth.

Dieser Mangel an Vaterlandsliebe und Gemeingeist zeigt aber seine abscheulichste Schattenseite darin, daß viele Deutsche die Unkenntniß ihrer eben angekommenen Landsleute mit den dortigen Verhältnissen benutzen, um sie auf jede Weise zu übervortheilen. Dieser Vorwurf trifft besonders viele Gastwirthe, sowie manche derer, welche ein Geschäft daraus machen, die Einwanderer ins Innere weiter zu schaffen. Sobald die Ankunft eines Schiffes von Bremen, Hamburg, Havre oder Rotterdam telegraphirt ist, fahren demselben die Helfershelfer jener oft Meilen weit in die See entgegen und bestürmen die Einwanderer mit der unverschämtesten Zudringlichkeit, sich ihnen anzuvertrauen und bei diesem oder jenem Wirthe ihre Wohnung zu nehmen und sich durch diesen oder

jenen weiter ins Innere schaffen zu lassen. Hat aber erst das Schiff im Hafen angelegt, dann ist dasselbe im Nu gedrängt voller Habsüchtiger, die meistens unter dem Vorwande, nach Freunden und Verwandten in Deutschland sich erkundigen zu wollen, sich an die Einwanderer herandrängen, um erst mit ihnen bekannt zu werden und dann möglichsten Vortheil von ihnen zu ziehen. Es ist wirklich kaum glaublich, mit welcher Unverschämtheit diese Menschen den armen Einwanderern, besonders den unbeholfenen Bauern zusetzen, die durch das Gewirr und durch das von den Eindringlingen durch ihr Schreien absichtlich hervorgebrachte Getöse, sowie durch deren angenommene Miene, als müßten die Einwanderer ihnen folgen, sie wären als eben Angekommene willenlos, ganz verwirrt und betäubt dastehen und nicht wissen, wem sie sich anvertrauen sollen. Jedem muß es den herzbrechendsten und empörendsten Eindruck bereiten, wenn er ein Schiff mit deutschen Einwanderern anlangen und dann die nichtswürdige Behandlung derselben mit ansieht, besonders noch, wenn er erwägt, daß ihnen diese dann zu Theil wird, nachdem sie die entsetzlichen Entbehrungen, Beschwerden und Gefahren während der Reise glücklich überwunden haben und endlich an dem so sehnlichst herbei gewünschten Ziele angelangt sind. Das Verfahren gegen manche der Einwanderer läßt glauben, man sei auf einen Sklavenmarkt versetzt. Viele Wirthe legen es aber nicht blos darauf an, die Einwanderer auf's Fürchterlichste zu prellen, sondern auch sie um ihre Sachen zu bringen. Hiermit jedoch begnügen sie sich noch nicht, sondern spielen die Einwanderer Mäklern, die für ihre Weiterreise sorgen, sowie wieder den Wirthen in den Zwischenplätzen,

z. B. Albany, Buffalo, Pittsburg u. s. w., von wo aus sich die Einwanderer nach kleinern Orten oder auf's Land begeben, in die Hände, wo sie dann oft halb oder ganz ausgeplündert anlangen. Um dieser Schändlichkeit entgegen zu arbeiten, haben sich in allen Hafenstädten deutsche Gesellschaften gebildet. Ihrer Wirksamkeit wissen aber jene Nichtswürdigen besonders dadurch entgegen zu arbeiten, daß sie jene Gesellschaften als im Dienste der deutschen Regierungen befindlich darstellen, die durch sie die letzten Vortheile von den Einwanderern zu erlangen streben, welchem elenden Vorwande die unwissenden Einwanderer aus Mißtrauen gegen die deutschen Regierungen nur zu leicht Glauben schenken. Von Staatswegen ist bis jetzt so gut als gar nichts geschehen, um diese planmäßige Ausplünderung der deutschen Einwanderer zu verhindern, obgleich dies ein Leichtes wäre, würden die deutschen Gesellschaften darin geschützt, nur ihre Bevollmächtigten auf die eben angelangten Schiffe schicken zu dürfen, um den Einwanderern mit Rath und That an die Hand zu gehen, jedem Andern aber der Zugang auf denselben untersagt; ferner, würden die Wirthe bei Strafe des Verlustes des Wirthschaftsbetriebes angehalten, die Preise der Wohnung und Beköstigung in den Gaststuben durch Anschlag zu verkündigen und sie nicht zu überschreiten, und endlich, würden sie durch ein summarisches Verfahren, sobald einem Einwanderer Sachen, die er dem Wirth überliefert hat, abhanden kommen, zum Schadenersatz verurtheilt. Dies zu erreichen, würde im Grunde nicht so schwierig sein. Nur vermögen solches die deutschen Gesellschaften nicht, weil sie kein amtliches Ansehen genießen, mit ihren Anträgen bei den Behörden

nur schwaches Gehör finden. Es würde dies nur bei genügender Vertretung Deutschlands auf gesandtschaftlichem Wege möglich werden. Aber gerade hier hapert es. Viel wirksamer würde es freilich noch sein, nähmen sich die Deutschen unter einander an, schützten sie sich gegenseitig. Weshalb nun hört man von eingewanderten Irländern und Franzosen keine Beschwerden über Uebervortheilungen von ihren Landsleuten? Daß so etwas von Deutschen gegen Deutsche vorkommen kann, wirft das schlechteste Licht auf die Deutschen. Es würde dies nicht eintreten, betrachtete der eine Deutsche den andern als seinen Landsmann, suchte er auf jede Weise sein Fortkommen ihm zu erleichtern, wie solches Irländer und Franzosen gegen ihre Landsleute zu halten pflegen, statt daß, wie oben bemerkt, die allermeisten Deutschen sich um ihre Landsleute nicht kümmern, viele von ihnen sie sogar zu übervortheilen suchen. Eben darum ist die Lage der Deutschen, sobald sie das Ausland besuchen, wenigstens in den Vereinigten Staaten, ihren Stammesgenossen gegenüber die allerbeklagenswertheste. Allein das Gefühl, daß er keine Eintracht und keinen Zusammenhang unter seinen Landsleuten wahrnimmt, ist nicht das einzige, das den Deutschen in den Vereinigten Staaten drückt.

Fast noch widriger ist das Gefühl, das bei dem Deutschen, der als solcher sich selbst achtet, dem es nicht gleichgültig ist, welches Urtheil die Amerikaner über seine Landsleute und über sein Vaterland fällen, im Verkehr mit jenen hervorgerufen wird, wenn er wahrnimmt, daß die Deutschen, weil sie als solche sich nicht geltend machen, vielmehr ihre Nationalität so viel als möglich verleugnen, bei den Amerikanern in gar keinem Ansehen

stehen und über die Schulter angesehen werden. Zwar befinden sie sich wegen ihrer Rechtlichkeit und Zuverlässigkeit, sowie wegen ihrer Ordnungsliebe und wegen ihres Fleißes in gutem Rufe, und da sie viel baares Geld mit herüber bringen, nimmt man sie gern als Einwanderer auf. Allein das schützt sie nicht dagegen, daß die Amerikaner mit einer gewissen Geringschätzung auf sie als Glieder eines niedergedrückten, mitleidswürdigen, in halber Sklaverei lebenden, unmächtigen Volkes herab sehen. Die Zwietracht der Regierungen und viele Maßnahmen derselben, wodurch die Freiheit beschränkt oder unterdrückt wird, werden benutzt, um es dem deutschen Volke zum Vorwurf zu machen, daß es solche Regierungsweise dulde, ohne Rücksichtnahme auf die Umstände, die dasselbe nöthigen, Vieles über sich ergehen zu lassen, ohne dagegen anders als in offenem und erfolglosem Aufruhr ankämpfen zu können. Wie sehr das deutsche Volk im Verhältniß zu dem, was es im vorigen Jahrhunderte war, sich gehoben, kommt nicht in Betracht. Denn um nur eins zu erwähnen: sollte es wohl jetzt wieder vorkommen können, daß Deutsche von ihren Regierungen verkauft werden, um die Freiheitsbestrebungen fremder Völker unterdrücken zu helfen, was noch jetzt die Amerikaner den Deutschen zum Vorwurf machen?

Einen deutlichen Beweis, in welchem Ansehen die Deutschen bei den Amerikanern stehen, lieferte vor einigen Jahren der Antrag eines Abgeordneten von Ohio im Volkshause, die Kongreßverhandlungen künftig auch in deutscher Uebersetzung erscheinen zu lassen, weil unter den zahlreichen Deutschen in seinem Staate nur wenige die englische Schriftsprache verständen, deshalb sich von

jenen Verhandlungen keine unmittelbare Kenntniß verschaffen könnten, was doch höchst wünschenswerth sei. Statt daß immerhin dieser Antrag Widerlegung hätte finden mögen, wurde er dagegen von allen Seiten auf knabenhafte Weise verhöhnt und verspottet.

Nicht immer bleibt aber die Geringachtung der Amerikaner bei Derartigem stehen, sondern Rohere suchen sich noch auf andere Weise an den Deutschen zu reiben. Die gewöhnliche Redensart, womit die Deutschen, sobald sie einzeln zahlreichern Amerikanern gegenüber sich befinden, geneckt und gewissermaßen herausgefordert werden, ist: Nix-komm-raus — ein Unsinn, der nur Amerikanern verständlich ist.

Worin nun das Verhältniß, daß die Deutschen sich selbst nicht achten und eben darum auch wieder von den Ausländern nicht geachtet werden, seinen Grund hat, das liegt auf flacher Hand. Es kann sich dasselbe nur dann umgestalten, kommt es dahin, daß ein Band um die Deutschen geschlungen wird, das Deutschland einigt, den einen Deutschen veranlaßt, den andern als seinen Landsmann zu betrachten, welches Deutschland aus der Schwäche und Erniedrigung, in der es sich wegen seiner Zerrissenheit befindet, heraus windet und Nationalgefühl bei dem einzelnen Deutschen erweckt.

Ohne Zweifel trägt die Unzufriedenheit mit den Regierungen, hervorgerufen durch zu hohe Abgaben und die vielen polizeilichen Beschränkungen der Freiheit, die willkürliche und geringschätzende Behandlung, welche viele Beamte, besonders Unterbediente aller Art und die Landgensdarmen, wenigstens früher, sich zu Schulden kommen ließen, Vieles dazu bei, daß die meisten Deutschen in

in den Vereinigten Staaten, wo alles Derartige wegfällt, mit Widerwillen an ihr Vaterland zurück denken, keine Anhänglichkeit an dasselbe bewahren. Allein die Unzufriedenheit der Irländer mit der englischen Regierung ist nicht minder groß; der Druck, den sie in ihrer Heimath erduldet haben, war vielleicht noch überwiegend. Dennoch gedenken sie ihres Vaterlandes mit Vorliebe, halten zusammen, unterstützen sich gegenseitig und lassen die Abneigung gegen die Regierung nicht ihren Landsleuten entgelten. Dasselbe wird mit den Franzosen während der Restaurationszeit der Fall gewesen sein. Deshalb muß bei den sonst so gemüthlichen Deutschen, die so viele Ursache hätten, auf das Volk, dem sie angehören, stolz zu sein, etwas anderes dabei zu Grunde liegen, daß sie so wenig Nationalgefühl besitzen, unter sich so wenig einig sind, und dies kann eben nur von der unglücklichen Zerrissenheit Deutschlands, daß sie kein eigentliches Vaterland haben, herrühren.

Nichts würde aber thörichter sein, als wenn man diesen Fehler der Deutschen als einen angebornen betrachten wollte. Es würde dieses einen alles Gemüths baaren, feindseligen und bösartigen Charakter voraussetzen lassen, den noch kein Ausländer ihnen zum Vorwurf gemacht hat, den sie also um so weniger Ursache haben sich selbst vorzuwerfen. Anerzogen ist er allerdings und er wird sich als Wirkung so lange fortpflanzen, als die Ursache — die Zersplitterung Deutschlands — nicht gehoben ist, so lange nicht wenigstens ein Oberhaupt an der Spitze desselben steht, der das Ganze vertritt, ihm Achtung beim Auslande erwirbt und dem Deutschen Schutz auch im Auslande angedeihen läßt. Denn der Mangel hieran

wird gerade der im Auslande Lebende am meisten gewahr; beinah täglich kommen Fälle vor, die ihn daran erinnern, daß sein Vaterland im Auslande keine Geltung habe, daß er ohne Schirm daselbst lebe und die deshalb ihn mit Schmerz und Unwillen gegen sein Vaterland erfüllen und ihn demselben immer mehr entfremden.

Um bei der Klage über die Zersplitterung Deutschlands nicht bei bloßen Worten stehen zu bleiben und das tausendmal Gesagte abermals zu wiederholen, mag einiger Thatsachen als Folge derselben gedacht werden.

Als ausgemacht kann es wohl gelten, daß Deutschland nur in Folge seiner Zerrissenheit bisher keine Kriegsflotte besaß. In den Augen eines Handelsvolks, das zugleich im Besitz der nöthigen Seemacht ist, genießt aber nur das Land Achtung, welches einer solchen ebenfalls theilhaft ist. Nun besitzen zwar die Deutschen die dritte, wenn nicht gar die zweite Handelsflotte der Welt, indem ihr entschieden nur die der Engländer überlegen ist. Die Amerikaner haben entweder gar nicht, oder nur wenig mehr Seeschiffe als die Deutschen. Die französische und holländische Handelsflotte stehen aber der Zahl und dem Tonnengehalte nach weit unter der deutschen und sind dem Range nach erst die vierte und fünfte. Die deutschen Schiffskapitäne sind unbezweifelt die gebildetsten und tüchtigsten von allen, die deutschen Matrosen die gesuchtesten auf allen fremden Schiffen. Nichtsdestoweniger genießt die deutsche Flotte kein Ansehen, nicht allein deshalb, weil sie bald diese bald jene Flagge führt, sondern ganz insbesondere, weil sie nicht unter dem Schutze von Kriegsschiffen steht. Jeder, der den atlantischen Ocean mit einem deutschen Schiffe befährt, wird die Er=

fahrung machen, daß von drei Schiffen — seien es englische, französische, amerikanische oder sonstige Schiffe — die demselben begegnen, kaum eins das deutsche Schiff durch Aufziehen der Flagge zuerst begrüßt, daß aber sicher eins von diesen dreien, sobald das deutsche Schiff zuerst die Flagge aufzieht, den Gruß unerwiedert läßt — eine Geringschätzung, die gewiß nicht einmal einem dänischen Handelsschiffe widerfahren würde, geschweige denn einem der vorhin gedachten bedeutendern Seemächte.

Wegen Mangels einer Kriegsflotte genießen aber auch Oesterreich und Preußen bei den Handel treibenden Völkern lange nicht das Ansehen, das ihnen beim Besitz derselben würde zu Theil werden. Dazu kommt sogar noch, daß ihrem Ansehen als Großmächte Abbruch dadurch widerfährt, daß sie Theile von Deutschland sind und unter diesen Gesammtbegriff verfallen, indem, sobald unter Ausländern von Deutschland die Rede ist, Jeder dessen Zersplitterung, die Eifersüchteleien der einzelnen Staaten unter einander, sowie dessen dadurch hervorgerufene Schwäche vor Augen hat. Statt daß die übrigen deutschen Staaten zur Kräftigung der Macht und des Rufs jener beiden Staaten beitragen sollten, würde ihr Ansehen eher steigen als sinken, bildeten sie keinen Theil von Deutschland, wären sie selbstständige und völlig unabhängige Staaten. Jetzt hat ihr Name als deutsche Gebietstheile kaum einen so weit reichenden Klang als der mancher Staaten zweiten Ranges: Spanien, Portugal, Holland und Schweden.

Am schwersten empfinden die Deutschen in den Vereinigten Staaten den Mangel gesandtschaftlicher Vertretung. Zwar haben Oesterreich und Preußen dort

ihre eignen Gesandten, und es mag nicht bezweifelt werden, daß deren Einsprache von der nöthigen Bedeutung ist. Allein gerade aus diesen beiden Staaten stammen die allerwenigsten Einwanderer her; die überwiegendste Mehrzahl derselben stammt aus den übrigen deutschen Staaten ab. Diese nun, soweit sie überhaupt vertreten sind, haben blos Konsuln. Dies sind Kaufleute, gewiß durchgängig von achtbarem Privatcharakter, die aber mit seltenen Ausnahmen nur allein ihren Handelsgeschäften nachgehen und sich um ihre Landsleute, deren Vertretung ihnen obliegen würde, sich gar nicht weiter kümmern und das Konsulat des Titels, allenfalls auch der Sporteln wegen, die dasselbe abwirft, übernehmen. Sie leben in der höchsten Zurückgezogenheit, auf Art der vornehmen Amerikaner, und sind ihren Landsleuten schwer zugänglich. Es versteht sich auch von selbst, daß ihnen diejenige Rechtsbildung, die bei einer Vertretung bei eingetretener Rechtsverletzung erforderlich ist, abgeht. Wie würde es nun wohl denkbar sein, daß ein solcher Kaufmann sich dessen, den zu beschützen er den Beruf hat, bei nur einigermaßen verwickelten Rechtsfragen, oder wo bloß Ansehen nöthig ist, um das einfachste und unbestreitbarste Recht geltend zu machen, mit Erfolg annehmen könnte? Mag dies aus einigen Fällen nachgewiesen werden. Auf einem Bremer Schiffe befand sich eine in Hamburg angefertigte Vorrichtung zum schnellern Aufziehen der Segel, welche Erfindung von einem Amerikaner ausgegangen war und für welche derselbe von seiner Regierung ein Patent erhalten hatte. Der Amerikaner verlangte, als das Bremer Schiff in Neuyork vor Anker gegangen war, Entschädigung dafür, daß die

Vorrichtung auf demselben nicht von ihm angefertigt sei, und ließ, als der Kapitän dieselbe verweigerte, das Schiff mit Beschlag belegen. Um nicht in einen Rechtsstreit zu gerathen, der vielleicht erst nach Jahren entschieden worden wäre, und der Beschlagnahme seines Schiffes überhoben zu werden, zahlte der Kapitän die geforderte Entschädigung. Es bedarf gewiß nicht erst weiterer Ausführung, eine wie rechtswidrige Anmaßung darin lag, wenn der Amerikaner sein Privilegium auf das Ausland ausdehnen wollte, und eine wie große Rechtsverletzung darin, wenn ein amerikanischer Richter dem Gehör gab und darauf die Beschlagnahme des Schiffes verfügte. Wäre es ein englisches oder französisches Schiff gewesen, aller Wahrscheinlichkeit nach würde der Richter die Beschlagnahme des Schiffes gar nicht einmal gewagt, den amerikanischen Erfinder mit seinem bodenlosen Anspruche zurückgewiesen haben. Hätte er aber dennoch die Beschlagnahme des Schiffes verfügt, der englische oder französische Konsul würde sicher mit dem gehörigen Nachdruck und Erfolg dagegen Einsprache erhoben haben; der einer bloßen deutschen Handelsstadt würde aber dazu unvermögend gewesen sein, und deshalb zahlte der Kapitän den aus der Luft gegriffenen Anspruch. — Eine andere oft wiederkehrende Beschwerde gründet sich darauf: jeder Einwanderer muß drei Thaler erlegen, die der Schiffskapitän am Abfahrtsorte von ihm in Empfang nimmt, um sie demnächst der amerikanischen Behörde zu überliefern, wofür jener den Anspruch hat, im Fall er krank in Amerika ankommt, oder im ersten Jahre seines Dortseins erkrankt, unentgeldlich im Hospitale aufgenommen zu werden. Wiederholt sind nun schon krank dort ange-

langte, oder im ersten Jahre ihres Dortseins erkrankte Deutsche aus den Hospitälern zurückgewiesen, weil dieselben überfüllt seien, oder aus gleichem Grunde vor ihrer Genesung aus denselben entlassen worden. Dergleichen Beschwerden werden nie von Irländern oder Franzosen erhoben, warum? — weil sofort deren Konsuln sich ihrer annehmen würden. Wahrhaft empörend sind auch oft die Beschwerden, welche Einwanderer über die Behandlung führen, die ihnen auf der Reise durch die Schiffskapitäne (besonders holländische und belgische, die wenigsten Beschwerden werden über die deutschen Kapitäne erhoben) widerfahren ist. — Wenn nun der deutsche Einwanderer Beschwerden irgend einer Art zu führen hat, an wen soll er sich wenden, ist er nicht zufällig Oesterreicher oder Preuße? Gelänge es ihm, seinen Konsul für sich zu gewinnen, wollte dieser bei einer amerikanischen Behörde sich für ihn verwenden, diese würde vielleicht erst fragen, wo denn sein Königreich, Großherzogthum oder Herzogthum, das er vertritt, liege? Denn die Amerikaner kennen Deutschland, wissen auch, daß dasselbe außer Oesterreich und Preußen in noch andere Länder zerfällt, mühen sich aber nicht ab, alle einzelnen Namen derselben in Acht zu behalten. Wollte er sich nun auch als Konsul des Königreichs Baiern, Würtemberg, Hannover, oder dieses und jenes Großherzogthums oder gar Herzogthums ausweisen, welchen Eindruck würde dies wohl hervorbringen? Die kleinern deutschen Staaten, als Anhalt, Schwarzburg, Lippe, Waldeck, Reuß, Hohenzollern, Homburg, sind aber gar nicht einmal konsularisch vertreten, und doch stammen gerade aus ihnen sehr viele Einwanderer ab, weil dem Menschenüberfluß aus diesen kleinen

Ländchen nichts als die Auswanderung nach Amerika übrig bleibt. Sie sind vielleicht zahlreicher als die Einwanderer aus Oesterreich und Preußen. An wen sollen sie, die überall nicht vertreten sind, sich wenden, wenn sie des Schutzes bedürfen? — an ihre Mitbürger, an die deutsche Gesellschaft? Wo aber soll diese amtliches Ansehen hernehmen? In ähnlicher Lage sind indeß alle Deutschen, Preußen und Oesterreicher ausgenommen. Sicher wird es keinem Baier, Würtemberger u. s. w. einfallen, seinen Konsul um Schutz anzugehen. Lieber wird er sich an die deutsche Gesellschaft wenden, eher bei dieser Gehör und durch diese Schutz finden. Bedürfte es aber wohl der deutschen Gesellschaft, wenn die Deutschen den erforderlichen gesandtschaftlichen oder konsularischen Schutz genössen? Der deutlichste Beweis, was das Konsularwesen nützt, liegt eben in der Nothwendigkeit, welche die deutschen Gesellschaften hervorgerufen hat. Wenn aber die Deutschen sich gegenseitig beschirmen müssen, wozu dann Konsuln und Gesandte? Wie ganz anders zeigt sich da die Lage der Irländer und Franzosen, die keiner irländischen und französischen Gesellschaft zum Schutz der Einwanderer bedürfen! Wie, wenn ein deutscher Gesandter die Angelegenheiten der deutschen Einwanderer in die Hand nähme und zu ihrer Beschirmung die nöthigen Gesetze auswirkte, deutsche Konsuln an den Hafenorten und den Hauptplätzen im Innern, wohin sich die Einwanderer vorzugsweise wenden, über die Aufrechterhaltung der Gesetze wachten? Welche Unterstützung würde aber wieder der deutsche Reichsgesandte und die Konsuln erlangen, wäre erst durch ihr Dasein das Nationalgefühl bei den Deutschen hervorgerufen,

das Bewußtsein erweckt, daß nicht die Baiern, nicht die Würtemberger u. s. w. auf unmächtige Weise, nur dem Namen nach vertreten seien, sondern alle Deutschen ohne Ausnahme als solche, und welche Geltung würden jene dann genießen, statt des bisherigen österreichischen und preußischen Gesandten, baierschen, würtembergischen Konsuls? Es sind dieses alles Umstände, die von allen nur einigermaßen gebildeten und es mit ihrem Vaterlande wohlmeinenden Deutschen auf's Häufigste besprochen werden und die auch ihnen die deutschen Zustände im kläglichsten Lichte erscheinen lassen. Kann es nun aber solchen Thatsachen gegenüber befremden, wenn der weniger gebildete Deutsche, angestachelt durch die deutschen Zeitungen, die nichts als Haß und Verachtung über die deutschen Zustände aussprechen, das Deutschthum gänzlich verleugnet? Eben weil der im Auslande befindliche Deutsche am tiefsten die Erniedrigung seines Vaterlandes seiner Zerrissenheit wegen empfindet, muß dies es nothwendig herbei führen, daß, wenn das Streben nach einem einigen Deutschland im alten Vaterlande mit Gewalt niedergehalten würde, oder aus sonstigen Gründen nachlassen könnte, es doch von dort aus immer wieder würde rege erhalten werden.

Möchten doch die mittlern und kleinern deutschen Regierungen erwägen, welcher Vortheil ihnen aus der Befugniß erwächst, Gesandte und Konsuln zu ernennen. Soll eine Ehre darin liegen, so wird Jeder, der im Auslande gelebt und das Gewicht, das auf ihre Gesandten und Konsuln gelegt wird, kennen gelernt hat, nur darüber die Achseln zucken. Diejenigen aber im Vaterlande, welche gegen die Zerrissenheit desselben gleichgültig sind

oder derselben gar das Wort reden, möchten auf ein oder den andern Monat nach den Vereinigten Staaten gehen, um die trostlosen, wahren Ekel erregenden Zustände, in denen die dortigen Deutschen, das nationale und ihr Verhältniß zu einander anbelangend, leben, kennen zu lernen; die sie überwältigende Scham würde sie bald andern Sinnes werden lassen.*)

*) Ewig vielleicht wird Deutschland zu beklagen Ursache haben, daß es nicht auf dem Wege zur Einheit gelangt ist, wie er in Frankfurt beschlossen war, da, was ihm an Einheit mangelte, mit der Zeit nachgeholt, was es an Freiheit zu viel erreicht hatte, sobald dieses sich herausstellte, eingeschränkt werden konnte. Hätte aber bei dem Stande der Verhältnisse, der seit dem Sommer 1849 bis zur Eröffnung der Erfurter Reichsversammlung in Deutschland eingetreten war, der Deutsche, der die Einheit seines Vaterlandes will, noch fragen mögen, wie solche sich herbei führen lasse, so würde diese Frage jeden mit den deutschen Verhältnissen einigermaßen vertrauten Ausländer, gleichviel welcher politischen Ansicht er ist, sicher mit Staunen erfüllt haben. Denn Deutschland kann doch nur entweder auf dem Wege der Republik oder der Monarchie zur Einheit gelangen. Jenen nun verwirft die Mehrzahl der Deutschen, und er würde, wie vorhin nachgewiesen ist, weder ausführbar noch sonderlich heilbringend für Deutschland sein. Sonach bleibt also nur der andere Weg übrig, nemlich, daß die verschiedenen deutschen Staaten unter monarchischem Oberhaupte, wenn auch nicht in einem Staat sich verschmelzen, was freilich das Heilsamste wäre, doch wenigstens einem sich unterordnen. Nun kann doch aber unmöglich den beiden Großmächten Oesterreich und Preußen zugemuthet werden, Baiern, Sachsen, Würtemberg, Hannover, oder dem am Ende gleichberechtigten Lippe oder einem beliebigen andern Fürstenthume die Leitung zu übertragen, sondern es muß entweder Oesterreich oder Preußen von allen Staaten an die Spitze gestellt werden. Erklärlich ist es

Der Vorwurf des Aufgebens deutscher Gesinnung trifft daher weniger die in den Vereinigten Staaten le=

---

nun, wenn zwischen den verschiedenen Fürsten, die sich unter= ordnen sollen, Meinungsverschiedenheit stattfindet, welcher von beiden Mächten sie sich fügen sollen (von ihrem Widerwillen, sich irgend einer zu unterwerfen, kann natürlich nicht die Rede sein, sondern nur von der von ihnen selbst anerkannten Noth= wendigkeit, sich einem Bundeshaupte zu unterwerfen). Allein konnte unter denen wohl, die die deutsche Einheit ernstlich wol= len, die keinen Rückschritt, sondern den Fortschritt erstreben, nur einen Augenblick Bedenken stattfinden, wem sie sich zuwen= den sollten, Oesterreich oder Preußen, jenem, das noch nie Auf= klärung und das geringste Maß von Freiheit zu befördern ge= sucht, das vielmehr bis auf diesen Augenblick seine Unterthanen in der möglichsten Finsterniß und Unterdrückung zu erhalten trachtet, und das keine Hoffnung bietet, es werde von diesem Wege zurücktreten, oder Preußen, das nur auf der Bahn des Fortschrittes und der Aufklärung zu seiner jetzigen Größe und Bedeutung gelangt, das, um nur Einiges zu erwähnen, schon längst im Besitz eines deutschen Gesetzbuches ist, welches bei aller Unvollkommenheit doch immer besser als gar keins und fremdes Recht ist; das ferner durch die im Jahre 1808 einge= tretene Reform schon ebenso lange keine Standesvorzüge mehr kennt, wo Jeder, der durch seine Befähigung sich hervorthut, zu den höchsten Staatsämtern gelangen kann, während in man= chen andern Staaten bis noch vor zwei Jahren kein Bürger= licher Minister werden, oder nur eine höhere Verwaltungsstelle bekleiden, oder eine höhere Bedienung im Forstfache einnehmen konnte, wo die Hälfte der höchsten Richter Adlige sein mußten u. s. w.? Dem ist jetzt freilich abgeholfen, aber ist nicht Preußen längst als Muster vorher gegangen, und muß nicht manches Land erst noch die Trennung der Verwaltung von der Justiz, die Beseitigung des grenzenlosen Beamteneinflusses und die freie Gemeindeordnung gewärtigen, während alles dieses in Preußen schon seit dem Jahre 1808 verwirklicht ist? Wie musterhaft

benden Deutschen, als er vielmehr auf die deutschen staatlichen und Regierungsverhältnisse zurückfällt. Es

---

stellt sich nicht außerdem noch Preußen ebenso wohl in Beförderung der Künste und Wissenschaften, als der materiellen Interessen dar, und wie viel trägt nicht allein zur Hebung derselben die vortreffliche Hypothekenordnung bei? Es würde zu weit führen, alle Vorzüge, die Preußen vor vielen andern Staaten voraus hat, hier aufzuzählen. Mag dasselbe immerhin in dieser und jener Beziehung einzelnen andern Staaten noch nachstehen, mag es noch so Vieles in diesem oder jenem Betracht, besonders in dem jüngsten Verhalten seiner jetzigen Regierung, zu wünschen übrig lassen, das kann hier nicht weiter in Berücksichtigung kommen, da hier nur davon die Rede ist, auf welche Seite der sich zu stellen hatte, der die Einheit Deutschlands und zugleich den Fortschritt will, auf österreichische oder preußische Seite: konnte darüber wohl der mindeste Zweifel obwalten, da letzteres obendrein die Hand dazu bot, die Reichsverfassung mit Hinzuziehung einer Reichsversammlung festzustellen, während jenes von dieser überall nichts wissen will, womit all und jede Sicherheit für den Fortbestand der Verfassungen der Einzelstaaten wegfällt? Mit dieser Entscheidung wären freilich noch nicht alle Schwierigkeiten beseitigt gewesen, denn noch würden die Fürsten, die sich auf die Metternich-österreichische Seite stellen, ihr Gewicht in die Wagschale gelegt haben. Würde dieses aber wohl ein dauerndes Hinderniß gewesen sein, wenn die überwiegendste Mehrzahl der Deutschen, die doch unleugbar die Einheit Deutschlands will, sich für Preußen entschieden, wenn deren Vertreter in den Kammern mit Kraft und Entschiedenheit das Verlangen gestellt hätten, daß ihre Fürsten, wie so viele Andere es gethan, sich Preußen anschlössen, dem unterordnen? Und welchen Einfluß würden sie dadurch wieder auf die Haltung dieses Staates sich verschafft haben! An wem liegt also wenigstens großentheils mit die Schuld aus gedachter Zeit, daß kein einiges Deutschland zu Stande gekommen ist? An wem großentheils anders als an eben denen, die die Ein-

bedarf auch gewiß kaum der Bemerkung, daß, wenngleich die Verächter Deutschlands die Mehrzahl unter den Deutschen bilden, es doch derer unter allen Klassen genug giebt, die, wenn sie die deutsche Regierungsweise nicht billigen, doch diese dem Volke nicht weiter zur Last legen, Anhänglichkeit an das Vaterland bewahrt haben und diese an ihren herüber gekommenen und unverschuldet in Noth gerathenen Landsleuten bethätigen. Auf ihren Antrieb haben sich die deutschen Gesellschaften gebildet, und wenn auch nicht alle Mitglieder von gleichem Eifer für das Wohl ihrer Landsleute beseelt sind, so versagen sie doch wenigstens nicht ihre Geldbeiträge zur Unterstützung

---

heit Deutschlands wollen und unbegreiflicher Weise das einzige damals möglicher Weise dahin führende Ziel von der Hand wiesen und damit den Fürsten, die von ihrer Selbstständigkeit nichts einbüßen wollen und deshalb der Einheit entgegen sind, in die Hände arbeiteten. Was aber würde jeder nur einigermaßen politisch gebildete Ausländer gar zu denen sagen, die es übrigens mit ihrem Vaterlande wohl meinen, jetzt aber, weil ihre im Jahre 48 erwachsene Hoffnung nicht erfüllt ist, sich durchaus unthätig verhalten, die Regierungen ruhig schalten und walten lassen, in der Annahme: erst müsse es recht schlecht werden, damit es demnächst besser werde! Ist es etwa leichter, dem Kranken zu helfen, wenn das Uebel recht um sich gegriffen hat, alle seine Kräfte gelähmt und erschöpft oder verderbt sind, oder so lange er noch hinlängliche Kräfte zur Genesung besitzt? — Augenblicklich erscheint es allerdings durch Preußens späteres Verschulden fast unnütz, die Frage zu erörtern, wie Deutschland zur Einheit zu gelangen hat; indeß die Zeit wird doch wieder kehren, wo sie in den Vordergrund tritt, und möge sie dann für die Gesammtheit heilbringend, für die aber, welche der Einheit Deutschlands entgegen waren, nicht unheilvoll gelöst werden.

derselben. Wie wenig auch im Grunde ihres Herzens die Deutschen ihrem Vaterlande abhold sind, zeigte das Jahr 1848. Welcher Jubel brach unter ihnen aus, als die Hoffnung auf ein einiges Deutschland erwuchs. Richtete diese sich gleich bei den Meisten auf die Begründung einer Republik, so gab es doch der Gemäßigten und Einsichtsvollen genug, die darin kein, oder wenigstens doch nur zweifelhaftes und ungewisses Heil für Deutschland erblickten, deren Wunsch befriedigt worden, wäre neben der Volksfreiheit, wie sie das in Frankfurt beschlossene Grundgesetz sicherte, ein erbliches Oberhaupt an die Spitze gestellt, in dessen Händen die Vollziehungsgewalt ruhte, der Deutschland dem Auslande gegenüber vertrat und unter dem Deutschland aus seiner Schwäche heraus gelangt und zu einer Macht geworden wäre. Eine ebenso allgemeine Freude gab sich zu erkennen, als die dänischen Kriegsschiffe in der Eckernförder Bucht die Segel streichen und den Deutschen sich übergeben mußten. Leider war aber die Freude der spätern schmählichen Ereignisse wegen wenig nachhaltig.

Abgesehen nun von dem Vorwurfe mangelnden vaterländischen Gefühls, der indeß, wie schon bemerkt, weniger die Deutschen, die in Amerika eine neue Heimath gefunden, treffen kann, als er vielmehr auf die traurigen vaterländischen Zustände zurück zu führen ist, ist das Verhalten der Deutschen in den Vereinigten Staaten in jeder sonstigen Beziehung untadelhaft. Wenige sind es im Ganzen genommen doch nur, die gegen ihre eignen Landsleute Schändlichkeiten sich zu Schulden kommen lassen, noch wenigere, die eigentliche Verbrechen verüben. Sie sind im Allgemeinen thätig und arbeitsam und würden

es in der Regel zu größerer Wohlhabenheit bringen, besuchten sie nicht verhältnißmäßig zu fleißig die Wirthshäuser. Dies ist aber hier mehr noch als in Deutschland ein Hinderniß, zu Wohlhabenheit zu gelangen, indem bei der Theuerung des Lebensunterhalts in den Städten schon große Anstrengung erforderlich ist, diesen sich zu erwerben, das Leben in den Wirthshäusern verhältnißmäßig viel höher zu stehen kommt als in Deutschland. Der öftere Besuch der Wirthshäuser ist indessen den Deutschen darum nicht hoch anzurechnen, weil sie von der Heimath aus nach vollbrachter Arbeit an Zerstreuung gewöhnt sind, hier aber die wegfällt, welche sie dort ohne Besuch der Wirthshäuser sich verschaffen konnten, z. B. durch Spazierengehen in der freien Natur, Beschäftigung im Garten oder auf dem Gartlande u. s. w. An das Spazierengehen kann aber hier wegen Mangels an Spaziergängen, die dazu aufforderten, sowie wegen der Hitze und kurzen Abende im Sommer, und an die Beschäftigung im Garten oder auf dem Gartlande, da es an diesen in der Nähe der Städte gebricht, nicht gedacht werden.

Im Allgemeinen auch lieben die Deutschen Ruhe und Ordnung, achten das Gesetz und sind sichere Stützen der Obrigkeit — festere als die Amerikaner selbst. Dies beweisen sie bei jeder Auflehnung gegen dieselbe, so namentlich bei jenem oben berührten Aufstande in Neuyork im Jahre 1849, bei dem blutigen Streite der Amerikaner und Irländer in Philadelphia im Jahre 1844, der drei Tage hinter einander dauerte, und bei welchem neben den ärgsten Verwüstungen viele Menschen ums Leben kamen; und um eben diese Zeit, als die van Renselaer'=

schen Erbenzinspächter im Staate Neuyork aus nichtigen Gründen sich weigerten, den jener Familie schuldigen Erbenzins ferner zu entrichten, oder abzulösen, und die mit Einziehung desselben beauftragten Beamten mit Gewalt vertrieben. Deutsche Miliz war erforderlich, die Widerspänstigen zu Paaren zu treiben, während die amerikanische sich dessen weigerte.

Um das Parteigetriebe bekümmern sie sich im Allgemeinen wenig. Solches thun hauptsächlich nur die, welche erst kürzlich das Bürgerrecht erworben haben, denen daher die Abgabe ihrer Stimme etwas Neues ist und die Wunder glauben, was für eine Ehre darin liegt, sagen zu können: als wir den und den zum Präsidenten, Statthalter oder Abgeordneten machten — vielleicht ohne denselben bisher dem Namen nach gekannt zu haben, viel weniger also dessen Fähigkeit beurtheilen zu können. Die Meisten, welche ein und das andere Mal die Posse — denn für die, welche nicht aus Kenntniß der Verhältnisse und der Personen, mithin nicht aus Ueberzeugung stimmen, ist die Abgabe der Stimme nicht viel Anderes — mitgemacht haben, und die nicht bei der Wahl dieses oder jenes persönlich betheiligt sind — sei es wegen Bekanntschaft, oder daß sie für ihn oder seine Freunde als Handwerker oder auf sonstige Weise beschäftigt sind und daher angegangen werden, ihm ihre Stimme zu geben, — enthalten sich daher ihres Stimmrechts und bleiben von der Wahlhandlung weg. Manche Deutsche, die zehn und mehr Jahre in den Vereinigten Staaten gelebt, haben noch an keiner Wahlhandlung Theil genommen, aus dem einfachen Grunde, weil es doch beim Alten bleibt, mag dieser oder jener das Amt bekleiden. Denn

an dem Grundgesetze läßt sich nichts verbessern und die Handhabung seiner Bestimmungen bleibt sich ziemlich gleich, kommen Whigs oder Demokraten ans Ruder. Doch rechnen sich die meisten Deutschen, besonders die aus dem Handwerkerstande und die Tagelöhner, zu den Demokraten, während Kaufleute und Fabrikanten mehr den Whigs sich anschließen.

Die Gebildeten, deren es im Verhältniß zu der großen Zahl Deutscher überhaupt nur wenige gibt, leben in den größern Städten insgesammt ihrem Berufe nach, als Kaufleute, Fabrikanten, Aerzte, Prediger, Lehrer, Advokaten und Zeitungsredaktoren. Blos des Vergnügens wegen verweilt begreiflich Niemand in den größern Städten, sondern diejenigen Deutschen, welche sich in den Vereinigten Staaten Vermögen gesammelt und nicht Willens sind, ferner ein Geschäft zu betreiben, kehren entweder nach Deutschland zurück, oder sie kaufen sich auf dem Lande an und führen da ein unabhängiges und zurückgezogenes Leben. Die gebildeten Einwanderer, die nicht in einem der Brodfächer in einer der größern Städte ihr Glück zu machen Aussicht haben, gehen gleichfalls so bald als möglich ins Innere, um dort darin ihr Heil zu versuchen, oder um Landbauer zu werden.

Im Allgemeinen stehen die Gebildeten unter einander in weniger Verbindung. In Neuyork und Philadelphia gibt es der öffentlichen Berührungspunkte für sie gar keine. In jener Stadt sind schon wiederholt Versuche gemacht worden, solche zu stiften, allein großentheils durch die Engherzigkeit der Sippschaften gescheitert. Am meisten sperren sich die Großhändler, die s. g. Importer und

Exporter, ab. Sie leben nur unter sich, mit Andern in gar keinem geselligen Verkehr und gehen nur darauf aus, Schätze zu sammeln. Die wissenschaftlich Gebildeten dagegen scheuen es größtentheils, mit Nichtstudirten in nähere Verbindung zu kommen, obgleich doch selbst in Deutschland die Studirten keinen solchen Unterschied machen und in den Klubgesellschaften, wo nicht der Adels- und Staatsdieneraristokratismus in vollster Ausbildung ist, die Zahl der Studirten in der Minderheit ist. Dadurch sind die gebildetern Handwerker von dem Verkehr mit den Gebildeten aus andern Ständen abgeschnitten und verlieren allmälig die Bildung, die sie von Deutschland mit herüber brachten. Eine Ausnahme macht die Gesellschaft „Germania" in Baltimore, die ans Gebildeten, gleichviel ob sie gelehrte Erziehung genossen haben oder nicht, zusammengesetzt ist. Allein in dieser hat der Kaufmannsstand das Uebergewicht, die Unterhaltung dreht sich hauptsächlich um Handelsgegenstände, und sonach ist Kartenspiel für die, welche in jener nichts Anziehendes finden, die Haupterholung. Es zeigt sich auch hier, daß die Klubs der Untergang wahrer Geselligkeit sind. Der Mangel öffentlicher Orte in Neuyork und Philadelphia, wo die gebildeten Deutschen zusammen träfen, veranlaßt es nun, daß Männer, die Jahre lang schon in diesen Städten gewohnt haben, sich kaum dem Namen nach, geschweige denn von Person kennen. Oeffentliche Vergnügungen, Bälle inbegriffen, wo er nur mit seines Gleichen zusammen träfe, bieten sich dem Gebildeten in diesen Städten gar nicht dar; alles Vergnügen, das er sich bereiten kann, beschränkt sich auf das in Freundes-Zirkel. Einen solchen zu finden ist aber nicht so leicht.

In religiöser Beziehung bleiben die Deutschen in ihrer überwiegendsten Mehrzahl dem Glauben ihrer Väter treu; wenige schließen sich, mit Verleugnung desselben, einer der englischen Sekten an. Viele aber auch besuchen die Kirche gar nicht, oder hängen denen an, die einen eignen Gottesdienst einführen, oder den Schwätzern, die das Dasein Gottes leugnen und darauf gestützt einen eignen Kultus begründen wollen. Sobald sie nicht zu einer der englischen Kirchen übergetreten sind, benutzen sie den Sonntag Nachmittag zu ihrer Zerstreuung. Dann hat man Gelegenheit, die große Zahl Deutscher in den größern Städten wahrzunehmen; man trifft sie in den Straßen und in der Nähe der Städte in den Wirthshäusern in Menge, jedoch mehr nur die aus dem unteren Stande, indem die vornehmern Deutschen entweder sich auf's Haus beschränken, oder im Sommer entferntere Orte aufsuchen. Ausnahmsweise folgen auch Amerikaner aus der Klasse der Handwerker und Arbeiter dem Beispiele jener im Besuche der Wirthshäuser, zum höchsten Aergerniß der amerikanischen Geistlichkeit und der Rechtgläubigen. In einzelnen deutschen Wirthschaften in und bei Neuyork, die von den Handwerkern und untern Ständen besucht werden, trifft man Sonntag Nachmittags, unter dem Vorgeben der Uebung geistlicher Musik, Unterhaltungs-Musik. Auch versuchen es einzelne Wirthe jeweilig, des Sonntags Nachmittags Tanz zu veranstalten. Dem tritt aber bald die Obrigkeit entgegen und es hat die Bestrafung des Wirths zur Folge. In Philadelphia und Baltimore dagegen ist Sonntags an keinem öffentlichen Orte Musik, und es würde da, wie an allen andern Orten, sogar Anstoß erregen, würde

in einem Privathause selbst nur auf dem Piano oder einem andern Instrumente gespielt.

In Neuyork begehen viele Deutsche den zweiten Festtag zu Ostern und Pfingsten, sowie zu Weihnachten den ersten und zweiten Tag. An andern Orten ist aber dies unter ihnen nicht Gebrauch. Auch laufen sie überall Gefahr, wenn sie unter sich öffentliche Vergnügungen veranstalten wollen, daß sie darin durch die Loafer gestört werden, und häufig schon ist es zwischen diesen und den Deutschen zu blutigen Händeln gekommen, wobei denn freilich jenes nichtswürdige Gesindel den Kürzern zog. Immerhin bleibt es doch aber für die Deutschen störend, auf diese Gefahr hin Vergnügungen unter sich zu veranstalten, und es ist für sie stets rathsam, sich auf einen Angriff der Taugenichtse gefaßt zu halten.

Auch in dem Genusse des Biers und Weins sowie des Roggenbrodes bleiben die Deutschen, wo sie es irgend vermögen, sich treu. Daher sind überall, wo Deutsche zahlreicher zusammen wohnen, deutsche Brauereien und Bäckereien. Unter den Brauereien genießen die von Philadelphia den meisten Ruf. Jedoch ist der amerikanische Hopfen und selbst das Malz nicht so gut als in Deutschland, weshalb das dort gebraute Bier dem baierischen weit nachsteht. Auch ist dasselbe im Sommer der starken Hitze wegen leicht dem Verderben ausgesetzt. Weizen- und Roggenbrod ist ebenfalls nicht so gut als in Deutschland, da, wie oben bemerkt, die Früchte zu schnell reifen. Deutscher Wein dagegen ist in den Hafenstädten unverfälscht und zu verhältnißmäßig billigen Preisen zu haben, indem der Wassertransport über Rotterdam und die Eingangssteuer nicht hoch ist. Daher

kann man im Ankerpreise für 8 Sgr. eine Flasche recht guten Rheinweins bekommen. Noch viel billiger ist der Franzwein, indem die Flasche gewöhnlichen Tischweins im Ankerpreise 4 Sgr. und darunter zu stehen kommt. In den Wirthshäusern aber werden die Preise des Biers und Weins sehr in die Höhe geschlagen, indem die Wirthe von den Getränken, der theuern Miethe wegen, hohen Nutzen beziehen müssen. Sobald man jedoch eine halbe Stunde weit sich aus den Hafenorten entfernt, hört der Genuß deutschen Biers und Weins auf und man findet ihn nur wieder in den größern Städten, wo die Deutschen zahlreicher zusammen wohnen, indem die Amerikaner weder das eine noch das andere dieser Getränke lieben.

Arme, wie es deren in Menge in Deutschland gibt, die nicht wissen, womit sie den nächsten Tag ihren Lebensunterhalt verdienen sollen, finden sich hier überall nicht, mithin auch nicht unter den dortigen Deutschen. Damit jedoch ist nicht gesagt, daß nicht sehr Viele hier ebenfalls ihre Noth haben durchzukommen. Auf dem Lande kann dies freilich nicht leicht vorkommen, da die Gelegenheit, sich Grundeigenthum zu erwerben, nicht schwer fällt, und die als Knechte oder Mägde Dienenden einen hohen Lohn empfangen. Dagegen in den Städten ist alles übertrieben theuer, schon der hohen Miethe wegen, die ihren Grund mit in den hohen städtischen Abgaben, vorzüglich aber darin hat, daß es der Eigenthümer von Häusern viel zu wenige gibt, indem Einzelne sechs bis acht Häuser, ja ganze Straßen zu Eigenthum haben und es daher von ihnen abhängt, den Preis der Miethe zu bestimmen. Dieses Verhältniß findet sich überall, in größern und kleinern Städten wieder, da die

Kapitalisten ihr Vermögen gern in Häuser verwenden, weil das Grundeigenthum in den Städten fast überall von steigendem Werthe ist. In Neuyork sind die Hausmiethen nach dem Zeugnisse von Engländern theurer als in London, und im Verhältniß zum Verdienst sind in allen Städten die Miethen übermäßig hoch. Sodann aber sind auch alle Lebensmittel sehr theuer, da diese meistens von Aufkäufern zu Markt gebracht werden, die, wie auch später die Einzelverkäufer, großen Vortheil davon ziehen. Außerdem hat, wie schon oben bemerkt, der kleinere Bürger keine Gelegenheit, in Gärten oder auf dem Gartlande sein Gemüse selbst anzuziehen, sondern alles muß er kaufen und mit baarem Gelde aufwiegen, weshalb fast aller Verdienst wieder drauf geht. — Die Theuerung aller Gegenstände kann man schon daraus entnehmen, daß die kleinste Kupfermünze 4 Pfennige, die kleinste Silbermünze 1 gGr. 8 Pf. werth ist. In den südlichen Gegenden, in Neuorleans bis nach St. Louis hinauf, ist aber gar kein Kupfergeld, sondern nur Silber im Umlauf. Stehen die Getreidepreise in Deutschland niedrig, dann könnte, wäre der Eingangszoll nicht zu hoch, Getreide mit vielem Vortheil nach Amerika abgesetzt werden, und mit noch größerem Kartoffeln.

Dazu kommt aber noch die ungeheure Konkurrenz in den Städten. Weil der Ackerbau mit so großer Anstrengung verbunden, auch, will man in gutem Stande befindliches Land erwerben, bedeutendes Vermögen dazu erforderlich ist, legen sich unverhältnißmäßig viele Amerikaner auf die Gewerbe. Jeder sucht es in der Güte und Wohlfeilheit der Waare dem Andern zuvor zu thun. Obendrein sind die Amerikaner außerordentlich thätig und

gewandt, Tag und Nacht, auch des Sonntags in der Kirche, wie man sagt, grübeln sie, wie sie ihr Geschäft ausdehnen, wie sie die Arbeit sich erleichtern und verwohlfeilern können. Der Deutsche, der neben ihnen aufkommen, oder der nur bei ihnen als Gesell oder Gehülfe in Dienst treten will, muß sich im höchsten Grade anstrengen. Betreibt er als Meister ein Handwerk, oder selbstständig ein sonstiges Geschäft, so ist es erforderlich, daß er den ganzen Tag über im Geschäftshause anwesend ist, weil der Amerikaner nur mit dem Geschäftsherrn selbst sich in Geschäfte einläßt. Verfehlt ihn der Amerikaner bei seinem einmaligen Besuche, so kann er sich darauf verlassen, daß dieser nicht zum zweiten Male wieder kommt. Außerdem muß der Handwerker die bestellte Arbeit in kürzester Frist auf Tag und Stunde fertig liefern, da die Amerikaner diese genau innehalten. Ist sie zu der festgesetzten Zeit nicht fertig, dann tritt der Amerikaner von der Bestellung zurück. Von dem widerwärtigen Gebrauch vieler Handwerker in Deutschland, die Kunden Tage und Wochen auf die Arbeit über die festgesetzte Zeit hinaus warten zu lassen, muß sich der Deutsche in Amerika durchaus lossagen, will er nicht seine Kunden verlieren. Derjenige, der hier sein Fortkommen findet, erlangt dies nur durch die höchste Anstrengung. Wer weniger sich anstrengt, muß auch hier darben. Wären die Meisten in Deutschland so thätig gewesen, als sie es hier sein müssen, sie würden auch dort ihr Fortkommen gefunden haben. Wer es weiter, zu Vermögen, bringen will, muß hier ebenso wohl durch's Glück begünstigt werden, als anderwärts; bloße Arbeitsamkeit genügt dazu nicht. Jetzt ist Amerika wegen der

außerordentlichen Konkurrenz in allen Geschäftszweigen bei weitem das nicht mehr, was es vor zehn, zwanzig und längern Jahren war. Darin stimmen Alle überein. Damals war es bei weitem leichter, Vermögen anzusammeln. Astor kam als siebenzehnjähriger Bauernbursche aus der Gegend von Heidelberg nach Amerika und starb vor zwei Jahren als der reichste Mann der Vereinigten Staaten, mit einem Vermögens-Nachlaß von mehr als vierzig Millionen Dollar, oder sechzig Millionen preuß. Thaler. Jetzt hält es sogar schwer, irgend Vermögen zu erwerben. Doch aber ist dies nicht blos jetzt erst der Fall, sondern es gibt Deutsche genug, die zwanzig und längere Jahre in Amerika ansässig sind und durch die Ungunst der Verhältnisse kein Vermögen erworben, oder hatten sie solches einstmals erlangt, es wieder verloren haben und in halber Dürftigkeit leben.

Gar nichts Seltenes ist es bei den eben geschilderten Verhältnissen, daß Handwerker, weil sie aller Anstrengung ungeachtet nicht vorwärts kommen, auch wegen des ungesunden Aufenthalts in den großen Städten, diese verlassen und als Landbauer ihr Fortkommen suchen, aber schon nach ein oder dem andern Jahre in die Städte zurück kehren, weil der Ackerbau ihnen zu große Mühseligkeit bereitete, bei welchem Wechsel sie dann meistens ihr Vermögen zusetzen und von neuem der äußersten Anstrengung sich hingeben müssen.

Außer der Fähigkeit, seinen Lebensunterhalt zu erwerben, gehört auch noch die Gelegenheit dazu, die sich nicht überall und nicht so leicht darbietet, wie man solches in Deutschland wähnt, da auch hier, wenn auch kein solcher Ueberfluß an Menschen ist, wie in Deutschland, doch kein

Mangel an solchen namentlich im Gewerbefache stattfindet. Beschäftigung kann freilich Jeder noch finden und daran wird es für viele Menschenalter nicht mangeln. Diese aber ist: Arbeit an der Eisenbahn und den Kanälen, sowie als Knecht auf dem Lande. Für den, der nicht bisher an die sauerste Arbeit gewöhnt war, ja selbst für diesen, wie sie in Deutschland vorkommt, ist jedoch dies nichts Trostvolles. Sein Loos ist daher kein beneidenswerthes, wenn er auch gegen das Verhungern geschützt ist, sogar einen weit bessern Lohn bekommt, als die Tagelöhner in Deutschland. Denn von der Anstrengung, der die unterworfen sind, die auf jene Weise ihr Fortkommen suchen müssen, macht sich in Deutschland Niemand eine Vorstellung. Nur die kräftigsten Menschen können sie ertragen, schwächliche würden ihr bald unterliegen.

Ein nicht viel besseres Loos steht auch denen bevor, die als Ackerbauer es unternehmen, wüste Ländereien urbar zu machen. Zwar kenne ich die damit verbundenen Mühseligkeiten nicht aus eigner Wahrnehmung, inzwischen hinlänglich aus Mittheilungen derer, die sich ihnen unterzogen haben. Eine Vorstellung davon kann man sich jedoch allenfalls schon machen, beobachtet man, welche Mühe es kostet, einen größeren Baum der dortigen Holzarten, die insgesammt von der festesten Beschaffenheit sind, zu fällen, die Ländereien von den Steinen zu befreien und daraus die Fence zu errichten, theils um die Steine wegzuräumen, theils um das Vieh von den Ländereien abzuhalten, endlich, welche Qual es ist, Ländereien, die schon vor zwanzig oder dreißig Jahren von dem Urwalde befreit und urbar gemacht, die aber noch nicht von

den Wurzeln der Bäume befreit sind, mit Ochsen zu bestellen, da Pferde das Geschirr zerreißen würden. Nun gibt es zwar in den westlichen Staaten hinlänglich Ländereien, die mit Gras bewachsen und nicht steinig sind, s. g. Prairy-Boden. Wird er aber umgepflügt, so entsteigen demselben schädliche Dünste, die Fieber erzeugen. Dem tritt noch hinzu, daß in den neuen Staaten, z. B. Wisconsin, Illinois, Joway, selbst aber noch in den weiter westlich belegenen Gegenden älterer Staaten, z. B. des Staats Ohio, wo noch kein baares Geld in Umlauf und Tauschhandel üblich ist, der Landbauer es bei der höchsten Anstrengung nicht weiter bringen kann, als daß er seinen Lebensunterhalt erlangt und das Land verbessert. Darüber hinaus kann er kein Vermögen sammeln, da er ja nur das zum Lebensunterhalt Nothwendige — Thee, Kaffee, Zucker, Tabak, Kleidungsstücke — für das durch seinen Schweiß dem Boden Abgewonnene bekommt, kein Geld. Der Lohn seiner Anstrengung kommt daher erst seinen Kindern zu Gute, wenn das baare Geld sich auch in diese Gegenden zieht, er selbst hat keine Aussicht, ihn zu genießen. Ganz abgesehen davon, daß es nicht Jedermanns Sache ist, von der kultivirten Welt ganz abgeschnitten zu leben, mit Verzichtung auf jedes Vergnügen und jegliche Abwechslung im Leben, alle Entbehrungen zu ertragen, die dies mit sich bringt, so unter Anderem in Krankheitsfällen den Arzt, daß es Vielen schwer fällt, sich an die Einsamkeit zu gewöhnen, ist es wahrlich keine geringe Aufgabe, sich den Mühseligkeiten zu unterziehen, die solche Landbauer ertragen müssen, und ein nicht körperlich Kräftiger ist um so weniger hierzu im Stande, da die Witterung, wie oben

erwähnt, nichts weniger als der Gesundheit zuträglich ist. Um nicht diesen Mühseligkeiten sich auszusetzen, vielleicht auch weil ihnen das Geld mangelte, ins Innere zu gehen, doch aber ihr Leben zu fristen, befassen sich gar viele der ärmern Deutschen mit Aufsammeln der Lumpen aus dem Kehricht auf den Straßen: eine Beschäftigung, auf die die Amerikaner mit der höchsten Verachtung herabsehen.

Während nun der Bewohner großer Städte, besonders der in den östlichen Staaten, weil in diesen nicht so viele Lebensmittel hervorgebracht werden, als erforderlich sind, unter der Theuerung derselben, der Landbauer in entlegenern Gegenden unter mangelnder Gelegenheit zum Absatz leidet, indem er nicht im Stande ist, seine Bodenerzeugnisse Hunderte von Meilen weit auf den Markt, wo sie hoch im Preise sind, selbst hinzuschaffen, sind es die Aufkäufer, vorzugsweise die, welche den Tauschhandel betreiben, die den hauptsächlichsten Nutzen von den Anstrengungen jener beziehen. Sie bestimmen den Preis der Bodenerzeugnisse beim Eintausch und wiederum auf dem Markte und tragen daher den meisten Vortheil davon.

Sehr viel hängt bei dem Fortkommen der Deutschen noch davon ab, ob ihre Frauen die deutsche Thätigkeit beibehalten, oder anfangen, auf Weise der Amerikanerinnen zu leben. Ist jenes der Fall, dann hat der Deutsche den Amerikanern Vieles voraus und sein Fortkommen kann, wenn er nur einigermaßen betriebsam ist, nicht ausbleiben. Besonders gut stehen sich geringere Leute, deren Frauen und Töchter in Tagelohn gehen oder waschen, indem diese fast ebenso viel verdienen als die

Männer. Wenigern Verdienst erlangen die, welche sich auf's Nähen oder sonstige feinere Handarbeit, z. B. Putzmachen, legen, indem sie darin mit den Amerikanerinnen, die solche Arbeiten gleichfalls verrichten, konkurriren müssen, daher denn die Preise für diese sehr gedrückt sind. Leider aber ist es nur zu häufig der Fall, daß die deutschen Frauen und Mädchen das bequeme Leben und die Putzsucht der Amerikanerinnen sich bald zu eigen machen. Weil sie glauben, hierauf in Amerika ein Recht zu haben, und die Frau des geringern Handwerkers und Tagelöhners eine Anerkennung findet, die in Deutschland wegfällt, indem sie, wie die Höchststehende, als Mistreß, das Mädchen als Miß bezeichnet und angeredet wird, sagt ihnen in der Regel das dortige Leben mehr zu als in Deutschland und sie vergessen darüber den Mangel an sonstigen Lebensfreuden. Denn während der Mann seine Zerstreuung noch in den Wirthshäusern suchen kann, sind die Frauen auf das Haus oder den Umgang mit einigen andern Frauen beschränkt, führen daher ein höchst einförmiges Leben, in welches, aber nur in den größern Städten, ein Ball oder der Besuch des Theaters Abwechslung herbeiführt. In kleinern Städten oder gar auf dem Lande fällt dies alles von selbst weg. Deutsche Frauen oder Mädchen, die mehre Jahre in solchen Städten oder auf dem Lande gelebt haben, verlieren aus dem Grunde alles Heitere und werden ebenso einsilbig als die Amerikanerinnen.

Am übelsten kommen aber regelmäßig die Deutschen weg, die sich haben beigehen lassen, Amerikanerinnen zu heirathen. Ihrem unthätigen und putzsüchtigen Leben ergeben diese sich dann um so mehr noch, weil sie, ob-

gleich sie vielleicht als Mädchen alles aufgeboten haben, den Deutschen in ihr Netz zu ziehen, sich als Frauen den Schein geben, als wäre es ihrer Seits ein Opfer gewesen, einen Deutschen geheirathet zu haben, und von diesem verlangen, daß er dafür sich ganz und gar ihnen zum Opfer bringe. Solche Mischehen sind daher selten glücklich und führen meistens zu baldiger Auflösung.

Wenn nun, obwohl das Fortkommen in den Vereinigten Staaten neben so vielen Entbehrungen so große Anstrengung erfordert, gleichwohl so wenige Klagen von Auswanderern an ihre Angehörigen in Deutschland gelangen, so findet dies nicht allein darin seine Erklärung, daß Viele einen Ersatz dafür in der Freiheit und Unabhängigkeit finden, der sie hier theilhaft werden, sondern auch darin, daß Viele froh sind, überhaupt nur ihren Lebensunterhalt, wenn auch unter noch so großen Schwierigkeiten, sich verschaffen zu können, und daß sie auch sehr bald der Sorge für ihre Kinder überhoben werden. Sobald diese die Schule verlassen haben, können sie den Eltern behülflich werden, oder tritt der dreizehn- oder vierzehnjährige Knabe bei Andern, namentlich Amerikanern (und diese wählen dazu gern deutsche Knaben wegen ihrer Fügsamkeit) ins Geschäft, so verdient er sofort, indem auch schon der Lehrling Wochenlohn erhält, und bereits nach einem Jahre vielleicht so viel, daß die Eltern im Stande sind, ihn davon zu erhalten, während das Mädchen, das bei Amerikanern in Dienst tritt, sich sogar noch besser steht, indem dasselbe neben dem Lebensunterhalt reichen Lohn empfängt. Den Kindern selbst aber gefällt, daß sie so wenig zu lernen brauchen, indem bei Knaben, die bei Handwerkern in die Lehre treten,

nach Schulkenntnissen nicht gefragt wird, selbst aber bei denen, die sich dem Kaufmannsstande widmen wollen, geringe Vorkenntnisse gefordert werden, sowie das, daß sie so frühzeitig Geld verdienen, auch daß sie stets eine glimpfliche Behandlung finden, weil weder Eltern, noch Lehrer, noch Lehrherrn sie körperlich bestrafen dürfen. Gar viele Auswanderer aber, wenn nicht gar die meisten, scheuen es, Klagen von Amerika aus an ihre Angehörigen oder Freunde nach Deutschland ergehen zu lassen, um nicht das Bekenntniß abzulegen, ihnen gereue die Auswanderung, und daß sie sich bethört, indem sie ihr Vaterland verließen, oder um nicht den Schein auf sich zu laden, es sei wohl ihre eigne Schuld, daß es ihnen nicht besser ergehe. Von gar Manchen hört man derartige Gründe, weshalb sie nichts Ungünstiges nach Deutschland berichten, nicht selten mit dem Hinzufügen: wollten sie die Wahrheit mittheilen, kein Mensch in Deutschland würde ihnen glauben. Sind aber die Auswanderer erst Jahre lang in Amerika gewesen, dann tritt Gewöhnung an jegliche Verhältnisse ein und die Klagen verstummen allmälig von selbst. Bringen sie es aber gar zu einiger Wohlhabenheit, dann sind sie vollends des Lobes voll. Doch gibt es deren genug, die sich selbst nach Jahren an die Verhältnisse nicht gewöhnen und Sehnsucht nach ihrem Vaterlande bis an ihr Ende beibehalten.

Bisher ist mehr nur von den Deutschen die Rede gewesen, die ihr Fortkommen in Amerika bereits gefunden. Solches zu suchen, ist aber für den, der eben erst von Deutschland herüber gelangt, zwischen ganz fremde Menschen kommt, der englischen Sprache nicht

mächtig ist, eine äußerst herbe Aufgabe. Nach dem Vorausgeschickten muß von selbst einleuchten, wie wenig der deutsche Einwanderer sich auf seine Landsleute im Allgemeinen verlassen, wie wenig er darauf rechnen kann, mit Hülfe derselben sein Fortkommen zu erlangen. Er muß, gleichviel welchen Erwerbszweig er ergreifen will, mit Amerikanern in Berührung treten. Dies wird er gleich in den ersten Tagen seines Dortseins gewahr, und nichts schmerzlicher vermißt er, als wenn er der englischen Sprache nicht mächtig ist. Selbst der, welcher einige Vorkenntnisse in dieser besitzt, kommt noch in Verlegenheit, indem die Amerikaner Jeden nicht verstehen, viele von ihnen wenigstens sich nicht die Mühe geben, sich dem verständlich zu machen, der nicht das Englische verschroben — und daß diese Sprache an sich verschroben ist, geht wohl unleugbar daraus hervor, daß man Kinder bei weitem besser versteht, als Erwachsene, und daß die Kinder erst angehalten werden müssen, die Zischlaute und die undeutliche Aussprache sich zu eigen zu machen — ausspricht wie sie. Der aber, welcher derselben gar nicht mächtig ist, irrt, sobald er das deutsche Gasthaus verlassen hat, wie ein Verlorner umher. Am übelsten verspürt man die Unkenntniß der englischen Sprache auf der Reise, sei es auf dem Dampfschiffe oder der Eisenbahn, wo man glaubt, blos zwischen Amerikanern eingeengt zu sein, obgleich sich vielleicht genug Deutsche in der Gesellschaft befinden, die sich aber als solche, indem sie nur englisch sich unterhalten, selten zu erkennen geben und meistens gefühllos genug sind, sich ihrer Landsleute, von denen sie sehen, daß sie sich wegen Unkenntniß der englischen Sprache nicht forthelfen können, nicht weiter

anzunehmen. Hier kann man sich ohne Kenntniß des Englischen gar nicht forthelfen. Aber selbst auch in den Städten wird dies schwierig. Denn obgleich z. B. in Neuyork die Deutschen den sechsten Theil der Einwohnerzahl bilden, folglich jeder sechste Einem Begegnende vermuthlich ein Deutscher sein müßte, so kann der Einwanderer doch ganz und gar nicht mit Sicherheit darauf rechnen, unter hundert ihm begegnenden Personen einen Deutschen zu treffen, weil die meisten Deutschen als Handwerker oder Fabrikarbeiter den ganzen Tag über in den Werkstätten beschäftigt sind, während die auf der Straße ihm Begegnenden amerikanische Kaufleute, Mäkler, Aerzte, Advokaten oder Menschen sind, deren Geschäfte sie öfters auf die Straße rufen; und wenn auch Deutsche unter ihnen sich befinden, so ist er doch nicht sicher, ob diese nicht so herzlos sind, sich das Ansehen zu geben, als verständen sie kein Deutsch. Findet er deutsche Namen auf den Schildern vor den Häusern, so muß er gewärtigen, daß vielleicht schon die Großeltern derer, die auf dem Schilde angekündigt stehen, eingewandert sind, und selten nur sind die dort gebornen Kinder deutscher Einwanderer der deutschen Sprache mächtig. Sind sie es aber nicht völlig und haben sie nicht von dem sie ansprechenden Deutschen Vortheil zu erwarten, so stellen sie sich oft, als verständen sie kein Deutsch. Ob die Verhältnisse in den Städten der westlichen Staaten, in Cincinnati, St. Louis u. s. w., anderer Beschaffenheit sind, ob daselbst Jemand der englischen Sprache weniger bedarf, weiß ich nicht aus eigner Wahrnehmung; die Nachrichten darüber lauten verschieden. Nach allem aber möchte ich dies bezweifeln. Nur auf dem Lande

in einzelnen Gegenden, nicht blos der neuern Staaten, sondern auch einiger ältern, finden andere Verhältnisse statt, indem in Pennsylvanien ganze Grafschaften, in Virginien, Maryland und im Ohiostaate größere oder kleinere Distrikte fast nur von Deutschen bewohnt werden, unter denen die deutsche als die gebräuchlichste Sprache bisher sich erhalten hat. Selbst aber in diesen Gegenden ist es selten der Fall, daß Amerikaner englischer Abkunft deutsch und die deutscher Abkunft nicht englisch reden, und nur ausnahmsweise finden sich Dortgeborne deutscher Abkunft, die es verschmäht haben, das Englische zu erlernen. Als Regel dagegen kann man annehmen, daß in Gegenden, wo die Deutschen die Minderzahl bilden, Kinder aus Mischehen, wenn der eine Theil deutscher, der andere englischer Abkunft ist, die deutsche Sprache ganz und gar vernachlässigt haben, und daß sogar die in Amerika gebornen, oder die in früher Jugend dahin gelangten Kinder deutscher Eltern, die unter sich auch fernerhin noch deutsch sprechen, zu ihren Eltern nur englisch reden. Dies rührt außer dem Umstande, daß die Deutschen nicht bedacht sind, deutsche Sprache und Sitte unter sich aufrecht zu erhalten, von dem Verkehr der deutschen Kinder mit den amerikanischen Kindern her, die von frühster Jugend an nichts Fremdes unter sich dulden, sondern dieses mit dem frechsten Hohn und Spott verfolgen. Deshalb geben sich die von Deutschland eingewanderten Kinder die größte Mühe, sofort das Englische zu erlernen, und verschmähen es nachher, mit ihren Eltern anders als englisch sich zu unterhalten. Diese aber sind dann meistens schwach genug, ihnen dieses nachzusehen, wodurch die deutsche Sprache unter den deutschen

Kindern bald verschwindet. Gegen die später eingewanderten deutschen Kinder thun sie sich dann etwas darauf zu Gute, daß sie englisch sprechen können, und sehen auf diese als Unerfahrne oder gar Einfältige herab, ohne sich um sie zu bekümmern.

Das Vorfinden zahlreicher Landsleute nützt also dem deutschen Einwanderer ungemein wenig, er fühlt sich allein und verlassen, indem bei der Geschiedenheit der Deutschen, ihrer mangelnden Anhänglichkeit an ihr Vaterland und ihrer Neigung, ihre Nationalität aufzugeben, nur der Zufall es mit sich bringen kann, daß er Bekanntschaft mit Solchen anknüpft, die deutsche Gesinnnng beibehalten haben und sich seiner annehmen. Die in allen bedeutenden Hafenorten bestehenden deutschen Gesellschaften haben sich nur die Aufgabe gestellt, den Einwanderer möglichst vor Betrug zu wahren und ihm Gelegenheit zu seinem Fortkommen nachzuweisen. Weiter reicht ihr Streben nicht, und man kann ihnen füglich nicht mehr zumuthen, da jenes schon Opfer genug fordert. Die mitgebrachten, meistens an bedeutendere Handlungshäuser gerichteten Empfehlungsschreiben nützen ihm selten etwas, nicht allein deshalb, weil dergleichen Empfehlungsschreiben zu oft einlaufen, sondern auch, weil es wirklich schwer hält, dem Empfohlnen nur durch Rath zu helfen, geschweige denn ihm bei der stattfindenden Ueberfüllung sein Fortkommen zu verschaffen; es lohnt sich kaum der Mühe, sie abzugeben, da sie nicht einmal den Erfolg haben, daß der Empfohlne mit denen, an welche er verwiesen ist, wegen des zurückgezogenen Lebens, das sie mit ihren Familien führen, in irgend nähere gesellige Beziehung kommt. Sogar aber ereignet

es sich, daß die Zuflucht zu Verwandten und ältern Bekannten sich vergeblich ausweist, indem diese, wenn sie schon längere Jahre dort verweilt haben, die amerikanische Kälte und Selbstsucht sich zu eigen gemacht haben und dann den Grundsatz der Amerikaner gegen ihn üben: „Hilf Dir selbst!"

Darüber, welche Einwanderer am sichersten ihr Fortkommen finden, welche dagegen mit Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen haben und sich darauf gefaßt machen müssen, einen andern Erwerbszweig zu ergreifen, als den, welchem sie sich in der Heimath gewidmet hatten, sind schon so oft wahrheitsgetreue Berichte erschienen, daß sich kaum etwas Neues anführen, sondern im Grunde nur das bereits Mitgetheilte bestätigen läßt. Indessen gibt es immer noch Solche, die, weil es ihnen zufällig gelungen, bald ihr Brod zu finden, verkündigen, es könne dies Niemand fehlen und daher zur Auswanderung Jedem ohne Unterschied rathen. Noch immer sind auch darüber in Deutschland die irrigsten Ansichten im Umlauf. Aus dieser Rücksicht mag denn noch einiges Nähere über diesen Gegenstand hinzugefügt werden.

Vor allem mag auch hier die oft schon ausgesprochene Wahrnehmung im Allgemeinen ihre Bestätigung finden, daß es selbst denen, welche Aussicht haben, durch Fortsetzung ihrer bisherigen Beschäftigung ihren Unterhalt zu finden, selten gelingt, denselben sofort sich zu verschaffen, sondern daß selbst diese sich darauf gefaßt machen müssen, sich an verschiedenen Orten und längere Zeit umzusehen, ehe sie ihn erlangen. Dies bringt die ungeheure Zahl von Einwanderern, die jede Woche in den Hafenorten anlangt, von selbst mit sich, während in denselben, so-

wie in allen größern Städten, die Mitbewerbung in allen Geschäftszweigen ebenso groß als in Deutschland ist und weit das Bedürfniß übersteigt. Es ist daher reiner Zufall, wenn Jemand an dem Orte, wo er landet, Beschäftigung findet, und noch größerer, wenn ihm das schon in den nächsten Tagen gelingt. Deshalb kommen die in die verzweiflungsvollste Lage, welche nur die erforderlichen Mittel zur Bestreitung der Ueberfahrtskosten hatten und entblößt in den Hafenstädten anlangen. Selbst die Tagelöhner, Knechte und Mägde, deren Fortkommen immer am gesichertsten ist, mögen der großen Zahl von Einwanderern halber, die jede Woche in den Hafenplätzen eintrifft, nicht mit einiger Bestimmtheit darauf rechnen, daß sie an den Landungsplätzen Beschäftigung finden, um so weniger daher noch Handwerker. Bei den deutschen Gesellschaften kann jedoch der Handarbeiter und Handwerker sofort erfahren, ob er Beschäftigung zu erlangen Aussicht habe oder nicht. Sollte es nicht der Fall sein, so ist es das Gerathenste, daß er sich nach den Städten wendet, die im Entstehen begriffen sind und wo eine rasche Zunahme der Bevölkerung stattfindet, deren es in den westlichen Staaten mehre gibt. Hier wird er bald, sei es bei Deutschen oder Amerikanern, Beschäftigung bekommen, da die Deutschen auch von Amerikanern, mehr noch wegen ihrer geringern Ansprüche, als wegen ihrer Thätigkeit, gesucht werden, und die Amerikaner, um sich ihre Treue und Dienste zu sichern, bereitwillig die Mühe aufwenden, ihnen die englische Sprache beizubringen. Sehr oft wenden sich auch Besitzer von Landgütern oder Fabriken, oder Bauunternehmer aus fernen Gegenden an die deutschen Gesellschaften in den Hafen=

städten wegen Zuweisung von Einwanderern. Doch kann es sich leicht ereignen, daß Handwerker, die nicht gleich Beschäftigung bekommen, in der ersten Zeit ihres Dortseins sich genöthigt sehen, als Tagelöhner bei der Anlage von Eisenbahnen oder Kanälen zu arbeiten, wo sie immerhin noch einen ganz guten Tagelohn bekommen (obgleich auch dieser in neuern Zeiten von acht Schillingen auf sechs Schillinge herabgedrückt ist), aber zu ungewohnter, höchst beschwerlicher Arbeit sich bequemen müssen.

In die äußerste Verlegenheit gerathen Familienväter, wenn sie mit ihrer Familie und ihrer Habe von einem Ort zum andern wandern und die Gelegenheit erspähen müssen sich fortzuhelfen. Ihnen, sobald sie nicht Ackerbauer werden wollen, und selbst diesen, sobald sie nicht hinlängliches Vermögen zum Ankauf von Ländereien und der Einrichtung der Landwirthschaft mit herüber bringen, kann daher nicht dringend genug gerathen werden, vorerst allein, oder nur mit den erwachsenen Kindern hinüber zu reisen und ihre Frauen nebst den unerwachsenen Kindern nachkommen zu lassen.

Völlig gesichert ist nur allein das Unterkommen der Mägde, weil, wie oben bemerkt, die Amerikanerinnen nicht dienen und deshalb es stets an Mägden gebricht, während die Männer es nicht scheuen, als Knechte in Dienst zu treten, und es daher an diesen nicht gleichmäßig mangelt. Nach jenen ist daher stets Verlangen und sie sind es allein, denen man unbedingt die Auswanderung anrathen kann, indem sie als Mägde in eine Stellung kommen, die sich mit der in Deutschland nicht vergleichen und sie die Entbehrung von Vergnügungen, welche sie in Deutschland hatten, am ersten verschmerzen läßt.

Bald bietet sich ihnen auch Gelegenheit zu ihrer Verheirathung dar. Es wird behauptet, in den gesammten Vereinigten Staaten gäbe es keine deutsche alte Jungfer, was wohl sein Wahres haben mag.

Auch das Fortkommen der Männer, sobald sie sich dem Landbau hingeben wollen, ist gesichert, vornehmlich in den westlichen Staaten, wo sie hinlänglich Ländereien zu den billigsten Preisen kaufen, sogar auch unter der Bedingung, die Hälfte der urbar gemachten Länderei an den Eigenthümer zurück zu geben, umsonst erlangen können. Sehr häufig findet sich auch Gelegenheit, ein Landwesen für die Hälfte des Ertrags zu pachten, wonach die eine Hälfte desselben dem Pächter, die andere dem Landeigenthümer zufällt. Diese Verträge werden begreiflich nur bei urbar gemachtem Lande abgeschlossen; sie sind aber üblicher als die Zahlung einer Geldsumme als Pachtzins. Will Jemand Ländereien als Eigenthum ankaufen, so ist die höchste Vorsicht nöthig, daß er sie von dem wirklichen Eigenthümer erwerbe, und daß sie nicht verpfändet, auch nicht unfruchtbar und der Ueberschwemmung ausgesetzt seien. Viele, die nicht mit der nöthigen Umsicht zu Werke gingen, sind um ihr gesammtes Vermögen betrogen worden. Auch nur die Landwirthe, welche selbst mit Hand anlegen und schon Erfahrung in der Landwirthschaft gesammelt, haben Aussicht, bei deren Betriebe zu bestehen. Die Meisten, die in Deutschland andere Fächer betrieben hatten und erst in Amerika Landwirthe wurden, sind zu Grunde gegangen, und zwar, je größer das Gut war und je mehr fremde Hände sie zur Bebauung desselben bedurften, desto schneller. Verwalter werden als solche schwerlich

irgendwo ein Unterkommen finden, weil jeder Amerikaner sein Gut, soweit er es nicht für sich benutzt und selbst verwaltet, in größern Parcelen verpachtet.

Mit Vortheil wird Gärtnerei betrieben, da Gemüse und Blumen, wenn auch im Allgemeinen wenig gesucht, doch überall in ziemlich hohem Preise stehen. Aber auch sie erfordert ungemeine Anstrengung, indem im Sommer das Unkraut entsetzlich schnell wuchert und schwer auszurotten ist.

Handwerker verfehlen ebenfalls nicht leicht ihr Fortkommen. Am vortheilhaftesten stehen sich aber die, welche noch unverheirathet als Gesellen hinüber kommen, dort vorerst bei einem Meister oder in einer Fabrik in Arbeit treten und erst den Geschäftsgang kennen lernen. Es ist dagegen kaum ausführbar, daß sich Jemand dort sofort selbstständig als Handwerker besetze, hätte er auch in Deutschland noch so viele Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt, indem er außer der Landessprache den Gang des Handels, die vortheilhafteste Weise des Ein- und Verkaufs, welcher letztere sehr viel von der Lage der Wohnung abhängt und überhaupt viele Ortskenntniß erfordert, kennen muß. Vermögenseinbuße ist nur zu leicht die Folge übereilter selbstständiger Beginnung eines Geschäfts. Aber nicht alle Handwerke, die in Deutschland einträglich sind, sind dieses auch dort, und diejenigen, deren Arbeiten in Fabriken hervorgebracht werden, können hier als Handwerker gar nicht ihr Fortkommen finden, weil alle Fabrikate zu verhältnißmäßig sehr billigen Preisen hergestellt werden. Zu diesen Handwerkern gehören z. B. Seifensieder, Lichtzieher, Schlosser, Nadler und Nagelschmiede. Zur Anlage einer

derartigen Fabrik gehört aber ein sehr beträchtliches Vermögen, weil es nöthig ist, sie in großartigem Maßstabe zu betreiben, um dabei auszukommen. Viele Geschäfte werden hier auf ganz andere Weise betrieben. Wer z. B. ein Haus errichten lassen will, läßt sich's nicht beigehen, mit den einzelnen dabei nöthigen Handwerkern Verträge einzugehen, sondern er wendet sich an einen Bauunternehmer, der Maurer, Zimmerleute, Tischler, Schlosser und Dachdecker, vielleicht auch Weißbinder und Tapezirer als bloße Gesellen, denen er einen bestimmten Wochenlohn gibt, in seinem Geschäfte hat und mit deren Hülfe er unter seiner alleinigen Aufsicht das Haus von unten bis oben herrichtet, ohne irgend einen andern Meister zu benutzen. Fast alles zum Bauen erforderliche Material wird mittelst Dampfmaschinen hergestellt, z. B. die Backsteine, die Balken, Dielen, Thüren, Fensterrahmen, Schlösser, Thürbeschläge. Bei größern Gebäuden werden sogar Dampfmaschinen zum in die Höhe Winden der schwerern Gegenstände angewandt — alles, um Arbeitskräfte zu ersparen. Ebenso werden die meisten Meubeln — Tische, Stühle, Kommoden, Sophas, Bettstellen u. s. w. — mittelst Maschinen geschnitten und durch die Tischler blos zusammen gefügt. Bei Geschäften, die wenig Körperkraft erfordern, werden Mädchen benutzt, z. B. von den Schneidern, die nur das Maß nehmen und zuschneiden, die meiste Näharbeit dagegen durch Mädchen verrichten lassen. Gleichfalls bedienen sich ihrer Buchbinder, Papparbeiter, Buchdrucker, Posamentirer u. s. w. Der große Ueberfluß an Amerikanerinnen, die sich schämen zu dienen und, um nicht zu verhungern, Beschäftigung in Fabriken suchen, bewirkt es, daß sie für den küm-

merlichsten Lohn arbeiten. Ihren Hang, im Anzuge Anderen nicht zurück zu stehen, suchen sie auf Abwegen, die ihnen Nebenverdienst verschaffen, zu befriedigen, daher denn viele Sittenreinheit unter ihnen nicht zu suchen ist. Manche Handwerke sind hier gar nicht im Schwunge, z. B. das der Horndrechsler, weil nicht aus Pfeifen geraucht, der Leinweber, weil kein Flachs angebaut wird. Horndrechsler müssen sich auf die Anfertigung von hölzernen Waaren legen, die bei weiblichen Arbeiten benutzt werden, Leinweber auf das Segeltuchmachen, oder sie müssen sich in Baumwollen- oder Tuchfabriken ein Unterkommen zu verschaffen suchen, da aber natürlich von vorn anfangen zu lernen. Friseure finden kein selbstständiges Fortkommen, weil die Barbiere sich zugleich mit Haarschneiden beschäftigen. Der Friseur muß daher das Rasiren erlernen, will er seinen Unterhalt erlangen. Papierfabrikanten, sofern sie sich selbstständig besetzen wollen, finden hier ihre Rechnung nicht, weil es Papierfabriken hinlänglich und in so großartigem Maßstabe gibt, daß sie die ganze Welt mit Papier versorgen könnten. Instrumentenmacher und Mechaniker aller Art gibt es in Ueberfluß. Lichtbilder werden in Amerika ebenso vorzüglich und wohlfeiler verfertigt als in Deutschland. Selbst in kleinen Landstädten findet man in der Regel Mehre, die sich damit beschäftigen. Ebenso vorzüglich und billig sind die dort verfertigten Wanduhren. Aus diesen Beispielen ergibt sich, daß selbst der herüber kommende Gesell oder Gehülfe nicht mit Sicherheit seiner baldigen Versorgung entgegen sehen kann, geschweige denn der Meister. Sehr häufig tritt

der Fall ein, daß diese wieder als Gesellen ihr Brod sich erwerben müssen.

Kaufleute haben nur dann Aussicht auf ein baldiges Unterkommen, wenn sie der englischen Sprache mächtig sind, doch selbst in diesem Falle nicht leicht auf einem Komptoire in einer der größern Handelsstädte, da in diesen von Bremen und Hamburg aus alle Plätze überfüllt werden. Sehr oft sind daher die, welche in Deutschland auf einem Komptoire gearbeitet haben, genöthigt, in ein Detailgeschäft einzutreten. Dabei muß aber noch die dasige Eigenthümlichkeit erwähnt werden, daß die Gewürzhändler, Grocer genannt, nicht, wie in Deutschland, gelernte Kaufleute sind, sondern, soweit das Geschäft in den Händen Deutscher sich befindet, meistens von Solchen geübt wird, die als Bauern eingewandert sind. Sie stammen aus der Gegend von Bremen her, lassen ihre Verwandten herüber kommen und bei sich so lange in Dienst treten, bis sie den Geschäftsgang kennen gelernt haben und im Stande sind, sich wieder auf eigne Hand zu besetzen. Auf diese Weise sorgen sie dafür, daß das Geschäft großentheils in ihre Hände übergeht. Eben diese plattdeutschen Grocer, wie sie genannt werden, leben sehr zurückgezogen und sparsam, erwerben meistens Vermögen, sind aber vermöge ihrer Bildung dem deutschen Elemente nicht sehr förderlich. Für jeden gelernten jungen Kaufmann würde es schwer halten, sofern er nicht spezieller Landsmann jener Grocer ist, bei ihnen ein Unterkommen zu finden; er würde sich aber auch nur schwer dazu entschließen können, weil, wie schon oben bemerkt, die Grocer nicht allein mit Spezereiwaaren, sondern auch mit Lebensmitteln — Brod, Gemüse, Früch-

ten, gesalzenem, auch wohl frischem Fleisch, Fischen und mit den gewöhnlichen geistigen Getränken Handel treiben. Von letztern beziehen sie den Hauptvortheil, sind aber verbunden, wenn Mehre sich zusammen finden, die der Reihe nach Getränke zum Besten geben, mit denselben gemeinschaftliche Sache zu machen, wodurch sie gezwungen sind, des Guten oft zu viel zu thun und ihre Gesundheit zu untergraben. — Der andern Kaufleute, die sich mit dem Einzelverkauf von Manufaktur-, Putz- und Galanterie-Waaren beschäftigen, gibt es überall in so großer Zahl, daß nur wenige eines Gehülfen bedürfen. — Also auch das Fortkommen der Kaufleute ist keineswegs ein gesichertes; sehr viele müssen sich ins Innere wenden und froh sein, wenn sie als solche dort eine Anstellung finden; häufig aber auch sind sie genöthigt, ihren Stand zu wechseln und irgend ein anderes Fach zu ergreifen, das grell gegen ihr bisher betriebenes absticht.

Fabrikanten haben wenig Aussicht, mit Erfolg ein Geschäft zu begründen, indem alle Verbrauchs-Gegenstände, die mit Vortheil in den Vereinigten Staaten hergestellt werden können, schon in Menge angefertigt, andere aber, bei denen dies nicht der Fall ist, vom Auslande in Massen eingeführt werden. Ohne die genaueste Kenntniß der Verhältnisse würde es nicht rathsam sein, hier irgend ein Fabrikgeschäft begründen zu wollen. Junge Techniker, die in Deutschland schon Erfahrung gesammelt haben, können dagegen in Fabriken leicht ein vortheilhaftes Unterkommen finden, sobald sie auf Vervollkommnung des Fabrikats hinzuwirken vermögen. Später bietet sich ihnen dann auch leicht die Gelegenheit dar, entweder selbstständig ein Fabrikgeschäft zu begründen, oder beim

Abgang der dazu erforderlichen Mittel Theilhaber eines solchen zu werden.

Buchhändler finden nicht leicht ein Fortkommen, weil die gebildeten Deutschen anfänglich, nach ihrer Herüberkunft, zu ihrer Ausbildung in der Landessprache sich fast ausschließlich mit englischer Literatur beschäftigen. Nachmals beschränken sie sich meistens auf's Zeitungslesen, indem das Geschäftsleben und das Streben, Vermögen zu erwerben, den Sinn für wissenschaftliche Beschäftigung untergehen läßt. Es gibt erstaunend Wenige, selbst unter den gebildeten Deutschen, die sich noch um deutsche Literatur bekümmern und auf Anschaffung neuerer Werke Erhebliches verwenden. Die weniger gebildeten Deutschen lesen außer den Zeitungen entweder gar nichts, oder die alltäglichsten Bücher, die ihnen von Hausirern ins Haus gebracht werden. Der Amerikaner, welche sich mit deutscher Literatur beschäftigen, gibt es aber noch so wenige, daß eine Buchhandlung in den Hauptstädten vollkommen zureicht, ihrem Begehr zu genügen. An diesen, deren Vorsteher sich durch Einsicht und Geschäftseifer auszeichnen, mangelt es daselbst nun keineswegs. Aus jenen Gründen bringt die Errichtung einer Leihbibliothek gleichfalls wenig Vortheil. Musikalienhändler gibt es ebenfalls zur Befriedigung des Bedürfnisses hinlänglich, und deren Absatz beschränkt sich meistens auf seichte französische und italienische Kompositionen.

Gleich schwer finden Apotheker ihr Fortkommen, indem in den größern Städten deren schon zu viele sind, in den kleinern Städten und auf dem Lande aber die Aerzte die Arznei selbst anfertigen.

Unter den Studirten erlangen Aerzte am ersten

eine gesicherte Stellung, schwerer jedoch in den großen Handelsstädten, weil diese schon in neuerer Zeit mit deutschen Aerzten, unter denen viele anerkannt tüchtige Männer sich befinden, im Verhältniß zur Zahl der deutschen Bevölkerung überfüllt sind, als in kleinern Landstädten. Dem Einen und dem Andern gelingt es inzwischen auch wohl dort noch sein Glück zu begründen, sofern er, außer tüchtigen Kenntnissen, in seinem Wesen Empfehlendes hat. Bei Amerikanern reicht dieses sogar nicht zu, sondern er muß es verstehen, diesen zu imponiren, was ihm mehr nützt, als die ausgezeichnetsten Kenntnisse. Jedoch muß er an größern und kleinern Orten sich darauf gefaßt machen, ein und das andere Jahr von seinem Vermögen zuzusetzen, an jenen, weil es nicht leicht ist, bekannt zu werden, an letztern, weil in diesen die deutsche Bevölkerung — obwohl sie sich am liebsten deutschen und nur nothgedrungen den mit geringer Ausnahme unwissenden amerikanischen Aerzten anvertraut — zu wenig wohlhabend ist, als daß der deutsche Arzt von ihr allein leben könnte, die Amerikaner aber theils aus Mißtrauen, theils aus Neid des fremden Arztes sich nicht eher bedienen, als bis er zu bedeutenderm Ruf gekommen ist und sie keine Hoffnung haben, durch einen amerikanischen Arzt Hülfe zu erlangen. Viele Amerikaner nehmen überhaupt keinen Arzt bei Krankheiten an, sondern benutzen die in den Zeitungen ausposaunten Universal-Heilmittel, von denen sich an allen Orten Niederlagen befinden.

Nach den Aerzten finden Prediger noch am ehesten Versorgung, da fast überall neue deutsche Gemeinden sich bilden. Allein wegen der leidigen Zersplitterung zwischen den Rechtgläubigen und Vernunftgläubigen wird

ihre Stellung oftmals eine widerwärtige und ihr Einkommen ein geschmälertes, indem der eine oder andere Theil sich von ihnen ausschließt, je nach ihrem Glauben.

Lehrer der alten Sprachen erlangen selten eine gesicherte Stellung, indem die Lehrstellen an den Akademien und Kollegien durch Einheimische besetzt werden, Hauslehrer aber ungebräuchlich sind, weil Söhne und Töchter in Erziehungsanstalten geschickt werden. Neuere Sprachen dagegen werden spärlich erlernt, und vor allen ist dies bei der deutschen der Fall. Es gibt in den Vereinigten Staaten sicher mehr derer, die die deutsche und französische Sprache lehren, als solche, die sie erlernen wollen. Die nicht hinberufenen Lehrer müssen sich daher meistens nach einem andern Erwerbszweige umsehen. Musik- und Zeichnenlehrer gibt es in den größern Städten auch schon in Ueberzahl. Doch gelingt es ihnen mitunter, bei Lehranstalten in kleinern Städten eine Anstellung zu erlangen.

Für andere Zweige des Wissens, Philosophie, Geschichte, Naturwissenschaft, findet sich gar kein Wirkungskreis. Chemiker können nur dann auf Erwerb rechnen, wenn sie in einer Fabrik Beschäftigung finden. Mathematiker aber haben höchst selten Aussicht auf eine Versorgung, weil sowohl bei Besetzung der Lehrerstellen, als bei Anstellung im Staatsdienste, oder bei Privatgesellschaften Eingebornen der Vorzug gegeben wird.

Daß dem deutschen Rechtskundigen kein Feld zu seiner Thätigkeit sich eröffnet, versteht sich von selbst. Ist er jedoch drei Jahre bei einem dortigen Advokaten in die Lehre gegangen und hat er nachmals das spott-

leichte Examen bestanden, dann kann er als Sachwalter auftreten. Er muß aber, da alles mündlich verhandelt wird, genauer Kenner der englischen Sprache sein, was schwerer fällt, als die erforderliche oberflächliche Gesetzkenntniß. Die Aussicht auf Broderwerb für Juristen ist daher sehr entfernt und erschwert, und daß jene für Kameralisten gänzlich wegfällt, bedarf wohl keiner weitern Erwähnung.

Die meisten Studirten, ausgenommen Aerzte und Theologen, gelangen daher dort in die bedrängteste Lage und müssen andere, oft die ungewohntesten und unangemessensten Beschäftigungen ergreifen, unter denen der Beginn einer Gastwirthschaft, oder Hülfeleistung in einer solchen als Kellner, und Anfertigung von Cigarren, insofern sie wenig Kraftanstrengung erfordern, mit die am wenigsten widerstrebenden sind. Niemand verlasse sich auch darauf, die Redaktion einer Zeitung übernehmen zu können, indem der deutschen Zeitungen schon überflüssig vorhanden sind, es äußerst schwer hält, die hinlängliche Zahl von Abnehmern bei einer neuen Zeitung sich zu verschaffen, und der Redakteur selten Gelegenheit hat, einen Verleger zu erlangen, sondern die Druckkosten selbst übernehmen muß. Schriftstellerei, insbesondere Aufsätze für Zeitungen, bringen wenig ein, weil die Redakteure froh sind, wenn sie zu leben haben, und nicht viel für Honorare abgeben können.

Das hier gelieferte Bild der Zustände in den Vereinigten Staaten ist in vieler Beziehung kein erfreuliches zu nennen; aber es hält sich an die Wahrheit und sollte gerade zu der Nachweisung dienen, daß die Verfassung eines Staates allein nicht hinreicht, sämmtliche Gebrechen

der menschlichen Gesellschaft zu heben, allseitige Glückseligkeit herbei zu führen; — daß die Vereinigten Staaten Vieles andern Ländern voraus haben, was auf diese gar nicht übertragen werden kann, dagegen auch wiederum gar Manches entbehren, was sich bei ihnen nicht allein in Folge der Denkweise ihrer Bewohner, sondern auch ihrer staatlichen Einrichtungen wegen gar nicht einführen läßt; — ferner, wie wenig Grund zu der Hoffnung vorhanden ist, es werde sich in den Vereinigten Staaten eine, wenn auch der Staatsregierung unterworfene, übrigens aber doch möglichst selbstständige, mit ihrem Vaterlande in enger Beziehung bleibende deutsche Bevölkerung bilden lassen, am allerwenigsten, so lange nicht in Deutschland die Verhältnisse sich dahin gestaltet haben, daß der Auswanderer Liebe und Anhänglichkeit an dasselbe bewahrt, auf den Namen eines Deutschen stolz ist; daß aber der Hindernisse halber, welche immerhin der Ausbildung eines deutschen Elements in den Vereinigten Staaten, sowie aber auch in jedem andern überseeischen Staate entgegen treten werden, es wünschenswerth sei, daß der Ueberfluß an Menschen, welchen Deutschland hervorbringt, und der eine andere Stätte aufzusuchen genöthigt ist, sein Unterkommen da finden möge, wo er nicht gezwungen ist, eine fremde Sprache zu erlernen, fremden Sitten sich zu unterwerfen, seiner Nationalität sich zu begeben. Hierzu aber würde unstreitig Ungarn mit seiner deutschen Regierung am meisten sich eignen, sofern die österreichische Regierung sich entschlösse, eine Richtung anzunehmen, die für den Auswanderer die Aufforderung enthielte, seinen Zug dahin zu nehmen, wo er mit seinem Vaterlande in unmittelbarer und naher

Berührung bleiben würde, während ihn Amerika durch das Meer allein auf 1200 Meilen, mit fünfundeinhalbstündiger Abweichung in der Tageszeit (so daß um die Mittagszeit in Deutschland in Neuyork es Morgens sechs und ein halb Uhr ist — welche Abweichung nach dem Innern immer mehr zunimmt), und wenn er mit einem Segelschiffe reist, hin gewöhnlich länger als sechs, zurück mehr als vier Wochen hindurch von seinem Vaterlande trennt. Endlich aber sollte die hier gelieferte Schilderung der Zustände in den Vereinigten Staaten dazu beitragen, diejenigen vor leichtsinniger Aufgabe ihres Brodes in Deutschland zu warnen, die nicht sicher sind, daß sie solches in Amerika wieder finden werden, namentlich alle die, welche blos aus Unzufriedenheit mit den hiesigen Zuständen desselben sich begeben und zur Auswanderung sich entschließen. Der mit den Zuständen seines Vaterlandes Unzufriedene mag bessere Zeiten abwarten, die nicht ausbleiben können, sind erst die konstitutionellen Freiheiten, vor allem die Preßfreiheit und die Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens mit Geschwornen in Strafsachen, die freie Wahl der Abgeordneten, die Unabhängigkeit der Gemeinden in der Verwaltung ihres Vermögens, gesichert, ist die Trennung der Justiz von der Verwaltung eingetreten, hat sich erst ächter konstitutioneller Geist unter den Bürgern verbreitet, haben sich dieselben daran gewöhnt, das unter Zustimmung ihrer Abgeordneten erlassene Gesetz heilig zu betrachten, in der obrigkeitlichen Person im Dienste den Vertreter und Vollzieher des Gesetzes, außer dem Dienst ihren Mitbürger zu erkennen, nur allein dem Verdienste Ehre zu bezeigen. Dann wird Deutschland auch unter monarchischer Regierung mehr

wahre Freiheit genießen, als es in Amerika bei seinen jetzigen Einrichtungen jemals der Fall sein wird. Dann wird auch der Drang nach Einheit Deutschlands sich nicht weiter hemmen lassen. Mache es sich der Unzufriedene zur Aufgabe, redlich das Seinige zur Herbeiführung dieser Güter beizutragen, sie können dann nicht länger vorenthalten werden, und um so weniger, beschränkt er hierauf sein Begehren, sucht er nicht lediglich Heil in der Republik, geht er nicht auf Umsturz alles Bestehenden aus, weil eben diese Bestrebungen nur allein dazu dienen, die heiligsten Zusicherungen unerfüllt zu lassen und die Errungenschaften der letztern Jahre so viel als möglich wieder zu beschränken, was denn nur zu sehr den Beifall aller Kurzsichtigen und vor Umwälzungen Besorgten findet.

Derjenige aber, welcher ohne Hoffnung ist, hier sein Fortkommen zu erlangen, und sich Aussicht macht, dasselbe in der neuen Welt zu finden, möge nicht verzweifeln, wenn sich dieses ihm dort nicht gleich darbietet, vielmehr sich darauf gefaßt machen, Jahre lang Entbehrungen zu erleiden. Ist er ausdauernd, weiß er sich in die Verhältnisse zu fügen, so wird er endlich zu Brod kommen, und hat er sich in das dasige Leben, sowie diesen und jenen wohlmeinenden Freund, an denen es bei der großen Zahl von Deutschen, unter welchen Einzelne doch immer deutsche Gesinnung beibehalten haben, ihm nicht mangeln kann, auch ein und den andern umgänglichen Amerikaner gefunden, damit auch Zufriedenheit erreichen, während dem, der jene Eigenschaften nicht besitzt, das traurigste Loos bevorsteht. Dies haben ohne Ausnahme die zu gewärtigen, welche in Deutschland ein leichtsinniges Leben

geführt und an Unthätigkeit sich gewöhnt haben, und in der Hoffnung, daß sie auf irgend eine Weise, vielleicht gar durch Zufall in Amerika noch ihr Glück machen würden, sich dahin begeben. Denn dem Arbeitsscheuen blüht dort nie Glück, sondern nur dem, der auch in Deutschland durch Thätigkeit und Betriebsamkeit seine Versorgung gefunden haben würde.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

